This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

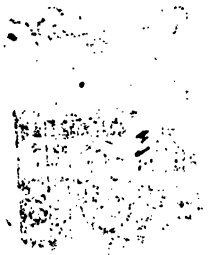
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 2044 103 253 605

99
9



Frantz, Gustav Adolph Constantin
1946

Untersuchungen

über das

Europäische Gleichgewicht.

Europa ist durch Deutschland gefallen,
durch Deutschland muß es wieder emporsteigen.

Gentz, Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa.

Berlin, 1859.
Ferdinand Schneider.
Victoriastraße.

Inhalt.

Seite.

I. Allgemeine Idee des europäischen Gleichgewichts . . . . . 1—22
1. Erste Anfänge des Gleichgewichtssystems 1
2. Es läuft auf ein Allianzsystem hinaus 2
3. War schon den alten Griechen bekannt 3
4. Die römische Weltherrschaft 4
5. Das Mittelalter 5
6. Die Politik der Päbste 8
7. Die modernen Gleichgewichts-Ideen in Italien 9
8. Die Coalitionen gegen die habsburgisch-spanische Macht, und die europäische Republik Heinrichs IV. 12
9. Ludwig XIV. und die Folgezeit 16
10. Allgemeine Bemerkungen 18

II. Die europäische Pentarchie . . . . . 23—42
1. Die Pentarchie im Unterschiede gegen die frühere Zeit 23
2. Die Großmachts-Kategorie 25
3. Ursprung der Pentarchie 26
4. Die heilige Allianz 28
5. Sie zerfällt allmälig, und mit ihr die Pentarchie 30
6. Der Krimkrieg und seine Folgen 32
7. Die heutige Pentarchie 33
8. Kritik derselben 36
9. Ihr Verhältniß zu Rußland 38

III. Die deutschen Großmächte in der Pentarchie . . . . . 43—71
1. Preußen keine wirkliche Großmacht 43
2. Preußen und das protestantische Princip 48
3. Seine Politik 50
4. Seine Machtmittel 51

Seite.

5. Die Pentarchie ist für Preußen nachtheilig gewesen 54
6. Oesterreichs Lage und Politik 61
7. Es bleibt immer auf Deutschland angewiesen 66
8. Irrthümer, welche aus der Großmachts-Idee entspringen . . 67
9. Seine wahre Natur 70

IV. Erste Anfänge eines neuen politischen Systems . . . . . 72—97
1. Steigende Wichtigkeit der fremden Erdtheile 72
2. Folgen davon für die englische Politik 74
3. Weltstellung Rußlands 75
4. Sein Verhältniß zu Nordamerika 78
5. Auch Frankreich strebt nach einer Weltmacht 80
6. Idee der Weltmacht 83
7. Charakteristik der vier Weltmächte 86
8. Die Tetrarchie 88
9. Steigende Wichtigkeit der kleineren Mächte 89
10. Beispiele davon 91
11. Die Polyarchie 94
12. Gegenwärtiger Zustand 96

V. Verfall des europäischen Gleichgewichts . . . . . 98—118
1. Die Machtverhältnisse und die Interessen 98
2. Veränderte Machtverhältnisse 99
3. Folgen davon 102
4. Veränderte Politik 104
5. Die deutschen Mächte 105
6. England, Rußland und Frankreich 111
7. Gegenseitiges Verhältniß der Letzteren 115
8. Untergang des europäischen Gleichgewichts 117

VI. Die Propaganda des Napoleonismus . . . . . 119—147
1. Der Napoleonismus repräsentirt die Revolution 119
2. Gegensatz desselben zu dem alten Europa 121
3. Einfluß der französischen Civilisation 124
4. Der Napoleonismus ist die Blüthe derselben 126
5. Seine Verherrlichung in Paris 128
6. Er stützt sich auf die Demokratie 129
7. Die Propaganda des Nationalitätsprincips 132
8. Gefährliche Wirkungen desselben 135
9. Die Börse 139
10. Die Conspiration 140
11. Die Presse 141
12. Die französische Propaganda und das europäische Gleichgewicht 145

Seite.

VII. Nothwendigkeit einer großen Gleichgewichts-Coalition . 148—178
1. Ohnmacht der heutigen Diplomatie 148
2. Deutschland und seine Nachbarländer 150
3. Die moralischen und intellectuellen Kräfte 154
4. Worauf das Uebergewicht Rußlands beruht 159
5. Worauf das Uebergewicht Frankreichs beruht 164
6. Zunehmende Gefahren für Deutschland 169
7. Die Coalition muß von Deutschland ausgehen 172
8. Fehler der englischen Politik 174
9. Neue Grundlagen des Gleichgewichts 177
VIII. Die deutsche Politik . . . . . 179—186
1. Die Großmachts-Ideen im Widerspruch mit den Forderungen einer deutschen Politik 180
2. Hervortreten dieses Widerspruchs in dem italienischen Kriege . 182
3. Hoffnung auf Verständigung 185
IX. Geschichtliche Entwickelung der deutschen Staaten . . . 187—317
A. Preußen . . . . . 187—219
1. Einleitung 187
2. Politik des großen Friedrich 188
3. Falsche Ansicht über die Entstehung des preußischen Staates . 191
4. Analyse der preußischen Staatsbildung 192
5. Erste Anfänge des preußischen Staates 196
6. Sein Verhältniß zu Polen 199
7. Die baltischen Küstenländer 201
8. Die Markgrafen und die deutschen Ritter 203
9. Brandenburg und Meißen 206
10. Innere Verfassung der Marken 208
11. Grundcharakter des preußischen Staates 209
12. Aufschwung und Verfall der deutschen Colonisation 211
13. Das moderne Preußen 214
14. Resultat 217
B. Oesterreich . . . . . 219—243
1. Alter der österreichischen Marken 219
2. Gemeinsame Bestimmung der deutschen Marken 221
3. Strategische Wichtigkeit der Ostmark 222
4. Wichtigkeit Böhmens 223
5. Unterschied zwischen den österreichischen und preußischen Marken. 224
6. Bevorzugte Stellung der Ostmark 225
7. Ihr kirchlicher Charakter 226
8. Die Habsburger 227

Seite.

9. Erwerbung Böhmens und Ungarns 230
10. Verhältniß zu Polen 234
11. Charakteristik der österreichischen Monarchie 237
12. Vergleich mit Preußen 238
13. Falsche Auffassung der deutschen Geschichte 240

C. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten . . . . 243—290

1. Die deutschen Volksstämme 244
2. Das Kaiserthum und die Herzogthümer 249
3. Die Welfen und die Hohenstaufen 251
4. Folgen, welche aus der Zersplitterung der Herzogthümer für die innere Verfassung Deutschlands entsprangen 258
5. Desgleichen für seine Machtentwickelung 261
6. Innere Umbildung der deutschen Nation 267
7. Das Fürstenthum 270
8. Die deutschen Mittelstaaten 274
9. Besondere Eigenthümlichkeit Mecklenburgs 280
10. Desgleichen Sachsens 282

D. Die östliche und die westliche Staatenbildung . . 290—300

1. Unterschied dieser beiden Staatenbildungen 290
2. Ihre gegenseitige Verflechtung 292
3. Das östliche Preußen 293
4. Die preußischen Westprovinzen 294
5. Oesterreich und das historische Recht 297
6. Sein heutiges Territorium 299

E. Ueberblick des Ganzen . . . . . 300—317

1. Gang der deutschen Geschichte 300
2. Die heutige Territorial-Eintheilung 303
3. Langsamkeit der deutschen Entwickelung 306
4. Wichtigkeit der Mittelstaaten 308
5. Preußen und Oesterreich 311
6. Irrthum der Gothaer 314
7. Das deutsche Staatensystem 316

X. Deutschland und die italienische Frage . . . . . 318—350

1. Unwahrheit des Nationalitätsprincips 318
2. Worauf die Machtstellung des Germanismus beruht 319
3. Deutschlands Verhältniß zu Italien 322
4. Die ehemalige deutsche Kaiserherrschaft in diesem Lande . . . 324
5. Die heutige österreichische Herrschaft 328
6. Das Haus Savoyen 329
7. Parallele zwischen Deutschland und Frankreich 331

Seite.

8. Die italienische Föderation 332
9. Italien und das Pabstthum 337
10. Kirchliche Richtung des italienischen Volkes 341
11. Deutschland und die italienische Frage 344
12. Deutschland und das Nationalitätsprincip 346

XI. Deutschlands Weltberuf . . . . . 351—365
1. Worauf es in der Politik ankommt 351
2. Idee des Nationalberufs 353
3. Worin der deutsche Beruf nicht besteht 354
4. Sociale Fähigkeiten der deutschen Nation 357
5. Einfluß der socialen Verhältnisse auf die auswärtige Politik . . 361
6. Geistesbeschränktheit der liberalen Partei 362
7. Was die deutsche Nation groß machen kann 364

XII. Internationale Bedeutung des alten deutschen Kaiserthums 366—383
1. Deutschlands Fall und Wiedererhebung 366
2. Die ehemals mit dem deutschen Reiche verbundenen Länder haben durch die Trennung von demselben verloren 368
3. Das heilige römische Reich 371
4. Wie es zu beurtheilen ist 374
5. Es ist ursprünglich keine bloße Fiction gewesen 377
6. Wurde aber später zu einem bloßen Symbol 378
7. Das deutsche Reich verwandelt sich in den deutschen Bund . . 380

XIII. Der deutsche Bund und das europäische Gleichgewicht . 384—416
1. Stand der Untersuchung 384
2. Verschiedene Arten des Gleichgewichts 385
3. Grundsätze des stabilen Gleichgewichts 387
4. Nur auf dem deutschen Bunde kann das europäische Gleichgewicht beruhen 389
5. Französische Politik 392
6. Napoleon und die abendländische Völkergemeinschaft 394
7. Universaler Beruf der deutschen Nation 399
8. Die Grundlagen des deutschen Bundes stehen damit in Uebereinstimmung 404
9. Seine Schwäche entspringt aus den österreichischen und preußischen Großmachts-Ideen 407
10. Es kommt nicht auf ein deutsches Parlament, sondern auf eine deutsche Politik an *) 410
11. Endziel derselben 415

*) Druckfehler-Berichtigung. Die Ueberschrift im Text ist irrthümlich 11 statt 10.

Seite.

XIV. Die Miſſion des Napoleonismus . . . . . 417 — 432
1. Der Napoleonismus iſt fataliſtiſch, und doch zugleich ein Werkzeug der Vorſehung 417
2. Er vollzieht das Gericht über das heutige Europa 423
3. Bringt die Nichtigkeit der heutigen Diplomatie zur Erſcheinung 425
4. Nachweis derſelben an dem pariſer Congreß 426
5. Die Situation 430
XV. Recapitulation . . . . . 433 — 435

I. Allgemeine Idee des europäiſchen Gleichgewichts.

1. Erſte Anfänge des Gleichgewichtsſyſtems. — 2. Es läuft auf ein Allianzſyſtem hinaus. — 3. War ſchon den alten Griechen bekannt. — 4. Die römiſche Weltherrſchaft. — 5. Das Mittelalter. — 6. Die Politik der Päbſte. — 7. Die modernen Gleichgewichts-Ideen in Italien. — 8. Die Coalitionen gegen die habsburgiſch-ſpaniſche Macht, und die europäiſche Republik Heinrichs IV. — 9. Ludwig XIV. und die Folgezeit. — 10. Allgemeine Bemerkungen.

1.

Der Grundgedanke, woraus ſich das moderne Syſtem des europäiſchen Gleichgewichts entwickelt hat, iſt ſo einfach, daß er wahrſcheinlich ſchon den älteſten Zeiten nicht ganz fremd geweſen, ſobald es nur mehrere neben einander beſtehende Staaten gab, welche gegenſeitig auf einander einzuwirken vermochten. Denn wie ſich von jeher der Ausdehnungstrieb in den Staaten geregt, ſo mußte anderſeits in den dadurch gefährdeten Staaten der Selbſt-Erhaltungstrieb dagegen reagiren, und Bündniſſe gegen die drohende Uebermacht hervorrufen. Die Erfahrung mußte dann alsbald lehren, daß man gar oft um ſeiner eignen Sicherheit willen eines Anderen bedürfe, und folglich auch das Intereſſe habe, dieſen Anderen in ſeiner Machtſtellung erhalten zu ſehen, um nöthigenfalls Hülfe bei ihm finden zu können.

Dieſer Gedanke alſo, daß man um ſeiner ſelbſt willen ein Intereſſe an der Erhaltung eines Andern habe, weil man deſſelben

möglicherweise gegen einen Dritten bedürfe, war der Ausgangspunkt für die gesammte Gleichgewichtslehre. Machte nun jeder Staat seinerseits dieselbe Erwägung, so ergaben sich für jeden gewisse Rücksichten, die ihm sein eignes Interesse für die andern zu nehmen gebot, je nach der Seite, von wo ihm Gefahr drohte, oder von wo er Unterstützung zu finden hoffte. Wie von selbst entstand daraus die Idee einer allgemeinen Einwirkung und Gegenwirkung, und die praktische Forderung eines Gleichgewichts, welches somit nur der moderne Ausdruck für eine gewiß sehr alte Sache ist.

2.

Hieran knüpfen sich sofort sehr wichtige Folgen, denn aus dem einen und selben Grundgedanken entspringt das ganze Gleichgewichts-System.

Zuvörderst nemlich zeigt sich, daß das eigentlich wirksame Princip in demselben lediglich das Allianzverhältniß ist. Man alliirt sich, um einem drohenden Uebergewicht ein Gegengewicht entgegenzustellen, — darin liegt der Nerv der Sache, so künstlich auch das Gleichgewichts-System allmälig ausgesponnen werden mag. Es ist und bleibt ein System von Allianzen, aber von Allianzen, die nur auf gegenseitigen Schutz berechnet sind, also kurz gesagt, ein defensives Allianzsystem.

Allianzen begründen und erhalten das Gleichgewicht, aber sie können es auch selbst am meisten gefährden, sobald sich die Mächtigeren gegen die Schwächeren verbinden, wie zur Zeit Napoleons I. und Alexanders I. Die Geschichte des Gleichgewichts ist daher die Geschichte der Allianzen, und niemals kann die Erhaltung oder Wiederherstellung desselben ohne Allianzen bewirkt werden. Die Gefahr aber kann ebenso aus der Uebermacht eines Einzelnen, wie aus einer übermächtigen Allianz entspringen.

Das politische Gleichgewicht ist also weder, wie Manche meinen, eine Chimäre, noch wie Andere meinen, ein ganz besonders tiefsinniges und nur den Eingeweihten zugängliches System. Es ist so praktisch und so einfach, wie die Idee der Allianz, an der man den Schlüssel des Ganzen hat, wenn man nur berücksichtigt, daß es sich dabei nicht

blos um solche Allianzen handelt, die sich augenblicklich zu bethätigen haben, sondern noch vielmehr um solche, die sich erst in Zukunft bethätigen sollen, wenn einmal das Bedürfniß eintritt, d. h. um eventuelle Allianzen. Jeder Staat fragt sich also, von wo aus ihm jetzt oder in Zukunft Gefahr drohe, und welche Staaten ihn in diesem Falle unterstützen könnten, und bemißt darnach das Interesse, welches er an der Erhaltung derselben zu nehmen hat. Freilich wird sich dabei oft genug finden, daß dieselbe Macht, von welcher Gefahr droht, unter Umständen auch Hülfe gewähren kann. So entsteht daraus ein sehr verschlungenes Netz von sich durchkreuzenden Rücksichten; was aber dieses Netz zusammenhält, ist doch nichts anders, als die Idee einer möglichen Allianz.

3.

Hat es von altersher Allianzen gegeben, so kann auch der Grundgedanke des politischen Gleichgewichts nie ganz unbekannt gewesen sein, und der Unterschied der Zeitalter nur darin bestehen, daß dieser Gedanke mehr oder weniger Einfluß auf die Politik geäußert hat, und mit mehr oder weniger Klarheit erfaßt worden ist.

Hume zeigt in seinem Essay of the balance of power, daß er in der That schon den alten Griechen sehr wohl bekannt war, und einen praktischen Einfluß auf die Politik der griechischen Staaten äußerte. Wie konnten auch einem Volke, welches sich in der Erhaltung seiner innern Freiheit so eifersüchtig zeigte, daß die übermächtigen Bürger durch den Ostrazismus verbannt wurden, die Gefahren entgehen, welche aus der Uebermacht irgend eines Staates für die Unabhängigkeit aller andern entspringen? Wie natürlich war es vielmehr, daß der in den Hellenen so lebendige Sinn für das Ebenmaß in allen menschlichen Dingen auch auf ihre Auffassung der Staatenverhältnisse einwirkte, und zum Widerstand aufforderte, sobald sich eine Macht erhob, welche die Dimensionen des hellenischen Staatslebens durch ein erdrückendes Uebergewicht vernichtet hätte.

Wir werden also nicht glauben, daß es bloße Leidenschaft, sondern daß es zugleich politische Erwägungen gewesen, welche den pelo-

ponnesischen Krieg hervorriefen. Die damaligen Symmachien waren in gewissem Sinne Gleichgewichtscoalitionen. Bald trat auch der persische Großkönig mit in diese Coalitionen ein, nach dem Rath, welchen Alcibiades dem Tissaphernes gab, sich immer auf die Seite der schwächeren Partei in Griechenland zu stellen. Nach derselben Politik unterstützten später die Ptolomäer die kleineren griechischen Staaten gegen Macedonien.

So ist die Gleichgewichts-Idee in der griechischen Welt von unleugbarer Wirkung gewesen, und wie man heute von einem europäischen Gleichgewicht spricht, so hätte man damals von einem griechischen Gleichgewicht sprechen können.

Diese Beschränkung der politischen Combinationen auf einen engeren Kreis lag in der Natur der Dinge. Denn immer gehört ein lebhafter Verkehr und eine gewisse geistige Gemeinschaft dazu, damit die Staaten ein thätiges Interesse für einander nehmen. Darum sprechen wir auch heute noch nicht von einem Weltgleichgewicht, sondern nur von einem europäischen, weil bis jetzt nur erst die europäischen Staaten in einem so vielseitigen Verkehr mit einander stehen, daß alle ein Interesse an einander haben. Sollte es aber dereinst geschehen, (und es liegt vielleicht nicht mehr fern), daß namentlich Nord-Amerika eine thätige Einwirkung auf die europäischen Angelegenheiten äußerte, so würde das europäische Gleichgewicht sehr wesentlich dadurch alterirt, und es könnte im strengen Sinne des Wortes überhaupt nicht mehr von einem solchen gesprochen werden.

4.

Wenn nun also die Maximen der Gleichgewichtspolitik bereits in der griechischen Welt bekannt waren, so muß es um so auffallender erscheinen, daß gleichwohl diese Maximen nicht gegen die anschwellende Macht der Römer angewandt worden sind, welche doch bald die Freiheit der ganzen Welt bedrohte. Warum hat sich denn nie eine große Coalition gegen die Römer gebildet? Ein Hannibal wäre gewiß der Mann dazu gewesen, seine Allianz mit Macedonien blieb aber resultatlos. Und bald darauf sah man, wie die Griechen, anstatt sich gegen

die Römer zu coalisiren, ihnen vielmehr halfen Macedonien und Syrien zu unterjochen, und dadurch ihren eigenen Untergang vorbereiteten. Sie waren damals schon zu tief gesunken, um noch eines männlichen Entschlusses fähig zu sein, die keltischen und germanischen Völker hingegen waren noch zu barbarisch, um an eine Coalition zu denken, und dies erklärt das Räthsel.

Die Römer strebten nach einer Weltherrschaft, d. h. nach dem Gegentheil dessen, was die Gleichgewichtspolitik bezweckt, und demnach war auch ihre praktische Maxime: „divide et impera“, während das Gleichgewichtssystem vielmehr sagt: „Vereinigt Euch gegen die drohende Uebermacht.“ Vermöge jener ersteren Maxime gelang es ihnen aber, diese letztere dergestalt unwirksam zu machen, daß sie ihre Nachbaren den Einen nach dem Anderen unterwerfen konnten, und nie eine Coalition gegen Rom zu Stande kam. Und daß ihnen dies gelang, muß ohne Zweifel für den stärksten Beweis ihrer überlegenen Staatskunst gelten, welche es sowohl verstand, die Völker, die sie unterwerfen wollte, zuvor als Bundesgenossen gegen andre zu gebrauchen, und dieselben dadurch in eine ihrem eigenen Interesse widersprechende Richtung zu drängen, um sie dann hinterher um so leichter erdrücken zu können.

Jede herrschsüchtige Politik hat seitdem dieselbe Maxime anzuwenden versucht, aber nur die Russen scheinen die ganze Kunst, oder das ganze Glück der Römer geerbt zu haben. Wie viele Coalitionen sind nicht schon gegen Frankreich in's Feld gerückt, aber gegen Rußland ist bis jetzt nur eine zu Stande gekommen, und mit geringem Erfolg, obgleich doch seit 150 Jahren keine Macht der Erde in einer so stetigen und so auffallenden Vergrößerung begriffen war, als Rußland. Aber eben deshalb ist es von Coalitionen verschont geblieben, weil es einerseits selbst die vortheilhaftesten Allianzen zu schließen, andrerseits die ihm nachtheiligen Allianzen zu verhindern versteht.

In dem Allianzsystem liegt das Geheimniß der Weltherrschaft wie des politischen Gleichgewichts.

5.

Im Mittelalter treten die Maximen der Gleichgewichtspolitik nur wenig hervor, ohne daß man deshalb glauben dürfte, sie seien den

germanischen Völkern, welche die römischen Länder einnahmen, ganz unbekannt geblieben. Für das Gegentheil spricht vielmehr das Beispiel des ostgothischen Königs Theoderich in den Verhandlungen, wodurch er zwischen Chlodewig und dem Westgothenkönig Alarich den Frieden vermittelte, und von denen Flassan (Histoire de la diplomatie française) bemerkt, daß sie selbst der modernen Diplomatie zum Muster dienen könnten.

Aber das Lehnswesen und die Hierarchie gaben der Politik des Mittelalters eine andere Richtung. Denn einmal war es schon nicht so leicht, mit einem Vasallenheere große Eroberungen zu machen, und die damaligen Staaten hatten so wenig innere Consistenz, daß weder von einer systematischen Machtentwickelung, noch auch von einer systematischen Politik die Rede sein konnte. Die Gefahr einer beabsichtigten totalen Veränderung des ganzen damaligen Staatensystems, wie sie in neuerer Zeit wiederholt versucht worden, lag also nirgends vor. Sodann, und dies ist die Hauptsache, bildete die ganze abendländische Christenheit gewissermaßen ein Reich, mit Pabst und Kaiser an der Spitze.

Zwar war das Kaiserthum, welches eine allgemeine Oberhoheit in Anspruch nahm, in diesem Sinne von dem westlichen Europa niemals anerkannt, und hatte nach dem Sturz der Hohenstaufen auch nicht entfernt die Kraft, diesen Anspruch weiter zu verfolgen, aber es galt doch nach Rang und Würde ganz allgemein als die erste weltliche Macht, welche folglich dem Ehrgeiz aller anderen Potentaten eine unübersteigliche Grenze setzte, und wodurch das Kaiserthum auch noch in dem spätern Mittelalter auf ganz Europa einen ohne Frage sehr heilsamen Einfluß ausgeübt hat. Was aber das Kaiserthum vergeblich angestrebt, das hatte das Pabstthum wirklich erreicht. Ueber die ganze abendländische Christenheit übte es eine schiedsrichterliche Gewalt, und durch seine Legaten, welche als die Diplomaten des Mittelalters anzusehen sind, hielt es die Fäden der ganzen damaligen Politik in seiner Hand. Es konnte überall einen temperirenden Einfluß üben, welchem Bann und Interdict, nebst den Reichthümern der Kirche, einen genügenden Nachdruck gaben.

In diesen Factoren lag damals die Garantie für die Erhaltung der bestehenden Verhältnisse. Auf ein gegenseitiges Sich-Balanciren der einzelnen Staaten, nach den späteren Ideen des europäischen Gleichgewichts, kam es also damals gar nicht an, weil alle Staaten im Grunde genommen nur Theile eines großen hierarchisch-aristokratischen Reiches bildeten, und ihre Beziehungen zu einander weniger durch gegenseitige Transactionen, als durch den vorherrschenden Einfluß von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus regulirt wurden. Auch hatte das Lehnswesen alle Staaten so mit einander verflochten und verzwickt, daß man allermeist gar nicht genau angeben konnte, wo die Herrschaft des einen Staates aufhöre und die des andern anfange, und wie es weder genau begrenzte Territorien gab, so gab es auch keine abgeschlossenen Staats-Interessen, statt deren vielmehr die Standes-Interessen überwogen.

Alles dies bewirkte, daß die Gleichgewichts-Ideen auf die gegenseitigen Beziehungen der damaligen Staaten nur eine sehr geringe Wirkung äußern konnten. Aber sie machten sich dafür auf einem anderen Gebiete geltend. Vor Allem in dem Streit der geistlichen und weltlichen Macht, und dann in dem Streit der Feudalherren und Städte mit der Krone.

So sah man, wie die deutschen Kaiser, um ein Gegengewicht gegen die großen Reichsfürsten zu gewinnen, absichtlich die Macht der Bischöfe beförderten. Diese aber, nachdem sie dadurch selbst eine reichsfürstliche Stellung erlangt, verbanden sich dann mit den weltlichen Reichsfürsten, und beförderten absichtlich den Einfluß des Pabstthums auf das Reich, um dadurch ein Gegengewicht gegen die kaiserliche Gewalt zu gewinnen, wogegen das Kaiserthum sich dann zuweilen wieder auf die Städte und den niederen Adel zu stützen suchte. Ebenso benutzten die Päbste gar oft das Kaiserthum in Italien als ein Gegengewicht gegen die ihnen selbst gefährliche Macht der Städte und großen Barone. Nachdem aber das Kaiserthum fast allen Einfluß in Italien verloren, versuchten die Päbste zu diesem Ende sich auf Neapel zu stützen, welches sie dem Kaiserthum entwunden und zu einem päbstlichen Lehn zu machen gewußt hatten, und welches dann später

wieder die vorzüglichste Handhabe bildete, wodurch Frankreich und Spanien in die italienischen Angelegenheiten hinein gezogen wurden.

6.

Dies ist nun der Punkt, von wo aus sich die Idee des politischen Gleichgewichts gegen Ende des Mittelalters entwickelte, und es ist sehr merkwürdig zu sehen, wie das Pabstthum von Anfang an ein doppeltes System der Politik verfolgte, wovon das eine dem andern widersprach, und es dann auch hinterher gesprengt hat.

Dieser Widerspruch war von Anfang an mit der weltlichen Herrschaft der Päbste im Kirchenstaat gegeben. Denn in Folge dessen hatten sie die Localinteressen eines italienischen Potentaten, als Oberhaupt der Kirche hingegen waren sie eine universale Macht, auf universale Ideen und universale Interessen angewiesen. Noch in unseren Tagen sieht man, wie bedeutende Folgen aus diesem Gegensatz entspringen, denn noch immer bildet der Kirchenstaat den Knotenpunkt der italienischen Frage, wodurch dieselbe mit der ganzen europäischen Politik verflochten wird. Im Mittelalter aber war dies noch sehr viel mehr der Fall, und wie damals das Pabstthum die prädominirende Macht war, so mußten eben deshalb die gewaltigsten Conflicte aus diesem Gegensatz entspringen, wodurch bekanntlich die Hohenstaufen zu Grunde gingen. Auch sind es diese Conflicte gewesen, woraus sich das moderne Gleichgewichtssystem entwickelt hat, welches, wie sich sogleich zeigen wird, grade durch den Kirchenstaat begründet worden ist.

Von Anfang an zeigte sich nemlich in diesem Kirchenstaat die militairische Ohnmacht, welche zu allen Zeiten die schwache Seite der Priesterherrschaft gebildet hat. Die päbstliche Herrschaft vermochte sich also nicht durch eigne Kraft zu behaupten, und grade im Mittelalter noch viel weniger als heute, da dieselben Päbste, welche Kaiser und Könige absetzten, doch oft vor der römischen Bürgerschaft oder vor einem kleinen italienischen Potentaten flüchten mußten. Jede nahe Gewalt, wenn auch gering, konnte sie in Verlegenheit und Schrecken setzen, indessen sich ihr Einfluß grade in weiter Ferne am wirksamsten erwies. Obgleich sie also die Oberherrschaft über die ganze abend-

ländische Christenheit erstrebten, und in gewissem Sinne auch erlangten, so haben sie doch niemals über Italien geherrscht, und konnten nicht einmal daran denken. Ihr höchstes Ziel war hier nicht Oberherrschaft, sondern nur Sicherheit für ihre eigene Territorialherrschaft. Je weniger sie dieselbe nun durch ihre eigenen Militairkräfte erhalten konnten, um so mehr sannen sie auf politische Mittel, und es gab dazu kein anderes Mittel als das Gleichgewichtssystem, vermöge dessen sie die verschiedenen italienischen Staaten dergestalt gegen einander zu balanciren suchten, daß keiner derselben dem Kirchenstaate gefährlich werden konnte.

Sie riefen aber damit ein System hervor, welches grade das Gegentheil von dem bezweckt, was sie selbst in Europa erstrebten. Denn in Europa wollten sie keinegswegs ein System von unabhängig neben einander bestehenden Staaten, sondern sie wollten vielmehr alle Staaten zu einer geistlichen Universalmonarchie verschmelzen, und was solcher Universalmonarchie direct entgegensteht, ist eben das moderne Gleichgewichtssystem.

Das ist die List der Vernunft, um ein Wort von Hegel anzuwenden, daß es grade die Päbste sein mußten, die ein politisches System zur Geltung brachten, welches die mittelalterliche Welt aufgelöst hat. Und das ist die göttliche Ironie der Geschichte, daß es grade diese geistliche Macht sein mußte, welche dieses rein weltliche System der Gleichgewichtspolitik, das gleichsam in den Gewölben und Grüften ihrer Dome begraben lag, wieder in's Leben rief. Wie wunderlich haben sich hier die Principien in ihr Gegentheil verkehrt! Denn was man doch von dem Pabstthum am ehesten hätte erwarten sollen, nemlich eine große Kirchenveränderung, das ging vielmehr von Deutschland aus, und von dem Pabstthum ging die große Veränderung der Politik aus, die ihm doch grade am fernsten zu liegen scheint.

7.

Die wichtigsten Staaten Italiens waren im 14ten und 15ten Jahrhundert Venedig, Mailand, Florenz und Neapel, neben vielen anderen kleineren Republiken und Potentaten von mehr oder weniger

8.

Bald darauf erhob sich die große spanisch-habsburgische Macht, welche durch das Schreckbild der Universalmonarchie, womit sie Europa bedrohte, die erste Veranlassung gab, die Gleichgewichtspolitik im großen Style zu versuchen. Franz I. hat den Kampf dagegen eröffnet, Heinrich IV. und Elisabeth haben ihn fortgeführt, Richelieu und Gustav Adolph haben ihn vollendet. Frankreich hat dabei das meiste gethan, und es ist der französische Geist gewesen, welcher die Gleichgewichtspolitik, deren Grundmaximen wie gesagt aus Italien herüberkamen, in ein förmliches System zu bringen versucht hat. Denn als ein solches erscheint das bekannte Project einer europäischen Republik, welches man Heinrich IV. zuschreibt, und welches sich in den Memoiren von Sully findet.

Ob es mit diesem Project je ernstlich gemeint war, mag mehr als zweifelhaft sein. Flassan behauptet gradezu, daß es Heinrich IV. selbst ganz fremd gewesen. Aber wenn es auch nur von Sully entworfen wäre, oder selbst nur aus den Umgebungen dieses Staatsmannes stammen sollte, so bleibt es doch immer sehr merkwürdig. Einmal, weil sich Manches davon in der That realisirt hat, und sodann, weil es den Umschwung der Ideen charakterisirt, der in jener Zeit stattgefunden hatte. Die Hauptpunkte waren folgende:

Die ganze abendländische Christenheit sollte in 15 Reiche eingetheilt werden, von ohngefähr gleicher Macht, nemlich: 1. Frankreich, 2. England, 3. Dänemark, 4. Schweden, 5. die Niederlande, vergrößert durch den spanischen Antheil, 6. die Schweiz, vergrößert durch den Elsaß und die Franche Comté, 7. Deutschland, 8. Böhmen mit der Lausitz, Schlesien und Mähren, 9. Polen mit der Anwartschaft auf Eroberungen gegen die Türken, Tartaren und Russen, 10. Ungarn, vergrößert durch das Erzherzogthum Oesterreich mit Steiermark und Kärnthen, und mit der Anwartschaft auf Eroberungen gegen die Türken, 11. Venedig, vergrößert durch Sicilien, 12. die mittelitalienischen Republiken und Herrschaften, Genua, Florenz, Lucca, Parma, Modena, Mantua, Bologna und Ferrara zu einer Con-

föderation vereinigt, 13. Savoyen, vergrößert durch die Lombardei, 14. der Kirchenstaat, vergrößert durch Neapel, 15. Spanien. Alle diese 15 Staaten sollten dann in eine Art von Conföderation treten, und je 4 Repräsentanten zu einem beständigen Senat deputiren, der in Zukunft alle Differenzen zu schlichten hätte.

Betrachten wir jetzt dieses Project nach seiner theoretischen wie seiner praktischen Bedeutung.

In ersterer Hinsicht ist zweierlei bemerkenswerth. Einerseits nemlich hat sich die mittelalterliche Weltansicht noch darin erhalten, andrerseits aber total umgebildet. Denn man sieht, wie die abendländische Christenheit noch als ein zusammengehörendes Ganze aufgefaßt wurde, welchem der griechisch-slawische Osten eben so fremd gegenüber stand, wie die Türkei, so daß noch keine Rede davon war, dem russischen Reiche irgend welche Theilnahme an den abendländischen Angelegenheiten zu gestatten. Also die Idee einer abendländischen Einheit hatte sich noch einigermaßen erhalten, aber das Prinzip dieser Einheit und die Form, in welcher sich dieselbe realisiren sollte, hatte sich bis in's Gegentheil umgewandelt. An die Stelle des geistlichen Princips trat ein rein weltliches, und an die Stelle der monarchischen Form des Mittelalters, welche in Pabstthum und Kaiserthum gipfelte, trat die republikanische Form der Föderation. Die europäischen Staaten sollten sich zu einander verhalten, wie die Bürger einer demokratischen Republik, alle unter einander gleich, und alle unabhängig von einander.

Dieses Ziel ist dann in gewissem Sinne allerdings erreicht worden. Denn nachdem die päbstliche Oberherrschaft verschwunden, und der Vorrang des deutschen Kaiserthums zu einem wesenlosen Schatten herabgesunken, so waren im Grunde genommen alle Staaten gleich. Alle konnten unter Umständen versuchen, das Gewicht ihrer Macht in die Wage der Entscheidung zu werfen, und sie thaten es auch, so daß es niemals einen lebendigeren und vielseitigeren Staatenverkehr gegeben hat, als im 17. und 18. Jahrhundert, das goldne Zeitalter der Kabinetspolitik. Von einer Gleichheit der Macht war freilich nicht die Rede, außer in dem fraglichen Projecte, welches in

dieser Hinsicht den französischen Geist charakterisirt, der es mit der Gleichheit immer sehr buchstäblich nimmt, — wohl verstanden in der Theorie; denn in der Praxis ist es den Franzosen niemals auf Gleichheit, sondern immer auf Herrschaft angekommen.

Endlich ist das hier aufgestellte Ziel eines ewigen Friedens auch nicht für etwas ganz Neues zu erachten, sondern schon von der mittelalterlichen Hierarchie angestrebt worden, aber in der Gestalt eines Gottesfriedens (treuga Dei), an dessen Stelle nun die rein weltliche Form eines Völkertribunals treten sollte. Diese Idee ist dann von den Philosophen weiter verfolgt worden, hat aber nur wenig praktischen Einfluß gewonnen, wenn man nicht etwa die späteren diplomatischen Conferenzen für eine Art von Völkertribunal ansehen will.

Was nun die praktische Seite des ganzen Projects anbetrifft, so ist es der Sache nach nichts andres als ein großer Coalitionsversuch gegen das damals so übermächtige Haus Habsburg. Dieses Haus sollte auf die pyrenäische Halbinsel und die dazu gehörigen Colonien beschränkt werden, dagegen alle seine anderen Besitzungen verlieren, nach den oben angegebenen Daten. Insbesondre sollte es auch noch die deutsche Kaiserwürde verlieren, welche in Zukunft nur einem der Kurfürsten übertragen werden sollte.

Frankreich erschien dabei sehr uneigennützig, indem es die Spolien des Hauses Habsburg in der freigebigsten Weise vertheilte, ohne irgend etwas für sich selbst zu beanspruchen. Wer sieht aber nicht, daß, wenn das Project je zur Ausführung gekommen wäre, es doch lediglich zum Vortheil Frankreichs ausschlagen mußte. Dieser Staat hätte dann an den Niederlanden, an der Schweiz und Savoyen drei schwache Nachbarn gehabt, alle drei an das französische Interesse gefesselt durch die Vergrößerungen, welche sie Frankreich verdankten, und nur mit französischer Unterstützung behaupten konnten. Das Pabstthum wäre in seinen Händen gewesen, der Einfluß auf die deutsche Kaiserwahl gesichert, die neuen böhmischen und ungarischen Reiche französische Schöpfungen, welche beide mit einem Wahlkönigthum beglückt werden sollten, wie es in Polen bestand. So mußte

Frankreich mit seinem zwar nur mäßigen aber sehr wohl arrondirten Territorium, und mit seiner gesicherten und concentrirten Macht, die Suprematie auf dem Continent gewinnen, wie es bald darauf in der That geschah.

Es zeigt sich ferner, wie sehr der Angriff gegen das Haus Habsburg mittelbar zugleich gegen Deutschland gerichtet war, welches nicht nur allen Einfluß auf Italien verlieren, sondern zuleich so bedeutende Ländercomplexe wie Böhmen mit der Lausitz, Schlesien und Mähren, und das Erzherzogthum Oesterreich mit Steiermark und Kärnthen, wie auch den Elsaß ganz abtreten sollte, und das Alles für die Phrase der Wahlfreiheit, deren sich in Zukunft die Kurfürsten erfreuen würden. So wären dem Reiche fast nur diejenigen Länder geblieben, welche späterhin im Rheinbund figurirten. Denn Preußen war damals polnisch, und nur um Brandenburg und Pommern wäre dieses neue deutsche Reich nach französischem Zuschnitt größer gewesen als der spätere Rheinbund, den also schon Heinrich IV. im Sinne gehabt. Dies war das Resultat, welches sich aus dem Sullyschen Projecte für Deutschland ergab. Doch etwas anders hat bald darauf Chemnitz (Hippolytus a Lapide) den Kampf gegen das Haus Habsburg aufgefaßt. Er will die Besitzungen dieses Hauses ebenfalls consisciren, aber nur um Domainen des deutschen Reiches daraus zu machen, was freilich der französischen Politik nicht conveniren konnte.

Kurz, unter dem Schein der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, welche die Republik Heinrichs IV. begründen sollte, steckte die französische Suprematie, und der Kampf gegen das Haus Habsburg war eben so sehr gegen das deutsche Reich gerichtet. In beiderlei Hinsicht hat die französische Politik eine bewundernswürdige Continuität bewiesen. Immer hat sie Freiheit verkündet, immer Ketten gebracht. Durch die Vorspiegelungen von der deutschen Libertät und Wahlfreiheit gelang es ihr zuerst, die deutschen Reichsfürsten zu gewinnen, und indem dadurch die seit der Reformation zwischen dem Kaiserthum und den protestantischen Ständen bestehende Spannung noch fortwährend gesteigert wurde, hat sie sehr wesentlich zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges beigetragen, der die französische Suprematie begründete.

9.

Seitdem mußte sich die Praxis der Gleichgewichtspolitik vorzugsweise gegen dasselbe Frankreich richten, welches zuvor selbst am meisten dazu beigetragen hatte die Maximen derselben zu verbreiten. Denn seitdem Heinreich IV. ganz Europa gegen die Gefahren einer habsburgischen Universalmonarchie allarmirt, waren die Gleichgewichts-Ideen in das allgemeine politische Bewußtsein übergegangen.

Dazu kam, daß nach dem westphälischen Frieden allgemein stehende Gesandtschaften üblich wurden, wodurch sich alle Staaten fortwährend unter einander beobachteten, und jedes auf Machterweiterung gerichtete Unternehmen eines Staates bald ein allgemeines Interesse gewann. Vermehrten sich dadurch Cabalen und Intriguen, so vermehrten sich doch auch die Mittel, um einem gefährlichen Anschlag zuvorzukommen, und der letzte Prüfstein der Gefährlichkeit blieb immer die Gleichgewichts-Idee.

Was nun anfänglich eine bloße Klugheitslehre gewesen war, vermischte sich allmälig mit den völkerrechtlichen Ideen. Es entstand daraus der Begriff einer europäischen Nothwendigkeit, wie man es heute nennt, vor welcher unter Umständen das positive Recht in den Hintergrund treten mußte. So haben wir es in unseren Tagen gesehen, wie der Fortbestand der dänischen Gesammtmonarchie für eine europäische Nothwendigkeit erklärt, und unter diesem Vorwande das Recht der deutschen Herzogthümer gebrochen wurde. Damals machte man eine zweckmäßigere Anwendung von diesem Grundsatz, als es nach dem Aussterben der habsburgischen Linie in Spanien für eine europäische Nothwendigkeit erklärt wurde, daß dieses große Erbe getheilt werden müßte, und daß die Kronen von Frankreich und Spanien niemals vereinigt werden dürften.

„L'humanité, sagt Fénélon, met un devoir mutuel de défense du salut commun entre les nations voisines contre un état voisin qui devient trop puissant, comme il y a des devoirs mutuels entre les concitoyens pour la liberté de la patrie. Si le citoyen doit beaucoup à sa patrie, dont il est membre, chaque nation doit

à plus forte raison bien davantage au repos et au salut de la république universelle dont elle est membre, et dans laquelle sont renfermées toutes les patries des particuliers“ (Examen de la conscience sur les devoirs de la royauté). Dieſe Worte wurden im Zeitalter Ludwig's XIV. geſprochen, und ſie beſagen deutlich, daß der Widerſtand gegen die Fortſchritte einer übergroßen Macht als ein Recht gelten müſſe, nemlich als ein Nothrecht, und daß dieſem Recht die Pflicht correſpondirt, welche jeder unabhängige Staat hat, ſich einer etwaigen Coalition gegen eine ſolche gefährliche Macht anzuſchließen.

Kein Staat hat ſeiner Zeit dieſes Recht lebendiger aufgefaßt, und dieſe Pflicht energiſcher bethätigt als England, welches dadurch ſo lange der vornehmſte Wächter des europäiſchen Gleichgewichts geweſen iſt. Gewiß hat es dies Amt nicht blos um Europas willen, ſondern gar ſehr in ſeinem eigenen Intereſſe übernommen, aber das iſt kein Vorwurf. Niemals wird eine Gleichgewichts-Coalition aus blos idealen Rückſichten geſchloſſen werden, und das eben hat der engliſchen Politik ſo viele Triumphe verſchafft, daß ſie es ſo wohl verſtanden ſich ſolchen Unternehmungen zuzuwenden, die ebenſo lobenswerth ſind, als ſie zugleich dem engliſchen Staatsintereſſe dienen. Immer waren dabei Selbſtſucht und Edelmuth ſo innig verbunden, daß ſich kaum ſagen läßt, wo das Eine aufhört und das Andere anfängt. Man denke z. B. an die Abſchaffung der Sclaverei.

Dennoch haben die Coalitionen gegen Ludwig XIV. bei weitem nicht den Erfolg gehabt, wie früher die Coalitionen gegen die habsburgiſch-ſpaniſche Macht. Denn in dieſem letzteren Falle wurde das Ziel vollſtändig erreicht. Spanien wurde von Oeſterreich getrennt, und verfiel ſogar in die äußerſte Schwäche, und Oeſterreich für ſich allein iſt niemals für das europäiſche Gleichgewicht gefährlich geweſen, ſondern hat ſeitdem für den eigentlichen Stützpunkt deſſelben gegolten. Dahingegen haben ſich die Coalitionen gegen Ludwig XIV. nur als Palliative erwieſen, und mußten es thun, ſo lange doch die Urſache fortbeſtand, worauf die Gefährlichkeit der franzöſiſchen Macht beruhte, nemlich die deutſche Zerriſſenheit, mit deren Fortſchritt ſie ſich gleichzeitig entwickelt hat. Da alſo der deutſche Zerſetzungsproceß nicht

zum Stehen kam, vielmehr in dem siebenjährigen Kriege zu einem neuen Ausbruch der Zwietracht führte, so mußte Frankreich nur um so gefährlicher werden, sobald der alte Eroberungstrieb wieder in ihm erwachte, und kaum ein Menschenalter nach dem hubertsburger Frieden stand es drohender da als je zuvor, und rief Coalitionen hervor, wie man sie noch nie gesehen.

Seitdem erst hat Rußland einen thätigen Antheil an den Angelegenheiten des westlichen Europa's genommen, und dadurch seine heutige europäische Stellung gewonnen. Und auch davon liegt die Ursache in Deutschland, welches ihm den Zugang zum Westen eröffnet hat. Schon durch den siebenjährigen Krieg gewann Rußland einen thatsächlichen Einfluß auf ganz Deutschland, der bald darauf durch den Frieden von Teschen, wodurch es zum Mitgaranten des westphälischen Friedens wurde, selbst einen legitimen Anhalt bekam.

Die Coalitionen von 1813—15, welche die napoleonischen Weltherrschaftspläne zerstörten, haben dem Continent einen lange dauernden Frieden verschafft, aber keine Garantie dieses Friedens begründet, weil in der That kein wirkliches Gleichgewicht besteht, noch bestehen kann, so lange die Ursache fortwirkt, welche im gegebenen Falle immer zu einer Präponderanz Frankreich's oder Rußland's führen muß, nemlich die deutsche Zwietracht, welche der deutsche Bund bisher noch nicht zu heilen vermocht hat. Dieser Mangel eines wirklichen Gleichgewichts konnte durch den langen Friedenszustand, wie durch den künstlichen Mechanismus der Pentarchie, welche in dem folgenden Capitel des Näheren besprochen werden soll, zeitweilig verdeckt werden, aber er ist bereits hervorgetreten, und bildet das vornehmste Problem unserer Untersuchung.

10.

Worin das politische Gleichgewicht besteht, und wie dasselbe sich allmälig in Europa entwickelt hat, ist in dem Vorhergehenden gezeigt worden. Wir fassen jetzt das Resultat in der Kürze zusammen, um daran noch einige allgemeine Bemerkungen anzuknüpfen.

Die Idee des Gleichgewichts ergiebt sich ganz von selbst aus dem

Nebeneinanderbestehen von einander unabhängiger Staaten, als eine praktische Forderung für ihre gegenseitige Sicherheit. Immer kommt es darauf an, daß nicht ein Staat für sich allein die Macht gewinne, alle anderen zu unterdrücken, oder daß sich auch nicht mehrere stärkere zu diesem Zwecke verbünden können, sondern daß immer noch Combinationen möglich bleiben, welche ein erdrückendes Uebergewicht auf die Dauer verhindern. Ob aber solche Combinationen möglich sind, dies hängt theils von den Machtverhältnissen ab, theils von den vorherrschenden Ideen und Interessen, weil davon wieder die möglichen Allianzen und der wahrscheinliche Effect solcher Allianzen abhängen.

Je vielseitiger und lebendiger der Staatenverkehr wird, um so allgemeiner wird auch die Ueberzeugung werden, daß jeder Staat ein gewisses Interesse für das ganze System habe, und keiner ungestraft unterdrückt werden darf, ohne die Sicherheit aller andern zu gefährden, so daß die Idee des Gleichgewichts zur allseitigen Garantie wird. Die praktische Wirksamkeit dieser Idee hängt also von dem Grade der Gemeinschaft ab, welche zwischen den verschiedenen Staaten besteht, und darum spricht man von einem europäischen Gleichgewicht, weil zwischen den europäischen Staaten bereits eine allgemeine Wechselwirkung stattfindet.

Eine Gleichheit der Macht aller einzelnen Glieder des europäischen Staatensystems ist dazu durchaus nicht erforderlich, und wäre sogar nicht einmal wünschenswerth, weil grade die Verschiedenheit der Machtverhältnisse die Manichfaltigkeit der Combinationen vermehrt. Dazu können grade die kleineren Staaten, ohne je das Gleichgewicht zu gefährden, unter Umständen doch sehr wichtige Stützen desselben werden, weil sie naturgemäß ein um so regeres Interesse dafür haben werden, je weniger sie sich durch ihr eigene Macht zu erhalten vermögen. Welche wichtige Rolle hat nicht einst Holland in dem Kampf gegen die französische Suprematie gespielt! Darum lag der diplomatische Mittelpunkt der europäischen Politik für lange Zeit im Haag, und es ist wohl kein zufälliges Zusammentreffen, daß auch die moderne Wissenschaft des Völkerrechts von Holland ausging. Da ferner nach einer allgemeinen Erfahrung grade die kleineren Staaten für die bür-

gerliche Freiheit, wie für die geiſtige Entwickelung ſich allermeiſt günſtiger erweiſen als große Reiche, welche nur allzu geneigt ſind, ſich auf ihre materiellen Kräfte zu verlaſſen, ſo trägt grade die Miſchung großer und kleiner Staaten ſehr viel dazu bei, auch zwiſchen den geiſtigen und materiellen Kräften ein gewiſſes Gleichgewicht zu erhalten, welches für die Geſundheit des Ganzen ſo wichtig iſt, und deſſen Mangel in unſerem, an dem Uebergewicht des Materialismus krankenden Zeitalter gar ſehr empfunden wird.

Es wäre daher ein ſehr großer Irrthum, wenn man das Gleichgewicht nur nach materiellen Elementen, wie nach Quadratmeilen und Bevölkerung, oder nach der Truppenzahl und den Finanzen der Staaten beurtheilen wollte. Solche rohe Auffaſſung der Dinge, welche ſich freilich oft genug geltend gemacht und die Gleichgewichtslehre discreditirt hat, entſpringt aber nur aus einer materialiſtiſchen Denkart, und iſt mehr für einen Mißbrauch als für eine Folge des Gleichgewichtsſyſtems zu halten.

Denn obwohl daſſelbe die Sprache der Mechanik ſpricht, ſo iſt es doch um deswillen nicht auf materielle Kräfte beſchränkt. Haben doch die geiſtigen Kräfte auch eine Mechanik, und laſſen ſich ſogar nach ihrer Richtung wie nach ihrer Intenſität ſehr wohl abſchätzen, inſofern ſie ſich nur mit materiellen Kräften verbinden und eine ſichtbare Wirkung hervorbringen. Nun zeigt die Geſchichte des Gleichgewichts ſelbſt, daß grade durch geiſtige Bewegungen die größten politiſchen Veränderungen hervorgerufen ſind, wie namentlich durch die Reformation und durch die Revolution. Denn immer werden ſich die Ideen und die Sitten, wie die Leidenſchaften und Intereſſen der Menſchen in den Staaten abſpiegeln, und nicht nur in der inneren Verfaſſung derſelben, ſondern nicht minder in der auswärtigen Politik. Herrſchte z. B. in Frankreich heute noch der Geiſt Ludwigs des Heiligen, und die Sehnſucht nach dem gelobten Lande, welche die Franzoſen zur Zeit der Kreuzzüge beſeelte, ſo würde es keiner Feſtungen am Rhein oder am Mincio bedürfen. Statt deſſen aber herrſcht in Frankreich Ludwig Napoleon und der Heißhunger nach Gloire, die man an den Ufern des Rheins oder in den Ebenen des Po zu gewinnen hofft,

und eben darum ist das Gleichgewicht gefährdet. Und woraus entspringt dieser Unterschied, wenn nicht eben aus der großen Veränderung, welche der Geist dieser Nation inzwischen erfahren hat?

Wie könnte man also den Einfluß der geistigen Entwickelung auf die Politik verkennen, da das Geistige in gewissem Sinne sogar allmächtig ist, weil doch letztlich Alles auf das Wollen und Denken der Menschen ankommt? Und doch, wenn es ein sehr großer Fehler ist dies zu übersehen, so ist es kein geringerer Fehler es zu überschätzen, wie es den idealistischen Deutschen so oft begegnet, und wodurch sich ihre Politik fast immer in Philosophie verwandelt. Sie pflegen nemlich ihre Fragen immer auf die Theorie zu richten anstatt auf die Praxis, und übersehen daher den sehr wesentlichen Unterschied, welcher darin liegt, ob irgend ein geistiges Element auf die Zustände und auf die Handlungen der Staaten einwirkt, oder ob es umgekehrt auch von Staatswegen als ein Hebel und Werkzeug gebraucht werden kann. Nun ist es in ersterer Beziehung ebenso gewiß, daß alle geistigen Elemente auf die Staaten einwirken und letztlich über ihre Geschicke entscheiden, als es umgekehrt gewiß ist, daß die Staatsgewalt nur einen beschränkten Einfluß auf die geistige Entwickelung hat, und nur in einem sehr beschränkten Umfange mit geistigen Potenzen operiren kann. Und wenn die Staatsgewalt selbst in ihrem Verhalten zu ihren eigenen Unterthanen stets gar vieler materieller Zwangsmittel bedarf, um wie viel mehr ist dies der Fall, wenn es darauf ankommt, einen Eindruck auf irgend einen fremden Staat zu machen.

Handelt es sich also um die theoretische Frage, wie die politische Lage eines Staates, wie z. B. Frankreich's, zu erklären sei, so wird man neben den materiellen Machtmitteln, und der Staatsverfassung, auch gar sehr den moralischen und intellectuellen Zustand dieses Landes zu untersuchen haben. Handelt es sich hingegen um die praktische Frage, was man den von dieser Politik drohenden Gefahren entgegen zu stellen habe, so wird man sich doch vor Allem auf politische Combinationen, auf Armeen und Finanzkräfte angewiesen sehen, weil es darauf ankommt, nöthigenfalls *zwingen* zu können.

Dies ist der Gesichtspunkt, unter welchem die Gleichgewichtslehre

alle ihre Fragen stellt, nemlich: ob und womit man unter Umständen zwingen kann? und sobald sich zeigt, daß es unter Umständen an Zwangsmitteln fehlen würde, so spricht die Gleichgewichtslehre ihr videant consules, ne quid detrimenti respublica capiat.

Und weit entfernt, daß dieses mechanische Abwägen der Staatsverhältnisse etwas Geringfügiges sei, welches auf einem höheren Standpunkt der Beurtheilung zu verschwinden habe, ist es vielmehr ganz unentbehrlich, so lange es noch ein System von unabhängig nebeneinander bestehenden Staaten giebt und geben soll.

Die Gleichgewichtsfragen bilden darum unbestreitbar einen wichtigen Theil der Politik, wie schon die vielen Kriege und Verhandlungen beweisen, welche sich seit drei Jahrhunderten um diese Frage bewegt haben. Falsch aber würde es sein, wenn man in der Gleichgewichtslehre den Kern der ganzen Politik suchen wollte. Denn so gefaßt, erweist sie sich sofort als mangelhaft, weil sie eine blos negative Aufgabe verfolgt, nemlich die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu sichern. Dahingegen wird es noch als eine andere, und zwar als eine höhere Aufgabe gelten müssen, ein positives Zusammenwirken der Staaten herbeizuführen, um mit vereinten Kräften die großen Zwecke der Menschheit zu fördern, welche der Staatsmann niemals aus dem Auge verlieren soll.

Es lebt ein heiliger Glaube in der Menschheit, daß sie innerlich und ursprünglich eins sei, und wie der gemeinsame Fluch auf ihr lastet, daß sie auch des gemeinsamen Segens theilhaftig werden soll. Darum wird diejenige Politik, welche den ihr anvertrauten Staat nicht nur zu sichern, sondern zugleich zum Werkzeug dieser höheren Idee zu machen versteht, nicht nur die edelste, sondern zugleich die erfolgreichste sein.

Wir werden zeigen, wie die Gleichgewichtspolitik, je gründlicher man sie untersucht, dieser höheren Politik nicht nur nicht widerspricht, sondern selbst darauf hinweist, und darin ihre Erfüllung sucht und findet.

II. Die europäiſche Pentarchie.

1. Die Pentarchie im Unterſchiede gegen die frühere Zeit. — 2. Die Großmachtskategorie. — 3. Urſprung der Pentarchie. — 4. Die heilige Allianz. — 5. Sie zerfällt allmälig, und mit ihr die Pentarchie. — 6. Der Krimkrieg und ſeine Folgen. — 7. Die heutige Pentarchie. — 8. Kritik derſelben. — 9. Ihr Verhältniß zu Rußland.

1.

Seit Jahrhunderten ſind es immer nur wenige Staaten geweſen, welche einen erheblichen Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten ausübten, weil immer nur wenige die erforderlichen Machtmittel dazu beſaßen. Oder wo auch die Machtmittel vorhanden ſein mochten, konnte doch die geiſtige Regſamkeit fehlen, oder die geographiſche Lage eine Iſolirung bewirken, wie man dies beides in Polen ſah, welches trotz der beträchtlichen Macht, die es unter den Jagellonen beſaß, doch nie einen erheblichen Einfluß auf die europäiſche Politik gehabt hat. Es liegt alſo in der Natur der Dinge, und iſt immer ſo geweſen, daß es Staaten von vorwaltendem Einfluß giebt. Aber es iſt eine erſt unſerem Jahrhundert angehörende Erſcheinung, daß diejenigen Staaten, welche in der That eine hervorragende Stellung einnehmen, oder eine ſolche beanſpruchen, ſich ſelbſt ausdrücklich für Großmächte erklären, und unter dieſem Titel zu einer Art von Corporation zuſammentreten, welche die ganze europäiſche Politik vor ihr Forum ziehen, und alle anderen Staaten von der Theilnahme daran ausſchließen will.

In früheren Jahrhunderten ist etwas Aehnliches nie gesehen worden, sondern wenn es auch damals große und kleine Staaten gab, so hat man doch nie von „Großmächten" gesprochen, wie wenn dies eine besondere Art von Staaten wäre. Noch weniger haben damals diejenigen Staaten, welche eine wirklich große Macht besaßen, sich zu einer Art von Corporation vereinigt, sondern sie standen sich fast immer bewaffnet gegenüber, oder wenn auch das nicht, so hat doch niemals ein allgemeines Zusammenwirken stattgefunden. Jede große Macht ging vielmehr ihre eigenen Wege, und verschmähte es durchaus nicht sich mit kleineren Mächten zu verbinden, je nachdem es das vorliegende Interesse erforderte. Nur wenn die Besorgniß vor einer gefährlichen Uebermacht entstand, traten Mehrere zusammen, sonst aber war man weit entfernt einer jeden Streitfrage ein allgemein europäisches Interesse beizulegen, sondern man überließ es den Betheiligten ihre Händel auszufechten. Mit Großmachts-Conferenzen dagegen einzuschreiten, um von oben herab wie ein Tribunal darüber zu entscheiden, dazu war man weder aufgelegt, noch hielt man sich dazu berechtigt oder verpflichtet. Die Sonderinteressen behielten also ihren freien Spielraum, und da die großen Staaten nicht zusammen hielten, sondern in ihren Streitigkeiten selbst die Hülfe der kleineren begehrten, so konnten auch diese eine freie Thätigkeit ausüben, und nach Umständen eine erhebliche Bedeutung gewinnen. „Groß" und „Klein" galt daher gar nicht als ein unterscheidender Charakter, weil doch alle Staaten nach Maßgabe ihrer Kräfte wirken konnten, und in der That wirkten.

Wie schon gesagt, bildeten also die europäischen Staaten damals eine Art von Demokratie, in welcher der Unterschied der Macht die Gleichberechtigung nicht aufhob, und für Jeden die Möglichkeit blieb sich hervorzuthun. So erhoben sich denn auch die Niederlande und Schweden zeitweilig zu sehr großem Ansehen, ohne daß man damals gefragt hätte, ob denn diese Staaten nun zu „Großmächten" geworden seien, weil dieser Begriff damals noch gar nicht existirte. So erhob sich ein Jahrhundert darauf Preußen, was ihm weit schwerer geworden sein würde, wenn es damals schon eine geschlossene Großmachts-Corporation gegeben hätte. Aber eben weil es eine solche früherhin

nicht gab, ſo ſah man in kurzem Zwiſchenraum den Einen emporſteigen, den Anderen herunterſteigen. Es herrſchte ein Wechſel ähnlich wie in der Demokratie. (Vgl. Zachariae, Vierzig Bücher vom Staate.)

Dieſem gegenüber macht das neue Syſtem der Großmächte entſchieden den Eindruck einer Staaten-Ariſtokratie oder Oligarchie, welche alle anderen Staaten von einer Betheiligung an der europäiſchen Politik ausſchließt, und die kleineren Staaten gegen ihre frühere Bedeutung ohne Frage tief heruntergedrückt hat. Seitdem wurde die Politik viel ſtabiler und monotoner. Denn immer ſah man ſeitdem daſſelbe einförmige Spiel der fünf Großmächte mit ihren Conferenzen und Protokollen. Sie wollen eine Art von Tribunal bilden, vor welchem die Kleinen ihr Recht zu ſuchen haben, und von welchem alle politiſchen Transactionen regiſtrirt und ſanctionirt werden müſſen, und das europäiſche Völkerrecht ſeine authentiſche Interpretation zu erwarten hat.

Dies iſt die Idee der europäiſchen Pentarchie. Und von dieſer Pentarchie wollen wir nun zeigen, wie ſie entſtanden iſt, wie ſie ſich entwickelt und wie ſie ſich in unſeren Tagen aufgelöſt hat, und darauf eine Kritik ihrer Principien wie ihrer Leiſtungen folgen laſſen.

2.

Da „Groß" und „Klein" nur äußerliche und relative Eigenſchaften ſind, ſo muß es wohl auffallen, wenn man den Begriff der Größe zu einem unterſcheidenden Merkmal der Staaten machen, und danach zwiſchen Großmächten und Nichtgroßmächten unterſcheiden will. Spräche man ſtatt deſſen etwa von dirigirenden Mächten, ſo wäre damit etwas Beſtimmtes bezeichnet, und es bliebe nur die Frage nach dem Rechtstitel, worauf eine Macht ihre Directionsanſprüche gründet. Spricht man aber von „Großmächten," ſo muß man ſogar nach dem Grunde fragen, weswegen ſie überhaupt ſo heißen ſollen, weil dieſer Name ſelbſt nichts Beſtimmtes bezeichnet.

Wie groß muß denn eine Macht ſein, um als eine „Großmacht" zu gelten? Wie viel Quadratmeilen, oder wie viel Soldaten gehören dazu? Oder wie groß muß die Intenſität ihrer Wirkſamkeit ſein, und

welches ist die Scala des politischen Kraftmessers? Es giebt weder ein Maß noch einen Maßstab.

Auch sind die fünf sogenannten Großmächte nach ihren Machtmitteln keinesweges einander gleich, vielmehr so ungleich, daß namentlich Preußen im Vergleich mit Rußland ganz ohne Frage klein genannt werden muß. Und doch ist Preußen eine Großmacht, also wohl nur eine kleine Großmacht. Warum giebt es aber nicht mehrere solcher kleinen Großmächte? Und warum ist insbesondere nicht auch Spanien eine kleine Großmacht, da es doch ungefähr eben so viel Einwohner, eben so viel Staatseinkünfte, und ohne Frage viel mehr natürliche Hülfsmittel hat als Preußen? Vielleicht deshalb nicht, weil es keine großen Thaten verrichtet? Aber es hat in früheren Zeiten sehr große Dinge vollbracht; und was Preußen anbetrifft, so ist es doch auch schon ein Menschenalter her, daß man nichts Großes von ihm erzählen kann.

Man sieht, dieser Begriff schwebt in der Luft, und wenn er gleichwohl eine reelle Bedeutung hat, oder gehabt hat, so muß dies eine specielle Veranlassung haben, denn der Begriff besagt für sich selbst so viel als nichts.

3.

Fragen wir nach dieser Veranlassung, so sehen wir uns bis auf die Zeiten des siebenjährigen Krieges zurückgewiesen. Denn erst von da an war Preußen eine in ganz Europa anerkannte Macht. Und erst seitdem wurde auch Oesterreich recht eigentlich eine europäische Macht, in dem Sinne nemlich, daß es von nun an ganz für sich selbst dastand, während seine frühere Macht immer noch einigermaßen mit dem deutschen Kaiserthum vermischt war, welches aber von da an nur noch nominell bestand, weil durch die Erhebung Preußens der alte Reichsverband thatsächlich gesprengt war. Nur durch die Zerreißung Deutschlands konnten Preußen und Oesterreich in strengem Sinne des Wortes europäische Mächte werden, und es ist wichtig, diesen Punkt von vornherein ins Auge zu fassen.

Die Pentarchie beruht auf der deutschen Zwietracht, und ihre

ersten Anfänge gehören der Zeit an, wo diese deutsche Zwietracht in einem siebenjährigen Krieg ausbrach. Denn eben in diesem Kriege geschah es zum erstenmal, daß die fünf Mächte, welche jetzt Großmächte heißen, auf dem einen und selben Schauplatz in einer hervorragenden Rolle auftraten, England neben Preußen, Frankreich und Rußland neben Oesterreich.

Von da an waren sie die fünf vorwiegenden Mächte. Holland und Schweden waren gesunken, Polen seiner Auflösung nahe, Spanien trotz des Aufschwungs unter Carl III. von geringem Einfluß. Die Pforte in das europäische Concert aufzunehmen, dachte damals noch Niemand. So erschienen England, Frankreich, Oesterreich, Preußen und Rußland als die entscheidenden Factoren der europäischen Politik. Aber sich zu einer Corporation zu vereinigen, um die anderen Staaten zu bevormunden und von der europäischen Politik auszuschließen, lag ihnen doch noch fern. Denn noch gab es kein gemeinsames Interesse, welches die Großmächte verbunden hätte. Vielmehr bestand der entschiedenste Zwiespalt. So geschah damals die polnische Theilung, ohne daß Frankreich und England sich im geringsten darum kümmerten.

Erst die Revolutionsstürme konnten den Zwiespalt der Mächte beseitigen, und zeitweilig ein gemeinsames Interesse hervorrufen, wodurch endlich die Pentarchie zum Abschluß kam. Im siebenjährigen Kriege empfangen, im Freiheitskriege geboren, hat sie dann ein Menschenalter gelebt als das System des bewaffneten Friedens, und ist gestorben, sobald dieser bewaffnete Friede in den wirklichen Krieg überging, nemlich in der Krim. Denn seitdem giebt es für die Großmächte kein gemeinsames Interesse mehr, folglich kein Zusammenwirken, und folglich keine Pentarchie.

Es geschah durch den Vertrag von Chaumont (1. März 1814), daß die vier Mächte England, Oesterreich, Preußen und Rußland sich auf zwanzig Jahre verpflichteten, zur Fortsetzung des Krieges nöthigenfalls je 150,000 Mann zu stellen, wozu England noch Subsidien versprach. Man erwäge eine solche Verpflichtung auf 20 Jahre, und man fühlt, wie übermächtig das Interesse sein mußte, welches diese vier Mächte verband, trotz aller zwischen ihnen bestehenden

Differenzen. Nur eine so außerordentliche Erscheinung wie Napoleon konnte dies bewirken, und nur gegen ihn bedurfte es solcher Mittel. Kaum erscholl daher die Nachricht von der Rückkehr Napoleons aus Elba, als dieser Vertrag zu Wien erneuert (25. März 1815), und das Contingent jeder Macht auf 180,000 Mann erhöht wurde.

Somit waren zunächst diese vier Mächte verbunden. Aber inzwischen nahm der Krieg die Wendung, daß man die Sache Napoleons von der Sache Frankreichs trennte, indem man die Restauration der Bourbons beschloß, und die restaurirten Bourbons hatten das dringendste Interesse, sich selbst mit jenen vier Mächten gegen Napoleon und die Revolution zu verbinden, so gewiß als sie von derselben Furcht beseelt waren. Was war daher natürlicher, als daß sie selbst in diese antinapoleonische Corporation einzutreten begehrten, und bald darauf auch förmlich aufgenommen wurden. Es geschah auf dem Congreß zu Aachen 1818. Darauf wurde ein Protokoll unterzeichnet, welches die förmliche Constituirung dieser nunmehrigen Fünfherrschaft documentirt, und zugleich die Grundsätze aufstellt, nach welchen dieselbe in Zukunft verfahren werde.

Dies war gewissermaßen die Taufe der Pentarchie. Seitdem bestand sie förmlich und ausdrücklich, und hat sich überall geltend zu machen gewußt, obwohl eine ausdrückliche Anerkennung von Seiten der außerhalb der Pentarchie stehenden Staaten niemals stattgefunden hat.

4.

Ein großes gemeinsames *Interesse* hatte die Pentarchie hervorgerufen. Die heilige Allianz gab ihr die Weihe eines gemeinsamen *Princips*, welches seitdem das geistige Bindemittel bildete. Denn Frankreich trat diesem ursprünglich nur zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland geschlossenen heiligen Bunde förmlich bei, England aber, welches nach seiner Verfassung dem von den Souverainen persönlich geschlossenen Bunde nicht förmlich beitreten konnte, hat doch seinerseits das aachener Protokoll unterzeichnet, welches nichts anderes enthält als die Grundsätze der heiligen Allianz.

„Die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens" erklärten die verbündeten Monarchen, sollten hinfort die Richtschnur sein, welche die Staaten in ihrem gegenseitigen Benehmen zu befolgen hätten. Und wer darf zweifeln, daß es ihnen wirklich Ernst damit war, wenigstens damals, als diese Worte gesprochen wurden, nach so vielen Prüfungen und wechselvollen Geschicken, angesichts der größten Kämpfe, welche die Geschichte kennt, und wodurch die imposanteste Herrschaft, die je durch menschliche Gewalt und Klugheit gegründet worden, dennoch glücklich bezwungen, und die Völker und Staaten sich selbst wieder gegeben waren. Da mußte auch in den ungläubigsten Gemüthern die Ahnung erwachen, daß es doch noch etwas Höheres giebt als Gewalt und Klugheit, und wenn die Politik nur allzu oft als die Kunst der Täuschung angesehen und betrieben wird, so darf man doch nicht meinen, daß der Ernst, welcher sich in den offiziellen Erklärungen jener Tage ausspricht, eben auch nur der berechnete Ausdruck der Täuschung gewesen sei. Wie wenig dann auch die spätere Praxis der heiligen Allianz ihren Verheißungen entsprochen hat, so kann man doch nicht leugnen, daß diese feierliche Erklärung nicht ohne Wirkung geblieben ist, und einen Fortschritt des Völkerrechts bezeichnet, so viele Verirrungen und Rückschritte ihn auch verdunkelt haben. Der Friede der Welt, wie die Unabhängigkeit der Staaten war gesichert, so lange dieser Bund eine Wahrheit war.

Ob ein wirkliches Gleichgewicht bestand, mochte freilich mehr als zweifelhaft sein, aber doch war wenigstens zunächst kein gefährliches Uebergewicht irgend einer Macht zu fürchten. England, damals das mächtigste Glied der Pentarchie, konnte als Seemacht dem Continent nie gefährlich werden; Frankreich war eingeschränkt und erschöpft, Rußland, obwohl bedeutend gewachsen, doch so angegriffen, daß es vorerst keine großen Unternehmungen auszuführen vermocht hätte; die deutschen Großmächte endlich hatten eine gewaltige Wehrkraft entwickelt, und ganz Deutschland den Beweis geliefert, welcher Anstrengungen es unter Umständen fähig sei. Rechnete man dann noch auf die nöthigenfalls eintretende Mitwirkung der Staaten zweiten und dritten

Denn es verhinderte einen gewaltsamen Conflict, weil man allgemein vor einem großen europäischen Kriege zurückschreckte, und so lange die Großmächte sich doch wenigstens nicht förmlich bekriegten, konnte es immer noch so aussehen, als ob die pentarchische Corporation noch bestehe.

6.

Der orientalische Krieg hat diesen Schein zerstört, und den Widerstreit der Interessen wie der Principien vor aller Welt an den Tag gebracht. Die Großmachts-Corporation hat seitdem aufgehört zu existiren, es giebt keine Pentarchie mehr, sie hat den Kreislauf ihres Lebens vollendet.

Alles hat sich seitdem in das Gegentheil verkehrt.

Der Kampf gegen das revolutionäre Frankreich und gegen den Napoleonismus, als den Repräsentanten desselben, hatte die Pentarchie hervorgerufen, und wie die Fluthen der Revolution von Westen nach Osten strömten, so rückten die Widerstandskräfte von Osten nach Westen heran. Rußland war darum der Stützpunkt des Widerstandes auf dem Continent, und von Rußland ging die heilige Allianz aus, welche den principiellen Kern der Pentarchie bildete. Jetzt aber war es grade Rußland, welches durch seine Uebergriffe den Krieg hervorrief, und es war ein Napoleonide, welcher an der Spitze der antirussischen Coalition stand.

Auch darf man nicht glauben, daß es sich hier nur um einen momentanen Bruch der Pentarchie handelt, der mit der Zeit wieder heilen könne. Im Gegentheil, sie zerfällt tagtäglich immer mehr. Schon drei Jahre darauf erlebte man wieder einen Großmachtskrieg, und schon spricht man von dem nächsten Kriege. Ist denn noch ein corporatives Zusammenwirken denkbar, wenn die Großmächte sich fortwährend unter einander selbst bekriegen? Und was hat die Pentarchie seitdem noch geleistet? Ihre Nullität liegt vor Augen.

Als der Conflict zwischen der hohen Pforte und Mehemed Ali im Jahre 1840 das Einschreiten der Großmächte veranlaßte, gerieth Frankreich in eine Sonderstellung, und drohte mit Krieg. Allein der Krieg

unterblieb, und die Pentarchie hatte alſo doch noch ſo viel Kraft, daß ſie den Krieg verhindern konnte, denn es traten damals vier Großmächte zuſammen, und ſo mußte ſich Frankreich fügen. Aber wie ganz anders geſchah es im Jahre 1853. Hätten damals auch vier Großmächte gegen Rußland zuſammengehalten, ſo hätten ſie abermals den Krieg verhindern können, denn Rußland hätte ſich fügen müſſen; ſtatt deſſen gab es nur Conferenzen, welche nichts verhinderten, weil ſie nur den Zwieſpalt aufdeckten. Und doch war ſelbſt dieſe geringe Wirkung der Pentarchie noch viel mehr, als was vor dem jüngſten italieniſchen Kriege geſchah. Denn diesmal hat es die Pentarchie nicht einmal mehr zu Conferenzen gebracht, ſondern das Kriegsfeuer brach aus, ehe noch die diplomatiſche Feuerwehr verſammelt war, und iſt denn auch ohne dieſe Feuerwehr wieder gelöſcht worden, ganz einfach durch ein Zwiegeſpräch der beiden kämpfenden Pentarchen.

So iſt die Pentarchie ſtufenweiſe ihrer Auflöſuug entgegengegangen, und wenn ſie in der Krim ſtarb, ſo kann man ſagen, daß ſie am Mincio begraben wurde. Denn ſeitdem iſt nicht einmal mehr ihr Leichnam vorhanden, welchem man noch auf dem Pariſer Congreß durch galvaniſche Künſte einige ſcheinbare Lebenszuckungen entlockte. Was dieſes galvaniſirte Leben zu bedeuten hat, mag der Vertrag über die Donaufürſtenthümer zeigen, der nur geſchloſſen zu ſein ſchien, um wieder gebrochen zu werden, und um damit den Grundſatz in die Welt einzuführen, womit der italieniſche Krieg eröffnet wurde, den Grundſatz nemlich, daß Verträge ihrer Natur nach veränderlich ſind.

7.

Dahin iſt es mit der Pentarchie gekommen, welche vor einem Menſchenalter als der Hort der europäiſchen Stabilität auftrat, und einen dauernden Friedenszuſtand begründen wollte, jetzt aber mit dem Satze endigt, daß alle menſchlichen Dinge veränderlich ſind. Ja wohl ſehr veränderlich; aber wozu ſoll noch der große pentarchiſche Apparat erhalten werden, wenn er doch nichts weiter leiſtet, als dieſe triviale Wahrheit zu conſtatiren, und die vollendeten Thatſachen zu regiſtriren? Dazu würde die Chronik eines Volkskalenders genügen.

Wahrlich es bedurfte solcher Dinge, um die hohe Diplomatie aus dem Schlummer zu erwecken, in welchem sie durch den Aberglauben an die Allmacht ihrer Congresse und Protokolle versunken ist. Stolz in dem Bewußtsein, die Fäden des großen Netzes der europäischen Politik in ihren Fingern zu halten, bemerkt sie nur das Eine nicht, nemlich daß das Netz zerrissen ist, und die Fäden folglich nicht mehr anziehen.

Was sind Conferenzen und Protokolle, wenn sich bei den conferirenden Mitgliedern nicht eine gewisse Gemeinschaft der Principien findet? Fehlt es daran, so bilden diese Protokolle eben nur einen Waffenstillstand, dessen Dauer durch nichts garantirt wird, als durch die Convenienz der Einen und durch die Erschöpfung der Anderen. Wie ferner ist ein europäisches Tribunal denkbar, wenn die Richter nach ganz verschiedenen Rechtssystemen urtheilen, der Eine etwa nach dem Code Napoléon, der Andere nach dem canonischen Recht, der Dritte nach deutschem Recht? Aber genau so, oder vielmehr noch schlimmer, steht es heute zwischen den großen Mächten, wenn die Einen das vertragsmäßige Recht, die Anderen das revolutionäre Recht des Nationalitätsprincips geltend machen, welches den Besitzstand aller Staaten in Frage stellt. Wie endlich ist ein Tribunal denkbar, wenn die Richter sich nach Belieben des Urtheils enthalten, und durch ihre Neutralität ausdrücklich ihre Gleichgültigkeit gegen die Entscheidung erklären? Das ist die heutige Pentarchie.

Glaubt man denn wirklich, daß durch die Conferenzen dieser Pentarchie noch irgend etwas gelöst oder entschieden werden könnte? Gar nichts vermag sie zu lösen oder zu entscheiden, und wenn sie überhaupt noch irgend eine Wirkung hat, so besteht dieselbe lediglich darin, die Verwirrung zu steigern, und soll es je wieder zur Klarheit kommen, so ist die erste Bedingung dazu, das Phantom dieser Pentarchie bei Seite zu werfen.

Nur eine verknöcherte Routine mag sich noch an die alten beliebten Gewohnheiten der Großmachts-Conferenzen halten, deren Erfolglosigkeit doch so sehr aus der Natur der Dinge entspringt, daß es der europäischen Diplomatie wahrlich nicht zum Ruhme gereicht, sich so lange darüber getäuscht zu haben. Diese Conferenzen hatten freilich einen wirklichen Werth, so lange sie eine Art von Schiedsgericht bildeten,

welches über den Parteien stand, aber sie können kein Schiedsgericht mehr bilden, seitdem es an der Gemeinschaft der Grundsätze fehlt, und die Richter sogar nach Belieben den Spruch verweigern. Was bleibt dann also übrig, da es kein Schiedsgericht mehr giebt, als daß die Parteien sich untereinander selbst verständigen, wie in Villafranca geschehen? Wer damit nicht zufrieden ist, mag sich als Bundesgenosse auf die eine oder die andere Seite stellen, und sich mitschlagen, nicht aber auf ein Schiedsgericht provociren, welches nicht mehr existirt.

Diese Wendung der Dinge möge der Diplomatie die Augen öffnen, wenn es die Logik nicht vermag. Denn nirgends ist die Macht der Thatsachen so groß, und die Macht der Kritik so gering, wie in der Diplomatie, welche mit Instrumenten operirt, um deren innere Construction sie sich nicht kümmert, und sich auf Kategorien beruft, welche sie für so klar hält, daß sie gar keiner Untersuchung bedürften, während es vielmehr nur einer geringen Untersuchung bedarf, um ihre Unklarheit zu erkennen.

Eine Reihe von außerordentlichen Thatsachen hatte, wie gezeigt, die europäische Pentarchie hervorgerufen, welche nie etwas anders gewesen ist als ein blos factisches Verhältniß, und eben darum nur so lange in Kraft bestand, als jene Thatsachen noch fortwirkten, und eben darum bei allen Großmächten auch eine gewisse Gemeinschaft der Principien und Interessen bestand, welche wenigstens stark genug war, um im gegebenen Falle die Differenzen zu überwinden, oder allerwenigstens einen gewaltsamen Ausbruch derselben zu verhindern. Ueberwiegen aber vielmehr die Differenzen, und verschwindet die Gemeinschaft der Principien wie der Interessen, so giebt es keine Großmachts-Corporation mehr, und folglich haben die Conferenzen und Protokolle dieser Corporation keinen Werth mehr. Ja selbst das Prädicat einer Großmacht verliert alle Bedeutung.

Es ändert daran nichts, daß gleichwohl die fünf Pentarchen noch immer die fünf größten Mächte in Europa sind, denn das waren sie schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo es doch noch keine Pentarchie gab, weil sich diese Mächte damals noch nicht zu einer abgeschlossenen Gesellschaft verbunden hatten. Zerfällt diese Gesellschaft,

so ist kein Grund mehr vorhanden, daß man grade bis Fünf zählt. Man könnte vielleicht nur bis Drei zählen, und England, Frankreich und Rußland als die drei größten Mächte aufführen; oder man könnte auch über die Fünf hinausgehen, und anstatt von den fünf größten Mächten von den sechs größten sprechen, indem man noch Spanien hinzurechnete; oder auch noch Schweden und Sardinien, womit dann acht herauskämen. Dies Alles wäre dann willkührlich und gleichgültig. Giebt es eine Großmachts-Corporation, welche die ganze europäische Politik in sich concentrirt, so kann es allerdings einen reellen Werth haben dieser Corporation anzugehören, und der Großmachtstitel erhält dann einen bestimmten Sinn durch die Mitgliedschaft in dieser Corporation, hört aber diese Corporation auf, so hört auch die Mitgliedschaft auf; und was heißt dann noch eine Großmacht?

Die Antwort darauf mag die italienische Frage geben, wobei drei Großmächte neutral blieben, und das kleine Sardinien offenbar viel mehr gethan hat, als die neutralen Großmächte, welche effectiv gar nichts gethan. Ob nun aber Sardinien um deswillen eine Großmacht geworden oder nicht, mögen diejenigen untersuchen, welche an diesem Begriff ein Goldstück zu besitzen glauben, ohne zu bemerken, daß es sich längst zu einem Rechenpfennig verwandelt hat.

8.

Hat sich die Pentarchie aufgelöst, so kann dies nur aus drei Gründen geschehen sein. Entweder nemlich hat sie ihre Aufgabe vollendet, oder sie war dieser Aufgabe nicht gewachsen, oder diese Aufgabe war an und für sich selbst unlösbar. Der erste Grund trifft hier nicht ein, um so mehr aber die beiden letzteren. Die Aufgabe der Pentarchie bestand nemlich darin, die Restauration Europas nach den Verträgen von 1815 aufrecht zu erhalten, und daran ist die Pentarchie gescheitert. Sie wollte ein Definitivum schaffen, und ist doch selbst nur ein Provisorium, und eigentlich nur ein langer Waffenstillstand gewesen. Darin liegt ihr Verdienst wie ihr Mangel.

Sie hat Europa ein Menschenalter lang vor großen Kriegen bewahrt, und der dadurch ermöglichte friedliche Verkehr hat eine Annähe-

ung der Nationen bewirkt, welche früher oder später nicht ohne Früchte bleiben kann. Aber ihr Friede war doch nur der bewaffnete, der jeden Augenblick in Krieg umschlagen konnte, und immer eine drückende Last blieb.

Der inzwischen so allgemein gewordene Materialismus ist ein Zeichen, daß es die Pentarchie nicht vermocht hat, große geistige Principien in den Völkern zu erwecken, trotz des Anlaufes der heiligen Allianz, der sich gar bald in die schlimmsten Abwege verlief. Und was man doch am ehesten von ihr erwarten sollte, — sie hat nicht einmal völkerrechtliche Grundsätze sicher gestellt, vielmehr sich in dieser Hinsicht selbst so schwankend erwiesen, daß der heutige Rechtszustand Europa's wieder unsicherer geworden ist, als er zuvor war.

Man denke nur an die Verwirrung, welche seiner Zeit die griechische Frage hervorrief, deren Behandlung immer ein schwarzer Flecken in der Geschichte der Diplomatie wie der Humanität bilden wird. Man denke ferner an die verschiedenen Interventionen. Bald wird intervenirt, bald wird nicht intervenirt, bald für die Constitution, bald gegen die Constitution, bald für die Verträge, bald gegen die Verträge, so daß man zu der traurigen Gewißheit gelangt, es giebt in dieser Hinsicht gar keine rechtlichen Maximen, sondern blos die Convenienz der Mächtigen, die sich von heute auf morgen ändern kann. Ja was noch schlimmer ist, diese principlose Praxis hat selbst den Rechtssinn dergestalt abgeschwächt, daß am Ende ein förmlicher Stumpfsinn hereinzubrechen droht, wie man aus der stumpfen Gleichgültigkeit abnehmen mag, mit welcher die Pentarchie auf die gegenwärtigen Rechtsverletzungen in Italien blickt.

Ein Menschenalter lang hat sie bestanden, und in ihren ersten Zeiten einen sehr großen Einfluß ausgeübt, denn sie hat das damalige Europa regiert, und wer dieses Regiment führte, war die hohe Diplomatie. Wo also wäre eine solche Sphäre gewesen, wo sich Geistesgröße und Seelenadel entfalten konnte, und eine Wirksamkeit gefunden haben würde, wie nirgends! Das ist aber das Gericht über die Pentarchie und ihre Diplomatie, daß von allen ihren Erdengöttern kein einziger ein Andenken in dem Herzen der Völker, oder das Bild eines

großen Charakters zurückgelassen hat. Fast alle haben ihren Ruhm überlebt, und nie einen andern besessen, als den Ruhm ihrer Geschicklichkeit, die keine wahre Größe ist.

9.

Gleich arm an Männern wie an Ideen, hat die Pentarchie ihre Schwäche am auffallendsten in ihrem Verhältniß zu Rußland offenbart, nemlich in der totalen Bewußtlosigkeit über den Gegensatz, in welchem Rußland seiner inneren Natur nach zu dem ganzen abendländischen Staatensystem steht.

Die heilige Allianz hatte über diesen Gegensatz die Hülle des Glaubens gedeckt, sie übersah aber, daß wenn selbst bei einer rein religiösen Beurtheilung der Dinge der gemeinsame Glaube an die Grundwahrheiten des Christenthums nicht ausreicht, sondern sobald man auf concrete Fälle kommt, doch die Differenz der Kirchen hervor tritt, so bei einer rechtlichen Beurtheilung noch viel mehr die Rechtsanschauungen in Frage kommen, welche als Maßstab gelten sollen, und wobei sich die Differenz zwischen den germanisch-romanischen Völkern und dem Russenthum alsbald zeigen mußte, wenn man anders gründlich verfahren wäre.

Die Pentarchie war darauf angelegt ein völkerrechtliches Schiedsgericht zu bilden. Ein solches Schiedsgericht kann aber in vielen Fällen gar nicht vermeiden, auch auf Fragen des inneren Staatsrechts einzugehen, und grade die heilige Allianz bezweckte ausdrücklich auch auf diesem Gebiete eine Gemeinschaft der Grundsätze herzustellen. Man strebte freilich nicht nach einer Gleichheit der Staatsverfassungen, aber überall sollte doch das historisch Gegebene für heilig gehalten werden, und Veränderungen nur von den verfassungsmäßigen Gewalten ausgehen dürfen, und insofern allerdings eine Gemeinschaft der Entwickelung, und resp. eine solidarische Verpflichtung stattfinden. Gewiß eine an und für sich wahre und gute Idee, aber ebenso gewiß, daß eine solche Gemeinschaft der Rechtsentwickelung nur für Staaten bestehen kann, welche aus einer gemeinsamen Geschichte hervorgegangen sind.

Solcher Art ſind die germaniſch-romaniſchen Staaten, welche im Mittelalter die abendländiſche Kirche bildeten, und welche trotz der Kirchentrennung, trotz der nationalen Differenzen, wie trotz der verſchiedenen Verfaſſungen noch bis dieſen Tag ſo viel innere Verwandtſchaft bewahrt haben, daß ſie auf einem höheren Standpunkt der Beurtheilung noch heute nur wie die Bruchſtücke eines großen Reiches erſcheinen. Innerhalb dieſes abendländiſchen Staatenſyſtems wäre es alſo ſehr wohl denkbar, und ebenſo wünſchenswerth, daß ſich eine Staaten-Corporation bildete, deren ſchiedsrichterliche Ausſprüche ſich nicht blos auf rein völkerrechtliche, ſondern auch auf ſolche ſtaatsrechtliche Fragen richtete, welche ein völkerrechtliches Intereſſe haben, wie namentlich über die Rechtmäßigkeit einer Thronfolge, und über die Rechtsbeſtändigkeit einer Verfaſſung, — Fragen, welche bekanntlich wiederholt angeregt wurden, und zu Interventionen führten. Aber wie konnte man je die ruſſiſche Diplomatie in die Discuſſion ſolcher Fragen hineinziehen? Etwa weil Rußland eine Großmacht vorſtellt? Hier zeigt ſich die ganze Seichtigkeit des pentarchiſchen Syſtems.

Allerdings iſt Rußland eine ſehr große Großmacht, aber die Vereinigten Staaten von Nordamerika ſind auch eine ſehr große Großmacht, und doch wird Jedermann auf der Stelle fühlen, welche Unzuträglichkeiten daraus entſpringen müßten, wenn man dieſem amerikaniſchen Reiche irgend welchen Einfluß auf die Entſcheidung unſerer inneren Fragen geſtatten wollte, weil in Amerika ganz andere Rechtsanſchauungen gelten als bei uns. Wie ſehr dies in der That der Fall iſt, ſieht man ja z. B. an der Cubafrage. Denn man hält es dort nicht für ſtrafbar, wenn ſich nordamerikaniſche Bürger zu einem Freibeuterzug gegen dieſe Inſel rüſten, ſo daß die Erhaltung der ſpaniſchen Hoheit über dieſelbe fortwährend bedroht iſt, und daraus für die beiderſeitigen Gouvernements immer neue Mißhelligkeiten entſpringen, die im Grunde genommen gar nicht zu ſchlichten ſind, weil man beiderſeits von verſchiedenen Rechtsanſichten ausgeht. Nun frage man ſich doch: welche Folgen es haben könnte, wenn Nordamerika an der Regulirung europäiſcher Staatsverhältniſſe Theil nähme, wie z. B., wenn etwa ein Congreß über die italieniſche Frage zu Stande käme?

Wie würden die Nordamerikaner von ihrem Standpunkt aus über die Rechte der entsetzten Herzöge, wie über den Kirchenstaat und über das Pabstthum urtheilen? Sprächen sie aufrichtig, so würden sie doch sagen müssen, daß es ihnen ganz gleichgültig sei, ob diese Herzöge, oder ob der Kirchenstaat mit dem Pabstthum bestehe oder nicht bestehe, indem alle diese Dinge nach der nordamerikanischen Rechtsanschauung nur eine thatsächliche Existenz hätten, welche ipso facto aufhöre, sobald das souveräne Volk sich dagegen erhoben. So würde Aufrichtigkeit ihnen zu sprechen gebieten.

Und müßte Rußland nicht ungefähr ähnlich sprechen? Denn ob ein Herzog von Modena u. s. w. seine Rechte verliert oder nicht, das ist für das russische Staatsprincip ganz gleichgültig, weil das russische Zarenthum gar keine innere Connexität mit dem westeuropäischen Fürstenthum hat, sondern etwas durchaus anderes ist, so daß es ungefährdet fortbestehen könnte, wenn auch das ganze übrige Europa republikanisch würde. Aber in der abendländischen Staatenwelt ist es anders. Alle ihre Regierungen stehen in einer inneren Connexität (mit Ausnahme des napoleonischen Frankreichs), weil sie aus einer gemeinsamen Geschichte hervorgegangen sind, und es daher durchaus nicht als etwas Gleichgültiges ansehen können, wenn z. B. die Rechte des Herzogs von Modena über's Knie gebrochen werden. Und wie soll Rußland von seinem Standpunkt aus über den Kirchenstaat oder über das Pabstthum urheilen, welche beide für Rußland gar keine Geltung haben? Ganz anders für unsere abendländischen Staaten, selbst für die protestantischen, die ja alle mit dem Katholicismus verflochten sind, so gewiß als die evangelische Kirche gar nichts anders ist als eine Abzweigung von der katholischen. Wenn also Rußland in diesen und ähnlichen Fragen gleichwohl ein Votum abgiebt, so schöpft es dasselbe nicht aus seiner Rechtsanschauung, sondern lediglich aus seiner Staatsraison. Es hat also dabei nicht die Absicht für die Erhaltung, und respective Fortbildung, des bei den abendländischen Völkern bestehenden Rechtssystems zu wirken, sondern es hat lediglich die Absicht, aus seiner Einmischung den möglichst größten Vortheil für Rußland zu ziehen. Eine solche Einmischung ist darum wesentlich

unmoralisch, weil es sich dabei um Ideen handelt, an welche die russische Staatspersönlichkeit selbst gar nicht glaubt, sondern die sie nur affigirt, und darum nach Umständen eben so leicht damit wechselt, wie man einen Rock wechselt; wovon man neuerdings das augenfälligste Beispiel an der Art und Weise hat, wie sich jetzt Rußland über die Ideen der heiligen Allianz äußert.

Hiernach wird es klar sein, wie tief verderblich es wirken muß, wenn der russischen Diplomatie ein Einfluß auf die inneren Fragen des abendländischen Staatensystems gestattet wird. Es ist für dasselbe grade so gefährlich, wie es für die Hellenen gefährlich war, den Philipp von Macedonien in die Amphiktyonen aufzunehmen, weil das hellenische Staatswesen auf einer ganz anderen Grundlage beruhte als das macedonische. Und wie der macedonische Einfluß zersetzend auf den Hellenismus wirkte, so, und noch mehr wirkt der russische Einfluß zersetzend und corrumpirend auf das abendländische Staatensystem.

Es ist seit einem Menschenalter so viel von geschichtlicher Entwickelung gesprochen worden, daß es wahrlich Wunder nimmt, wie es noch irgend Jemandem entgehen kann, daß das abendländische Europa in seiner inneren Entwickelung gar nichts mit Rußland gemein hat, und folglich ein russischer Einfluß in dieser Hinsicht um so weniger statthaft ist, je mehr Werth grade auf die geschichtliche Rechtsentwickelung gelegt wird. Daher wird es immer der größte Vorwurf sein, welcher der Politik der heiligen Allianz zu machen ist, diesen so klaren Punkt dergestalt verdunkelt zu haben, daß grade Rußland für den eigentlichen Hort unseres geschichtlichen Rechts gelten sollte.

Und welche Kritiklosigkeit hat man damit bekundet, daß man mit dem rohen und oberflächlichen Begriff von Großmacht ein pentarchisches System construirte, welches mehr als alles Andere dazu beitragen mußte, den russischen Einfluß im westlichen Europa zu befördern, und das Gefühl der Gemeinschaft in den abendländischen Völkern abzuschwächen und zu ersticken.

Wir bemerkten bereits, wie dieses Gefühl zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch nicht ganz erloschen war, sondern in den Projecten Heinrich's IV. noch sehr deutlich hervortritt. Es mag für einen

Fortschritt gelten, daß seitdem auch Rußland sich immer mehr der abendländischen Welt nähert, aber wenn daraus nicht ein viel größerer Rückschritt entspringen soll, so darf diese Annäherung nicht dahin führen, daß das abendländische Europa absorbirt wird (wovon doch schon sehr bedenkliche Anfänge vorliegen), oder daß der russische Einfluß in das Abendland vordringt; sondern wenn diese Annäherung viele gemeinsame Interessen hervorruft, so ist es freilich selbstverständlich, daß darüber auch in Gemeinschaft verhandelt wird, aber um so nothwendiger erscheint es dann, sich wohl bewußt zu bleiben, daß zu diesen gemeinsamen Interessen nicht auch die innere Rechtsentwickelung gehört, rücksichtlich deren vielmehr das dringendste Interesse vorliegt, jede russische Einmischung auszuschließen; sie ist in diesen Dingen grade so ungehörig, wie eine Einmischung Nordamerikas ungehörig sein würde. Soll also eine Staatencorporation bestehen, welche in diesen Dingen ein Schiedsgericht und Wächteramt ausübt, und also z. B. in streitigen Fällen zu entscheiden hat, ob eine Thronfolge oder eine Verfassung zu Recht bestehen? oder wie es bei dem Aussterben einer Dynastie mit der Succession zu halten? so können an dieser Corporation nur abendländische Staaten Theil nehmen, bei denen allein eine Gemeinschaft der Rechtsanschauung voraus gesetzt werden darf, die hingegen bei Rußland als nicht vorhanden angenommen werden muß.

III. Die deutſchen Großmächte in der Pentarchie.

1. Preußen keine wirkliche Großmacht. — 2. Preußen und das proteſtantiſche Princip. — 3. Seine Politik. — 4. Seine Machtmittel. — 5. Die Pentarchie iſt für Preußen nachtheilig geweſen. — 6. Oeſterreichs Lage und Politik. — 7. Es bleibt immer auf Deutſchland angewieſen. — 8. Irrthümer, welche aus der Großmachts-Idee entſpringen. — 9. Seine wahre Natur.

Nach dieſen allgemeinen Erörterungen über die Pentarchie wollen wir jetzt noch die beſondere Stellung der beiden deutſchen Großmächte in derſelben ins Auge faſſen, wodurch wir noch einen tieferen Einblick in die innere Unhaltbarkeit dieſes Syſtems gewinnen werden, indem ſich dadurch herausſtellen wird, wie dieſe beiden deutſchen Großmächte mit den übrigen Pentarchen weder als gleichartig noch als gleichwerthig anzuſehen ſind, und folglich eine Collegialität, wie ſie die Pentarchie beabſichtigte, der Natur der Sache nach von vornherein ganz unhaltbar war. Zu dieſem Ende werden wir daher dieſe beiden deutſchen Großmächte nach ihrem inneren Weſen unterſuchen, um zu ſehen, wie daraus eine unvermeidliche Inferiorität derſelben im Vergleich zu England, Frankreich und Rußland hervorgeht. Dieſe Unterſuchung wird zugleich dazu dienen, dem ſo höchſt unklaren und ſchwankenden Begriff der Großmacht diejenige Beſtimmtheit zu geben, welche zur Beſeitigung der herrſchenden Verwirrung unerläßlich iſt.

1.

Zuvörderst sagen wir also, daß nur solche Staaten das Prädicat einer Großmacht beanspruchen können, die eine gesicherte und in sich selbst beruhende Existenz haben, vermöge deren sie ihrer eigenen Kräfte vollständig Herr sind, und den Impuls zu ihren Handlungen in sich selbst finden. Wir behaupten keineswegs, daß jeder Staat, mit dem es sich so verhält, schon um deßwillen eine Großmacht sei, indem dazu noch andere Dinge, wie namentlich die entsprechenden Machtmittel gehören, aber wir behaupten umgekehrt, daß diejenigen Staaten, mit denen es sich nicht so verhält, niemals eine wirkliche Großmacht sein können. Betrachten wir jetzt unter diesem Gesichtspunkte Preußen im Vergleich zu anderen Mächten.

England, Frankreich und Rußland zeigen jenes Insichselbstberuhen ohne Frage in hohem Maße. Ja, es findet sich auch in Spanien, in Portugal und Schweden, welche doch keinen Anspruch auf den Namen einer Großmacht machen. Aber es findet sich entschieden in Preußen nicht, und zwar deshalb nicht, weil Preußen weder eine territoriale Abrundung besitzt, noch auf einer eigenen geschichtlichen Entwickelung beruht, sondern in beider Hinsicht offenbar nur ein Bruchstück von Deutschland bildet.

Das Erstere lehrt der Augenschein, wer aber an dem Letzteren zweifeln sollte, der versuche nur einmal, sich die preußische Geschichte als etwas für sich selbst Bestehendes zu construiren, und wird bald genug finden, daß man keinen Schritt darin thun kann, ohne auf Deutschland Bezug zu nehmen. Und grade wo es auf die tiefsten Lebensmomente ankommt, ist die Verflechtung am innigsten, da es weder eine preußische Sprache und Sitte, noch eine preußische Literatur und Cultur giebt, sondern nur eine deutsche. Somit ist Preußen in geistiger Beziehung überhaupt kein selbstständiges Wesen, sondern nur der Theil eines größeren Ganzen, und es kann nicht fehlen, daß daraus sehr wichtige politische Folgen entspringen.

Es ist das Eigenthümliche unserer deutschen Bildung, daß sie kein politisches Gepräge zeigt, indem sie sich fast ganz unabhängig vom

Staatsleben entwickelt hat. In England ist es anders, und in Frankreich noch viel mehr. Da hat sich das geistige Leben mit dem Staatswesen auf einer gemeinsamen Grundlage entwickelt, so daß die daraus entsprungene National-Cultur innig mit dem Staate verflochten ist, und darum zugleich ein politisches Machtmittel bildet, dessen große Bedeutung Niemand in Abrede stellen kann. Denn Frankreich herrscht ebenso sehr durch seine Ideen, seinen Geschmack und seine Moden als durch seine Armeen, und diese geistige Herrschaft erstreckt sich über ganz Europa. Man mag über diese französische Bildung urtheilen wie man will, aber man kann ihre politische Wirkung nicht ableugnen, und man kann eben so wenig leugnen, daß hingegen unsere deutsche Bildung, obwohl ihr an Umfang wie an Tiefe überlegen, doch nur eine sehr geringe politische Wirkung ausübt. Insofern aber eine solche Wirkung stattfindet, kann man doch nicht sagen, daß sie insbesondere Preußen zu Gute komme, denn es ist ja die deutsche Bildung und nicht die preußische. So paradox es klingen mag, wagen wir daher zu behaupten, daß grade Preußen, welches sich gern den Staat der Intelligenz nennen läßt, doch nur sehr geringe geistige Machtmittel besitzt, indem die Wirkung derselben sich fast nur auf Deutschland erstreckt, und das übrige Europa sehr wenig berührt.

Wie sehr dieser Umstand ins Gewicht fällt, wird am deutlichsten, wenn wir andererseits auf Rußland blicken, dessen Bildung im Vergleich zu der deutschen fast Null ist, das aber gleichwohl geistige Elemente besitzt, welche sich als sehr wirksame politische Hebel bewähren, nemlich in seiner Kirche und in seiner Nationalität. Mittelst jener erstrebt es eine Schutzherrlichkeit über die gesammte orientalische Christenheit, mittelst dieser kann es die Begründung eines panslawischen Reiches anbahnen. Sind also die griechische Kirche und die slawische Nationalität nicht in der That geistige Machtmittel, und beide von so großer politischer Wirkung, daß die deutsche Bildung, trotz ihrer immensen Ueberlegenheit, in dieser Beziehung doch offenbar viel weniger leistet?

Wo das geistige Leben mit dem Staatsprincip verflochten ist, wie mehr oder weniger in Frankreich, England oder Rußland, da giebt

daſſelbe auch der Politik eine gewiſſe Sicherheit, einen Schwung und Nachdruck, der ſehr weſentlich zu dem Erfolge beiträgt, und deſſen die preußiſche Politik unvermeidlich entbehren muß. Denn dieſe kann nur eine Cabinetspolitik ſein, welche auf bloßen Reflexionen beruht; woraus ſich, beiläufig geſagt, auch die Thatſache erklären dürfte, daß die Divergenz der politiſchen Anſichten nirgends ſo groß iſt wie in Preußen, weil ſeine Politik immer etwas künſtliches ſein wird. Dahingegen in Frankreich, England und Rußland iſt ſelbſt die Cabinetspolitik immer zugleich eine Nationalpolitik. So viel bedeutet es, daß Preußen in der That kein für ſich ſelbſt beſtehendes Ganze, ſondern nur ein Bruchſtück von Deutſchland iſt.

Und nicht nur daß darin ein Element der Schwäche liegt, weil die preußiſche Politik um deswillen des nationalen Schwunges und Nachdruckes unvermeidlich entbehrt, ſondern es geſchieht auch, daß Preußen von dem übrigen Deutſchland aus einen poſitiven Einfluß erleidet, der ſeine eigene Entwickelung weſentlich mit beſtimmt. Daß ein ſolcher Einfluß auf dem geiſtigen Gebiete ſtattfindet, iſt ſelbſtverſtändlich, da es eine ſpecifiſch preußiſche Bildung überhaupt nicht giebt, ſondern nur eine deutſche, aber ſelbſt auf dem eigentlich ſtaatlichen Gebiete findet ein ſolcher Einfluß ſtatt, und damit man ſieht, wie wichtig derſelbe iſt, mögen hier einige Beläge für dieſe Behauptung folgen.

Wir erinnern alſo zuvörderſt an den Zollverein, der doch grade vorzugsweiſe als ein ſpecifiſch preußiſches Werk gilt, indeſſen gleichwohl nicht zu leugnen iſt, daß Preußen ſelbſt in dieſer Angelegenheit ſehr weſentlich beeinflußt worden iſt und wird. Denn zuvörderſt ging ſchon die Idee des Zollvereins überhaupt nicht von Preußen, ſondern von dem ſüdlichen Deutſchland aus. Preußen hat dann dieſe Idee ausgeführt und den Zollverein in der That geſtiftet, aber die übrigen Zollvereinsſtaaten haben ſich auf den Conferenzen auch geltend zu machen gewußt, ſo daß daraus eine Handelspolitik entſtanden iſt, welche keineswegs ſpecifiſch preußiſch genannt werden kann, da ſich vielmehr unſchwer nachweiſen ließe, daß ſie den ſpecifiſch preußiſchen Intereſſen in vieler Hinſicht widerſpricht.

Wir erinnern ferner an die Thatsache, daß der deutsche Constitutionalismus sich zunächst nicht in Preußen, sondern namentlich im südlichen Deutschland entwickelte, während Preußen sich demselben so lange wie möglich zu widersetzen versuchte, und hinterher doch selbst davon ergriffen wurde. Wir erinnern endlich an die eben so unbestreitbare Thatsache, daß die Idee eines deutschen Parlaments sich eben so im südlichen und westlichen Deutschland entwickelte, und daß namentlich in dem ganzen östlichen Theile der preußischen Monarchie bis zum Jahre 1848 nirgends das Bedürfniß nach einem deutschen Parlament empfunden oder ausgesprochen worden ist. Gleichwohl, sobald im Frühjahr 1848 der Anstoß von Süden her erfolgte, wirkte er bis nach Königsberg, so daß Preußen offenbar gegen seinen Willen in diese deutschthümliche Bewegung hineingezogen wurde.

Wer den Einfluß der Gedankenentwickelung auf das Staatsleben kennt, wird es ganz natürlich finden, daß ein Staat wie Preußen, der in geistiger Beziehung von dem übrigen Deutschland durch nichts getrennt ist, und sogar einen besonderen Werth auf diesen geistigen Verkehr legt, um deswillen auch allen den Einwirkungen unterliegt, welche daraus entspringen. Wir führen dies also nicht an, um Preußen damit anzuklagen, daß es sich in dieser Hinsicht so unselbstständig gezeigt, sondern wir führen es an, um die Macht der realen Verhältnisse anschaulich zu machen, und die Illusionen zu zerstören, welche auf einem nur erkünstelten, innerlich hohlen und unwahren Systeme beruhen, d. h. auf dem pentarchischen System. Wenn es nemlich als eine nunmehr bewiesene Behauptung gelten muß, daß dem preußischen Staate die Eigenschaft eines abgeschlossenen, in sich selbst ruhenden und sich selbst genügenden Staatskörpers so sehr abgeht, daß er sogar seiner eigenen Entwickelung nicht Herr ist, sondern fortwährend von dem übrigen Deutschland aus Einflüsse erleidet, die sein innerstes Wesen afficiren, so klingt es doch einigermaßen sonderbar, daß dieser Staat gleichwohl eine europäische Großmacht sein soll. Zum mindesten leuchtet ein, daß Staaten wie Frankreich, England und Rußland, denen die Eigenschaft eines abgeschlossenen, in sich selbst ruhenden und sich selbst genügenden Körpers in hohem Grade zukommt, um

deswillen auch etwas ganz anderes sind als Preußen, welches sich diesen Staaten weder als ein gleichartiger noch als ein gleichwerthiger Factor zur Seite stellen kann.

2.

Frankreich, England und Rußland sind nicht nur abgeschlossene Länder, sondern zugleich Repräsentanten eines Princips, und können im gegebenen Falle mit der Macht eines Princips wirken. Aber von Preußen kann auch dies nicht gesagt werden, oder wenn es dennoch gesagt wird, so wollen wir hier noch zeigen, wie wenig Grund es hat.

Es ist eine landläufige Rede, daß Preußen der Repräsentant des deutschen Protestantismus sei, und eben darauf seine europäische Bedeutung beruhe. Man scheint aber dabei zuvörderst vergessen zu haben, daß das Zeitalter der confessionellen Politik schon mit dem 17. Jahrhundert abgelaufen ist, und daß seitdem die Confessionen zwar immer noch in die Politik hineinspielen, aber sich nirgends mehr entscheidend erweisen, außer etwa im Orient. Sodann wäre zu berücksichtigen, daß die Repräsentation des Protestantismus in der großen Welt jedenfalls von England ausgeübt wird, und nicht von Preußen, so daß Preußen seinerseits durch diese Repräsentation doch immer nur eine deutsche, aber keine europäische Bedeutung zu gewinnen vermöchte. Wir müssen aber noch weiter gehen und uns die Frage stellen, wie es sich überhaupt mit dieser Repräsentation verhält, d. h. in wie weit sie zum Wesen des preußischen Staates gehört, und was die Geschichte darüber lehrt.

Sie lehrt bekanntlich, daß Luther den vornehmsten Stützpunkt seiner Thätigkeit in Sachsen (Thüringen) und demnächst in Hessen fand, wogegen Brandenburg-Preußen eine ganz secundäre Rolle spielte. Wie dann der deutsche Protestantismus mit dem Untergange bedroht war, d. h. zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da war es ebenfalls nicht Brandenburg-Preußen, welches ihn rettete, sondern bekanntlich Schweden und Frankreich. Erst nach dem westphälischen Frieden, d. h. nachdem die Gleichberechtigung der Confessionen im Reiche anerkannt

und völkerrechtlich garantirt, und also die Gefahr vorüber war, auch überhaupt der Streit der Confessionen seine Hauptbedeutung verloren hatte, — erst seitdem erschien der große Kurfürst als der mächtigste protestantische Fürst in Deutschland, ohne daß man sagen könnte, er sei von nun an der Chef des deutschen Protestantismus geworden. Denn der deutsche Protestantismus ist von Anfang an particularistisch gewesen, und ist es bis diesen Tag geblieben, er hat überhaupt keinen politischen Einheitspunkt. Seitdem haben sich die Dinge dahin entwickelt, daß einerseits Preußen sehr erhebliche katholische Gebiete erworben hat, wodurch die katholische Bevölkerung des Staates jetzt ein volles Drittel beträgt, während andererseits sehr erhebliche protestantische Gebiete nicht zu Preußen gehören, und deren kirchliche Entwickelung durchaus nicht von Preußen geleitet wird. Berücksichtigt man nun außerdem, daß seit der Bundesakte die confessionellen Unterschiede grundsätzlich in ganz Deutschland keine bürgerlichen Folgen mehr haben, so dürfte sich als Schlußresultat ergeben, daß die viel beredete Repräsentation des Protestantismus einerseits Preußen nur in sehr eingeschränktem Maße zukommt, und daß dieselbe andrerseits nicht sehr viel mehr zu bedeuten hat, oder jedenfalls nicht so viel bedeutet, daß sie für das Princip des preußischen Staates ausgegeben werden könnte.

Wer noch daran zweifeln wollte, der versuche nur einmal für Preußen eine specifisch protestantische Politik anzugeben, und mag sehen, wie er damit zu Stande kommt. Denn offenbar müßte sie ja den Widerspruch des gesammten katholischen Deutschlands hervorrufen, und so würden wir wohl bald wieder in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurückgeführt. Nie hat sich die europäische Bedeutung Preußens entschiedener geltend gemacht als unter dem großen Friedrich, und zur Zeit der Freiheitskriege, und grade in diesen beiden Epochen trat das confessionelle Element am allerwenigsten hervor. So verhält es sich mit dem Gerede von der Repräsentation des deutschen Protestantismus als preußischem Staatsprincip, und wenn es eben dies sein soll, welches Preußen zu einer europäischen Großmacht erhebt, so ist es mit dieser Großmächtigkeit schwach genug bestellt.

3.

Preußen ist also kein in sich selbst ruhender und sich selbst genügender Staatskörper, weder nach seinen Territorialverhältnissen noch nach seiner geistigen Entwickelung, indem auch die Meinung, daß es durch die Repräsentation des deutschen Protestantismus ein eigenthümliches Princip gewinne, sich so eben als irrig erwiesen. Aus beidem folgt, daß es auch keinen abgeschlossenen Kreis von specifisch preußischen Interessen giebt, da vielmehr die meisten preußischen Interessen sich mehr oder weniger mit den deutschen verflechten. Und wie ist nun damit der Charakter einer europäischen Großmacht zu vereinigen, von der man doch erwarten muß, daß sie die Motive ihrer Handlungen nur in sich selbst findet? Will aber Preußen nur nach preußischen Interessen handeln, so wird es seiner Politik an allen großen Motiven fehlen. Denn fast alle großen Fragen, an deren Regulirung Preußen einen activen Antheil nehmen könnte, werden in ihren deutschen Beziehungen mehr oder weniger über Preußen hinausreichen, und folglich verschoben und verstümmelt, wenn man sie nach dem Maßstab der specifisch preußischen Interessen beurtheilt.

Entweder also muß Preußen auf jede große Politik verzichten, oder es muß eine deutsche Politik führen. Soll es aber eine deutsche Politik führen, d. h. die Motive seiner Handlungen nicht aus sich selbst, sondern aus den allgemeinen deutschen Angelegenheiten entnehmen, so ist eben damit ausgesprochen, daß es keine europäische Großmacht sein kann. Das Eine schließt das Andere aus, und jeder Vermittelungsversuch kann nur die Verwirrung der Geister steigern, welche seit einer Reihe von Jahren einen fast undurchdringlichen Nebel über diese Frage verbreitet hat.

Nirgends wird so viel von der preußischen Großmacht gesprochen als in der preußischen Presse, und nirgends wird zugleich so viel von deutscher Politik und von dem deutschen Beruf Preußens gesprochen als in eben derselben Presse, und Niemand scheint den Widerspruch zu fühlen, der in diesen beiden Dingen liegt. Denn es ist ein handgreiflicher Irrthum, wenn man etwa einwendet, die preußischen Inter-

essen seien ja so innig mit den deutschen verflochten, daß eine recht preußische Politik um deswillen auch ganz von selbst eine recht deutsche sei. Darin ist nur der Obersatz richtig, aber nicht der Schlußsatz. Denn wäre dieses wirklich richtig, und wäre es ernstlich damit gemeint, wozu spräche man überhaupt noch von dem deutschen Beruf, was in diesem Falle doch nur eine Tautologie wäre? Wir unsererseits sind weit entfernt, die tiefe Verflechtung der preußischen Interessen mit den deutschen zu leugnen, aber wir behaupten zugleich, daß diese Verflechtung noch lange keine Identität begründet, sondern eine sehr wesentliche Verschiedenheit dabei bestehen kann. Nimmt man Preußen als das, was es in der That ist, nemlich als einen Theil von Deutschland, so leuchtet ja ein, daß die Interessen des Theils auch immer nur theilweise mit denen des Ganzen übereinstimmen, und daß das Ganze gar viele Interessen hat, die dem Theile als solchem ganz fremd sind. Um dies an einem Beispiel zu sehen, erinnere man sich nur an die Donaufrage, oder man blicke auf die noch nicht beendigte italienische Frage, und beidemale ist der Unterschied zwischen den specifisch preußischen und zwischen den deutschen Interessen gleich augenfällig. Eben daraus entspringt auch die große Divergenz der Meinungen in Preußen, indem die Einen vom preußischen Standpunkte ausgehen, die Anderen vom deutschen, und noch Andere ein Mittelding suchen, was ebenso preußisch als deutsch sein soll, in der That aber weder das Eine noch das Andere ist.

4.

Somit hat sich gezeigt, wie grade die allerwesentlichsten Eigenschaften einer Großmacht dem preußischen Staate fehlen. Es bleibt nur noch die Frage übrig, ob es denn etwa die außerordentliche Fülle seiner Machtmittel ist, welche ihm diesen Charakter gäbe?

Allein grade in dieser Hinsicht tritt vielmehr ein neuer Mangel hervor, da Preußens Machtmittel nur sehr mäßig sind, während andererseis seine Lage inmitten der größten Militairmächte die allerschwierigste, und seine zerrissenen Grenzen die unsicherſten sind, die je ein Staat gehabt hat. Sollte es also trotz dieser Lage im Stande

sein eine große Politik zu führen, so müßte es die Mittel besitzen, unter Umständen nach Rechts und Links einen materiellen Nachdruck zu üben, was selbstredend über seine Kräfte geht. Kann es aber einen solchen Nachdruck gegen seine beiden großen Nachbarn nicht ausüben, so ist es auch in allen Fragen, in welchen diese Nachbarn engagirt sind, zu einer wahrhaft selbstständigen Politik nicht befähigt. Hiermit wird keine für Preußen demüthigende Behauptung aufgestellt, sondern nur ein thatsächliches Verhältniß constatirt, welches seit vielen Jahren beobachtet, und allen vorurtheilsfreien Politikern bekannt ist.

Selbst die Epoche des großen Friedrich, die man oft so mißverständlich anführt, kann diese Behauptung nicht widerlegen. Denn wenn Preußen damals allerdings einen Krieg mit halb Europa auszuhalten vermochte, so zeigt sich leicht, daß dies nicht in der Machtfülle des preußischen Staates lag, sondern nur durch das hervorragende Genie des Herrschers, wie durch die zeitweilige Schwäche der Nachbarn möglich wurde.

In Preußen hatte man seit lange gespart, und alle Kräfte des Landes dergestalt auf das Militairwesen gerichtet, daß daraus vergleichsweise eine sehr starke Armee hervorging. Dahingegen waren in Frankreich die Finanzen wie das Militairwesen gleicherweise in Verfall. In Oesterreich war das Militairwesen seit dem Tode des großen Eugen ebenfalls im Verfall, hob sich aber unter Joseph wieder sehr bedeutend, so daß die frühere Ueberlegenheit der Preußen, wie sie sich noch im siebenjährigen Kriege bewährte, schon im baierischen Erbfolgekriege nicht mehr vorhanden war, sondern die Partie ohngefähr gleich stand. Friedrich sagt dies in seinem Bericht über diesen Krieg selbst. Endlich die russische Macht war noch nicht entwickelt, und zwischen Preußen und Rußland lag noch Polen. Aber wie gewaltig haben sich seitdem alle diese Verhältnisse geändert! Es kommt hinzu, daß seitdem auch die militairische Organisation eine ganz andere geworden, nemlich durch das überall eingeführte Conscriptionssystem, woraus die Folge entspringt, daß die Stärke der Armeen überall in einer gewissen Proportion zu der Bevölkerung steht, und es jetzt einem kleineren Staate viel schwerer wird eine Armee zu halten, die derjenigen seiner großen Nach-

barn gleichkäme; was im vorigen Jahrhundert weit eher möglich war. Es kommt desgleichen hinzu, daß seitdem auch die Marine eine viel höhere Bedeutung gewonnen, indem sie selbst in Continentalkriegen durch Blokade der Küsten und Truppenausschiffungen sehr wesentlich mitwirken kann. Und grade die beiden gefährlichen Nachbarn Preußens haben seitdem eine sehr beträchtliche Marine ausgebildet, welcher Preußen nichts Nennenswerthes entgegen zu setzen hat. Unter solchen Umständen würde es selbst dem Genie eines großen Friedrichs nicht möglich sein, mit den Hülfsmitteln Preußens eine hervorragende Rolle zu spielen, und fände heut zu Tage ein Zusammenwirken Frankreichs, Oesterreichs und Rußlands gegen Preußen statt, so würde dasselbe gar bald erdrückt sein, — ein Schicksal, dem selbst Friedrich nur durch den Tod der Kaiserin Elisabeth, und die dadurch bedingte Veränderung der russischen Politik entging, denn seine Kräfte waren bis auf die Neige erschöpft.

Wer die Dinge unbefangen betrachtet, wird daher die Größe Friedrichs nicht darin suchen wollen, daß er das Unmögliche möglich gemacht habe, sondern die zeitweilige Gunst der Verhältnisse hinzuaddiren, um sich seine Erfolge zu erklären. Friedrich selbst hat sich darüber nie getäuscht. Auch hat er es ausdrücklich ausgesprochen, daß Preußen kein großer Staat sei, und daß derselbe seine Machtstellung nur durch ganz besondere Anstrengungen zu behaupten vermöge. Wenn sich aber seine Zeitgenossen und Nachfolger darüber täuschten, und dem preußischen Staate die inhärente Eigenschaft einer großen Macht beilegten, die er in der That nicht besitzt, so zögerten die Ereignisse nicht die Unrichtigkeit dieser Ansicht zu beweisen.

Zunächst zeigte dies schon die unter Herzberg zwischen England, Holland und Preußen geschlossene Tripelallianz zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, nemlich zum Schutz der damals von Oesterreich und Rußland angegriffenen Türkei. Es kam hier darauf an nöthigenfalls einen Druck gegen Oesterreich und Rußland auszuüben, was der Hauptsache nach nur durch eine große Landarmee möglich, und in so weit eben die Aufgabe Preußens gewesen wäre; aber wie es nun galt mit diesem Druck Ernst zu machen, unterblieb es, und man darf wohl behaupten, daß diejenigen, welche davon abriethen, die Kräfte

Preußens richtiger schätzten als Herzberg. So scheiterte diese versuchte Großmachtspolitik. Gleichwohl war die Täuschung der damaligen preußischen Politiker noch nicht zerstört. Man hielt Preußen für einen ganz in sich selbst ruhenden Staatskörper, welcher in dem europäischen Staatensystem einen ganz ähnlichen Factor bilde wie Frankreich oder Rußland. Daß Preußen doch eigentlich nur ein fragmentarischer Staat, nemlich nur ein Theil von Deutschland sei, der sich um deswillen in großen europäischen Krisen nicht für sich allein zu behaupten vermag, sondern unvermeidlich in das Schicksal Deutschlands hineingezogen wird, — diese handgreifliche Wahrheit wurde von den damaligen preußischen Staatsmännern verkannt, und durch den Baseler Frieden ausdrücklich verläugnet. Aber wie hat sie sich bei Jena bestätigt! Hat sich dann Preußen 1813 wieder erhoben, so wird man doch nicht verkennen, ohne die ruhmvollen Thaten jener Tage irgendwie verkleinern zu wollen, daß diese Erhebung nur durch das Anlehnen an Rußland ermöglicht wurde, und daß es einer europäischen Coalition bedurfte, um die Erfolge zu erzielen, aus denen die Wiederherstellung Preußens hervorging. Auch diese Ereignisse liefern darum nur eine neue Bestätigung für unsere Behauptung, nemlich daß Preußen kein in sich selbst ruhender und sich selbst genügender Staatskörper sei.

Angesichts aller dieser Thatsachen werden wir demnach wiederholen, daß Preußen an und für sich die Eigenschaften nicht besitzt, welche zu einer europäischen Großmacht gehören, in sofern dieses Wort irgend etwas Reelles bedeuten soll, und wenn Preußen gleichwohl als eine Großmacht bezeichnet wird, dies nur aus seiner Mitgliedschaft in der europäischen Pentarchie folgt, die sich, wie gezeigt worden, bereits aufgelöst hat.

5.

Sollen wir diese Auflösung beklagen? Ganz im Gegentheil. Denn so gewiß es immer mißlich ist, wenn sich ein Schwächerer mit mehreren viel Stärkeren associirt, so gewiß konnte die Pentarchie sich für Preußen nur als eine Löwengesellschaft erweisen, da sich Preußen jedenfalls nicht mit England, Frankreich und Rußland vergleichen kann.

Und zwar um so weniger, da diese Staaten seemächtig sind, und in Folge dessen fast auf jedes europäische Land eine ganz directe Einwirkung zu üben vermögen, während Preußen nur auf seine unmittelbaren Umgebungen einzuwirken vermag, und wenn es sich um Fragen handelt, welche ein ferneres Gebiet betreffen, seine Stimme nur dadurch zur Geltung bringen kann, daß es sich an eine andere Macht anschließt. Muß es sich also in der Mehrzahl der Fälle immer anderen Mächten anschließen, so wird es diesen Mächten gegenüber auch keine wahre Selbstständigkeit behaupten können, und seine Wirksamkeit gar oft darauf hinauslaufen, Conferenzen beizuwohnen und Protokolle zu unterzeichnen, worauf es keinen nennenswerthen Einfluß zu üben vermag, außer durch seinen Rath, der, so gut er sein mag, doch leider nicht schwer wiegt, wenn nicht die entsprechende Gewalt dahinter steht.

Als den schlagendsten Beleg für diese Behauptung verweisen wir auf zwei Fälle, nemlich auf die Trennung Belgiens von Holland, und auf die Aufhebung der polnischen Constitution, und die seitdem erfolgte thatsächliche Incorporation Polens in Rußland. Beide Male handelte es sich um Verletzung des vertragsmäßigen Rechtszustandes, beide Male lag das Object der Frage so zu sagen an der Thürschwelle Preußens, und beide Male nahm die Sache eine für Preußen entschieden nachtheilige Wendung. Nun wohlan, welche Vortheile hat die pentarchische Würde für Preußen gehabt, wenn es vermöge dieser Würde nicht einmal vor Benachtheiligungen in seiner nächsten Nähe gesichert war, wo es doch noch am ehesten seine Macht zu zeigen vermocht hätte?

Sollen wir ferner an Krakau erinnern, dessen Einverleibung in Oesterreich ebenfalls ein Nachtheil für Preußen war? Oder sollen wir an Neuenburg erinnern? Warum hat denn die Pentarchie, die angeblich Alles kann, nicht Neuenburg der preußischen Krone zurückgegeben? Oder wenn die Pentarchie dies weder konnte noch wollte, was hat sie denn überhaupt in dieser Angelegenheit gethan? Gar nichts hat sie gethan, wie sie überhaupt niemals etwas für Preußen gethan hat. Oder sollte etwa Preußen seinen Gewinn darin suchen,

daß in Sachen Mehemed Ali's so oder so entschieden wurde? Man wird sich noch daran erinnern, wie man sich damals in dieser Sache echauffirte, und ohne Zweifel haben damals England, Rußland und Frankreich ihre sehr guten Gründe dabei gehabt, für Preußen aber, meinen wir, konnte es ohngefähr einerlei sein, ob Mehemed Ali Pascha, Vicekönig oder wirklicher Sultan von Aegypten wurde.

Während also Preußen vermöge der Pentarchie in Angelegenheiten hineingezogen wurde, in welchen es selbstredend keinen effectiven Einfluß auszuüben vermag, und seine Thätigkeit lediglich formell bleiben muß, wurde es grade durch den Schein einer universalen Stellung von seinen localen Interessen abgelenkt, und die Collegialität mit Frankreich, England und Rußland ist für Preußen in der Pflege seiner nächsten Interessen nicht etwa förderlich gewesen, sondern sie hat ihm Rücksichten auferlegt, welche es wesentlich gehemmt haben.

Es ist klar, daß ein Staat wie Preußen seine Kräfte nicht zersplittern darf, sondern seine Wirkungssphäre beschränken, und sich in seinen Unternehmungen so nahe wie möglich an der Basis seiner Macht halten muß, wo er allein mit Nachdruck aufzutreten vermag. Wo aber die Basis der preußischen Macht zu suchen sei, darüber kann kein Zweifel sein, nemlich in den Ländern zwischen der Elbe und dem Niemen, wohin schon die ersten Anfänge der älteren brandenburgisch-preußischen Entwickelung deuten, und wo auch der moderne preußische Staat im Laufe der letzten Jahrhunderte erwachsen ist, und seine Consolidirung gewonnen hat, wie die Thatsachen seit dem großen Kurfürsten Schritt für Schritt beweisen. Alle diese Länder gravitiren aber nach dem baltischen Meere, und stellen Preußen die Aufgabe sich zu einer nordischen und respective baltischen Macht zu entwickeln, wie es schon die Absicht des großen Kurfürsten war. Hier allein hat Preußen eine Küste, was für die politische Selbstständigkeit immer so überaus wichtig ist, und zwar eine Küste von über hundert Meilen, mit den Mündungen dreier großer Ströme, welche zu einer maritimen Entwickelung einladen. Allerdings wird diese maritime Entwickelung nie sehr große Dimensionen gewinnen können, aber sie ist doch in so weit möglich, und in so weit auch ein unabweisbares Bedürfniß, als

sie die unerläßliche Voraussetzung zu einer activen Ostseepolitik bildet. Alle natürlichen Bedingungen sprechen dafür, daß Preußen grade auf diesem Gebiet am ehesten auf Erfolg rechnen dürfte, — wenn es nemlich seine Anstrengungen darauf concentrirte. Die Thatsachen zeigen hingegen, daß Preußen grade auf diesem Gebiet am allerwenigsten eine Activität zu entwickeln versuchte, sondern es vielleicht ganz geflissentlich Preis gab. Ohne Zweifel geschah dies aus Rücksicht für Rußland, und Preußen mußte diese Rücksicht nehmen, weil es andererseits in seiner pentarchischen Stellung von Rußland unterstützt wurde. Wenn aber diese pentarchische Stellung für Preußen nichts eingetragen hat, — hat es nicht also für den leeren Titel einer Großmacht einen reellen Vortheil geopfert?

Es ist schon oft gesagt worden, und wie wir glauben mit Recht, daß es für Preußen vortheilhafter gewesen sein würde, anstatt mit der Pentarchie zu gehen sich so viel wie möglich mit den Staaten zweiten Ranges in Rapport zu setzen, und sich auf die naheliegenden Fragen zu beschränken. Dieses aber zugegeben, springt es wieder in die Augen, daß von allen Staaten zweiten Ranges keiner so wichtig für Preußen sein dürfte als Schweden, dessen Interessen sich so leicht mit den preußischen vereinigen lassen, daß einem für beide Theile vortheilhaften Zusammenwirken nichts im Wege steht, und dieses eben der Anfang einer preußischen Ostseepolitik sein würde. Allein eine solche Politik ist nie versucht worden, und so ist es geschehen, daß Preußen grade da am wenigsten auszurichten vermochte, wo man es doch am ehesten erwarten sollte.

Für diese Behauptung spricht zunächst das so lange Bestehen des Sundzolles, der doch grade für Preußen eine so drückende Last war. Was hat die Pentarchie für die Beseitigung dieses den modernen commerciellen Interessen so sehr widersprechenden Zustandes gethan? So viel wie nichts hat sie gethan. Vielmehr ist bekannt, daß insbesondere Rußland die Conservirung dieser mittelalterlichen Institution nach Kräften befördert hat, und wäre nicht am Ende die kategorische Erklärung der Nordamerikaner erfolgt, so bestände der Sundzoll vielleicht noch bis heute. Was ist es also mit der europäischen

Pentarchie, und welchen Nutzen hat sie insbesondere für Preußen gehabt?

Noch auffallender zeigt sich dies in der schleswig-holsteinschen Frage, deren Object dicht an den Grenzen Preußens liegt, und worin nicht nur ein preußisches Interesse, sondern zugleich die preußische Ehre engagirt war, und dennoch gegen das vertragsmäßige Recht entschieden, und schließlich Preußen sogar genöthigt wurde seine eigene Niederlage mit zu befördern. Jetzt vergleiche man einmal das Verfahren der Pentarchie in dieser schleswig-holsteinschen Frage mit dem, was vor Kurzem in Italien geschehen, und man wird einen Widerspruch von solcher Tiefe finden, daß ihr nur die eigene Bodenlosigkeit der Pentarchie gleichkommt.

Damals war die Sachlage die, daß Dänemark die vertragsmäßigen Rechte der deutschen Herzogthümer verletzt hatte, und der deutsche Bund berechtigt war, im Interesse der Herzogthümer zu interveniren, und nachdem es einmal zum Krieg gekommen, war die Entscheidung nicht mehr an die früheren Rechtsverhältnisse gebunden, sondern hing nach allen Lehren des Völkerrechts von dem Erfolg der Waffen ab, der nicht zweifelhaft sein konnte, so lange sich nicht dritte Mächte einmischten, wozu es an jedem rechtlichen Vorwand fehlte, und doch fand solche Einmischung statt. In Italien hingegen ist alles umgekehrt. Da sieht man Oesterreich in seinem vertragsmäßigen Rechte bedroht, und zwar von einer Macht, der jeder positive Rechtstitel fehlt sich in die italienischen Angelegenheiten einzumischen, sondern welche diese Einmischung ausdrücklich auf das revolutionäre Recht des Nationalitätsprincips stützt, und damit von vorn herein alle Verträge in Frage stellt. Nun, was geschieht?

Damals intervenirte Schweden zu Gunsten Dänemarks, nicht nach einem positiven Rechte, sondern nach Convenienz, und Rußland erließ seine Drohungen nicht etwa gegen diese unbefugte Einmischung Schwedens, sondern gegen Deutschland, weil dasselbe angeblich einen ungerechten Krieg führe. Jetzt erläßt dasselbe Rußland seine Drohungen nicht etwa gegen Frankreich, welches nach seinem Belieben die vertragsmäßigen Zustände in Italien umzustoßen versucht, sondern gegen

Deutschland, welches doch grade zum Schutz des Rechts eintreten wollte, und welches doch weit mehr Veranlassung hätte Oesterreich zu unterstützen, als Frankreich Veranlassung hat Sardinien zu unterstützen. England ferner, welches damals mit großer Sorge auf den möglichen Triumph der gerechten deutschen Sache blickte, zeigt sich jetzt fast betrübt darüber, daß die ungerechte französische Sache nur bis zum Mincio vorgeschritten, und doch noch ein Theil des vertragsmäßigen Rechtes stehen geblieben. Und endlich Frankreich? In einem Athemzuge erklärt es das vertragsmäßige Recht in Italien für veränderlich, aber in Schleswig-Hollstein für so stabil, daß selbst wenn Dänemark es verletzt, und wenn Deutschland seine Rechte wahrend siegt, dennoch nicht etwa der frühere Zustand wieder hergestellt, sondern demselben noch eine neue Beeinträchtigung Deutschlands hinzugefügt werden muß.

Was aber diesem Verfahren noch die Krone auffetzt, ist, daß dies Alles durch das Gebot des europäischen Gleichgewichts beschönigt werden soll, welches angeblich an der dänischen Gesammtmonarchie eine nnentbehrliche Stütze findet, d. h. an einem Staate, der notorisch nur einen Spielball für Rußland und Frankreich bildet. Ferner soll es für das europäische Gleichgewicht gefährlich sein, wenn ein so kleines Ländchen wie Schleswig zum deutschen Bunde tritt, d. h. zu einem Staatenkörper, der notorisch keine aggressive Politik führt noch führen kann, dahingegen soll das Gleichgewicht nicht alterirt werden, wenn Frankreich, d. h. ein Staat, welcher notorisch eine aggressive Politik führt, seinen Einfluß über Italien ausbreitet. Es soll gleichgültig sein, ob ein so bedeutendes Land wie die Lombardei aus einem Besitz in den andern übergeht; es soll gleichgültig sein, ob plötzlich ein großes norditalienisches Königreich entsteht; ja es soll gleichgültig sein, daß man das revolutionaire Nationalitätsprincip proclamirt, und damit den Besitzstand aller eurpäischen Staaten gefährdet. Alle Grundsätze des Völkerrechts, wie alle Maximen des Gleichgewichts, sind in diesem Wust von Frevel und Wahnsinn versunken, worüber wie ein Sumpflicht die italienische Frage flackert, indessen die schleswig-holsteinsche Frage unten im Kothe verschüttet liegt.

Wahrlich es ist schwer, über diese Sache ohne Bitterkeit zu

sprechen, die sich denn auch reichlich darüber ergossen, und sich wo möglich in Anklagen gegen die darin von Preußen gemachten Fehler Luft zu machen gesucht hat. Man übersieht aber dabei die Hauptsache, nemlich daß es das pentarchische System ist, welches, wenn auch keine Fehler gemacht wären, dennoch einen wahrhaft befriedigenden Ausgang dieses Streithandels verhindert haben würde. Dieses System hat die unvermeidliche Wirkung Deutschland lahm zu legen, und in allen Fragen, wo es sich um ein deutsches Interesse handelt, die Entscheidung gegen Deutschland zu richten, wie eine vierzigjährige Erfahrung beweist, und weiterhin noch näher erörtert werden soll. Hier vorweg nur soviel.

1. Daß es die Wirkung hat, die ohnehin bestehende Spannung zwischen den beiden deutschen Hauptmächten noch zu steigern, woraus die Folge entspringt, daß wenn es sich um eine deutsche Angelegenheit handelt, die zugleich ein näheres Interesse für Preußen hat, Oesterreich dagegen ist, und so umgekehrt. Da es aber kaum je eine deutsche Angelegenheit geben wird, die nicht entweder für Preußen oder für Oesterreich ein näheres Interesse hätte, so bewirkt die gegenseitige Eifersucht, daß niemals etwas zu erreichen steht.

2. Da dieses System zu dem Wahn verleitet, daß die ganze europäische Politik lediglich in den Transactionen der fünf Pentarchen bestände, hat es dadurch Preußen abgehalten, sich Bundesgenossen außerhalb des Kreises der Pentarchie zu erwerben, so daß es sich stets auf sich allein, oder auf die Pentarchie angewiesen sieht. Als schwächstes Glied derselben muß es sich daher um so mehr an Rußland oder an Frankreich anlehnen, da es zu Oesterreich fast immer in einem mindestens kühlen Verhältniß steht, und kann daher nur dann auf Erfolg rechnen, wenn dies Frankreich oder Rußland convenirt. Allein wie selten wird es ein *preußisches* Interesse geben, welches nicht gerade in Frankreich oder in Rußland auf Widerstand stieße, und wie noch viel seltener wird es ein solches *deutsches* Interesse geben?

Was ist nun also die Mitgliedschaft in der Pentarchie für Preußen, als die denkbar unvortheilhafteste Situation, die ihm wesentlich nur Opfer auferlegt? Und was soll man vollends davon sagen,

wenn dieſe Pentarchie, welcher dieſe Opfer gebracht werden, ſelbſt bereits zur Chimäre geworden iſt? Wie man denn auch über den Werth oder Unwerth der pentarchiſchen Würde für Preußen urtheilen mag, ſo wird es jedenfalls kein Opfer ſein, ein Verhältniß aufzugeben, welches überhaupt keine Realität mehr hat. Was Preußen an wirklicher Macht beſitzt, bleibt ihm dabei unverloren, gleichviel ob es in der Pentarchie ſitzt oder nicht. Will es gleichwohl den Titel einer Großmacht fortführen, ſo iſt nichts dagegen zu ſagen, wenn man nur weiß, daß eben nichts damit geſagt iſt. Denn ſeit der Auflöſung der Pentarchie hat dieſes Wort die frühere formelle Beſtimmtheit ſeiner Bedeutung verloren, und wenn es jetzt noch etwas Reelles bedeuten ſoll, ſo bedarf dies einer beſonderen Erklärung, da mit dem Worte ſelbſt kein beſtimmter Sinn gegeben iſt. Soll es alſo insbeſondere eine in ſich ſelbſt ruhende und ſich ſelbſt genügende Macht bezeichnen, ſo iſt in dem Vorſtehenden dargethan worden, daß Preußen nach ſeinen inneren wie nach ſeinen äußeren Verhältniſſen eine ſolche Macht weder iſt noch ſein kann.

6.

Es wird ſich jetzt zeigen, wie bei näherer Betrachtung ſelbſt der öſterreichiſchen Monarchie dieſe Eigenſchaft nicht zukommt. Freilich iſt dieſelbe ein großer Körper, dazu mit faſt unerſchöpflichen Hülfsquellen ausgeſtattet, auch ziemlich gut arrondirt, aber ſelbſt ſchon in dieſen phyſiſchen Beziehungen tritt doch die ſehr weſentliche Schwäche hervor, daß es kein natürliches Ganze bildet, woraus ſehr wichtige Folgen entſpringen. Wie iſt nemlich die territoriale Bildung dieſer Monarchie?

Von dem Donauthale, welches ſich in Ungarn zu einem breiten Becken erweitert, und ohne Frage als das Hauptland gelten muß, ſcheiden ſich nördlich Böhmen und Gallizien, dem Elb- und Weichſelgebiet angehörend; ſüdlich bildet das Alpenland eine eigene Welt; darauf folgt ein Stück von der Poebene; und endlich das Littorale, welches in keiner natürlichen Verbindung mit dem Hinterlande ſteht. Keine geographiſche Nothwendigkeit fügt dieſe Länder zuſammen, ſo alt auch ihre Verbindung zum Theil ſein mag. Aus dieſer territorialen

Absonderung geht aber eine fast unvermeidliche Schwerfälligkeit der Bewegung, und eine große Schwierigkeit der Concentration hervor, so daß Oesterreich mit allen seinen Kräften doch bei weitem nicht den Effect erreichen kann, den eine günstigere Terrainbildung gestatten würde.

Wie sehr diese natürlichen Verhältnisse ins Gewicht fallen, wird um so deutlicher werden, wenn wir Vergleichs halber einen Blick auf Frankreich werfen. Da findet man weder abgeschlossene Gebirgsländer, noch fluviale Bruchstücke, sondern es ist im vollen Besitz seiner vier Hauptstromgebiete, welche durch keine so bedeutenden Höhen getrennt werden, daß nicht eine vielseitige Kanalverbindung bestände; das Ganze vortrefflich arrondirt, auf drei Seiten von der Natur begrenzt, und endlich an zwei großen Meeren gelegen. Da sind die physischen Bedingungen gegeben, welche eine Concentration aller Machtmittel, und eine Leichtigkeit der Bewegung nach allen Seiten hin gestatten, wie in keinem andern Lande Europas. Darum ist Frankreich einer Machtentwickelung fähig, welche die Grenzen, die ihm sein Flächenraum und seine Bevölkerung zu bestimmen scheint, weit überschreitet, und von der die Erfahrung lehrt, daß es unter Umständen ganz Europa mit seinen Schlägen zu erschüttern vermochte. Wie weit bleibt Oesterreich dahinter zurück, obwohl es an Flächenraum größer, wie auch von Natur reicher und fruchtbarer ist als Frankreich.

Dennoch sind Oesterreichs materielle Hülfsmittel so bedeutend, daß sie, wenn sie auch wegen mangelnder Concentration und Beweglichkeit keine großen Unternehmungen gestatten, doch eine sehr starke und nachhaltige Defensive begründen, welche eine unabhängige Haltung ermöglicht, der es unter Umständen weder an Stolz noch an Nachdruck gefehlt hat. Es kommt hinzu, daß seine Lage in Beziehung auf mögliche Angriffe im Ganzen günstig ist, da es grade auf derjenigen Seite, von wo aus ein Angriff tödtlich werden könnte, nemlich von dem Donauthale aus, durch Deutschland gedeckt wird.

Dieser Punkt verdient eine besondere Erwägung, weil sich schon hier zeigt, wie wichtig für Oesterreich seine Verbindung mit Deutschland selbst in rein strategischer Beziehung ist, so wichtig, daß es ohne Deutschland auf die Dauer gar nicht zu bestehen vermöchte.

Obgleich nemlich das mittlere Donauthal von Paſſau bis Wien durch ſeinen gebirgigen Charakter ſehr unzugänglich zu ſein ſcheint, ſo haben doch die Thatſachen bewieſen, daß dieſe Hinderniſſe für eine feindliche Macht nur ſehr wenig bedeuten. Wie oft haben nicht in alten Zeiten die Ungarn dieſe Straße zu ihren Raubzügen benutzt. Später folgten ihnen türkiſche Reiterſchaaren, welche wiederholt bis Regensburg ſtreiften, und in neuerer Zeit hat Napoleon dieſes Thal wiederholt mit großen Armeen durchzogen. Rückt aber ein Feind die Donau entlang auf Wien, ſo wird dadurch die ganze Monarchie in zwei Hälften getheilt, und in Wien nicht nur die Hauptſtadt bedroht, ſondern zugleich der Knotenpunkt gewonnen, wo die drei Hauptſtücke, welche die Monarchie bilden, in geringer Entfernung zuſammenſtoßen, nemlich 1. Böhmen mit Mähren, 2. Ungarn, 3. das ſüdliche Alpenland. Gelingt es nun einer großen Armee, ſich hier für einige Zeit feſtzuſetzen, ſo kann ſie von hier aus das ganze Gefüge der Monarchie auf einmal zerſprengen. Man weiß, daß Napoleon dieſen Verſuch machte, als er im Frühjahr 1809 von Wien aus einen Aufruf an die Ungarn erließ, ſich einen eigenen König zu wählen. Dieſer Verſuch mißlang damals. Doch wie, wenn er noch einmal gemacht würde? Er kann aber nur gemacht werden von einem Feinde, der in Wien ſteht, und der das Donauthal beherrſcht, und der folglich von Deutſchland aus gekommen ſein muß. Kommt der Feind von Süden her durch die Alpen, wie Napoleon im Jahre 1797, ſo verliert er ſeine Rückzugslinie, und iſt darum ſelbſt in einer ſo gefährlichen Lage, daß er nichts Entſcheidendes unternehmen kann. Käme hingegen der Feind von Norden, ſo blieben Oeſterreich, ſo lange die Donau noch frei iſt, immer noch ſehr bedeutende Widerſtandskräfte. Darum wird man ſagen dürfen, daß, wenn die öſterreichiſche Monarchie je zerſtört werden ſollte, der Stoß von Deutſchland aus erfolgen müßte, und man wird nicht zweifeln können, daß es von hier aus unter Umſtänden ſehr wohl möglich wäre. Wie würde es um Oeſterreich ſtehen, wenn die Rheinbundzeit auch nur ein Menſchenalter gedauert hätte, die in wenigen Jahren ſchon dahin führte, daß Tyrol, Kärnthen, Iſtrien und Kroatien von der öſterreichiſchen Monarchie abgelöſt wurden? Würde

diese Monarchie hierauf noch einen zweiten Stoß wie im Jahre 1809 zu überdauern vermocht haben? Gegen solche Gefahren ist also Oesterreich nur gesichert, so lange es selbst zu Deutschland gehört, und darin wenigstens die Garantie findet, daß nicht selbst deutsche Heere gegen Wien anstürmen, wie im Jahre 1809.

Durch Deutschland und Italien von Frankreich getrennt, kann es von da aus zwar immer noch empfindlich verletzt, aber niemals tödtlich getroffen werden. Es hat also nur einen gefährlichen Nachbar, nemlich Rußland. Wie viel günstiger ist also seine Lage als diejenige Preußens, welches außer Rußland auch noch Frankreich zum Nachbar hat. Dazu ist selbst die russische Nachbarschaft, rein strategisch betrachtet, für Oesterreich weit weniger gefährlich als für Preußen, weil es für Rußland viel leichter ist Preußen anzugreifen als Oesterreich. Denn im ersteren Falle kann es seinen Stoß grade in der Diagonale seiner eigenen Kräfte ausführen, welche durch die Linie von Warschau nach Moscau bezeichnet wird, während ein Angriff auf Oesterreich eine Seitenrichtung nehmen müßte. Diese Diagonale endigt an der Weichsel mit den Plätzen von Iwangorod, Warschau und Modlin, welche in Verbindung mit Brzesc Litewski einerseits Rußland eine vollkommen sichere Rückzugslinie, wie eine leichte Verbindung mit dem Innern des Reiches gewähren, andererseits eine Operationsbasis bilden, von wo aus man nach Umständen Schlesien, Posen, West- und Ostpreußen bedrohen kann. Um hingegen Oesterreich anzugreifen, müßte es diese Basis verlassen, wodurch die Kriegführung viel schwieriger, und allen Chancen einer Feldschlacht ausgesetzt wird. Zudem, was könnte Rußland von Oesterreich erobern wollen? Etwa Gallizien, das wäre aber für dieses kein großer Verlust, und für jenes kein großer Gewinn. Nähme es hingegen Memel, oder gar die Weichselmündung, so wäre das für Preußen ein ebenso großer Verlust, als für Rußland ein großer Gewinn.

Alle diese Umstände bewirken demnach, daß die russische Nachbarschaft in strategischer Hinsicht für Oesterreich weit weniger gefährlich ist als für Preußen. Dennoch hat Rußland so viele Mittel, um auf Oesterreich zu drücken, während dieses für sich allein fast gar nicht auf

Rußland zu drücken vermag, daß es alle Ursache hat, sich gegen diese Seite sicher zu stellen. Ist dies erreicht, so kommt es für Oesterreich nur noch darauf an, ein wenigstens passives Einvernehmen mit Preußen zu erhalten, weil ihm die Feindschaft Preußens zwar nur wenig gefährlich, aber sehr störend werden kann. Ein solches Einvernehmen machte sich nun während der heiligen Allianz ganz von selbst, so lange sich Preußen und Oesterreich an dasselbe Rußland anlehnten.

In dieser Lage war Oesterreich einstweilen ganz sicher, und ohne irgend welcher großer Anstrengungen zu bedürfen, machte es doch den Eindruck einer großen Macht, welcher das diplomatische Renommee des Fürsten Metternich noch ein besonderes Relief gab. Eine wirklich active Einwirkung konnte aber diese Großmacht, abgesehen von Deutschland, doch nur auf Italien ausüben, wo es denn allerdings eine Suprematie gewann, die bis zur Julirevolution sogar fast unbestritten blieb.

Dies war die Politik des Fürsten Metternich, der es nicht an Erfolgen gefehlt hat, die aber doch mehr auf den Schein einer großen Macht hinaus liefen als auf die wirkliche Sache, und unter der Hülle des Triumphes war die Niederlage verborgen.

Die Grundbedingung dieser Politik war nemlich die russische Freundschaft, und diese konnte nur durch Nachgiebigkeit in den orientalischen Angelegenheiten erkauft werden. Nun hat es aber nie einen österreichischen Minister gegeben, welcher die aus dem Anwachs der russischen Macht entspringenden Gefahren klarer erkannt, und tiefer empfunden hätte, als grade der Fürst Metternich. Er sprach diese Ueberzeugung schon zur Zeit des ersten Napoleon aus, er sprach sie auf dem Wiener Congreß aus, und ist ihr immer treu geblieben. Hat er gleichwohl eine Politik befolgt, deren wesentlichste Bedingung die russische Freundschaft war, so fand er sich also in eine Richtung gedrängt, die seinen eigenen Ueberzeugungen widersprach. Was ist es aber mit einer Großmacht, welche grade das nicht thun kann, was ihr selbst als das Wichtigste erscheint, sondern befördern muß, was ihr selbst gefährlich erscheint? Und was waren die Früchte dieser Politik? Die Erschütterungen von 1848, welche die Monarchie an

den Rand des Unterganges führten, und sie russische Hülfe zu suchen nöthigten, um sich Ungarn zu erhalten, ohne welches sie nicht bestehen kann. Ist das eine Großmacht, welche fremder Hülfe bedarf, um nur die nackte Existenz zu retten?

7.

Es ist wahr, daß Oesterreich schon seit drei Jahrhunderten für eine große europäische Macht gegolten hat, und in der That als eine solche aufgetreten ist. Aber wie wesentlich war dies durch die deutsche Kaiserkrone bedingt, deren Wichtigkeit für Oesterreich schon nach den Anstrengungen zu ermessen sein dürfte, welche das Haus Habsburg vier Jahrhunderte lang gemacht hat, um sich im Besitz derselben zu behaupten. Zwar waren die materiellen Machtmittel, welche diese Krone gewährte, nur sehr gering, und verringerten sich noch immer mehr; dennoch war sie ein unschätzbares Kleinod, durch den Zauber großer Erinnerungen geweiht, und das Symbol der ganzen feudalen Ordnung des alten Europa's. So wirkte sie mit der Macht eines Principes, so lange diese alte Ordnung selbst noch bestand, d. h. bis zur französischen Revolution, welche durch die Zerstörung dieser feudalen Ordnung Europa's der österreichischen Macht eine unheilbare Wunde schlug. Man konnte seitdem ein österreichisches Kaiserthum errichten, aber dieses repräsentirt kein europäisches Princip, und ist keineswegs vermögend, der österreichischen Monarchie die Bedeutung einer in sich selbst ruhenden und sich selbst genügenden Macht zu verleihen. Vielmehr haben die Ereignisse bereits bewiesen, und werden es in Zukunft nur immer mehr beweisen, daß diese Macht ohne Deutschland nicht bestehen kann.

Zunächst hat die Erfahrung gezeigt, daß alle Versuche, die man dreißig Jahre lang gemacht, sich in geistiger Beziehung so viel als möglich von Deutschland abzusperren, doch nicht verhindern konnten, daß die deutschthümliche Bewegung des Jahres 1848 vom Rhein bis nach Wien drang, und daß in der österreichischen Hauptstadt selbst die deutsche Fahne aufgepflanzt wurde, zum deutlichen Zeichen, daß diese

Monarchie in der That kein eigenes Lebensprincip besitzt, so wenig wie Preußen, und vielleicht noch weniger. Die versuchte Absperrung hatte also ihren eigentlichen Zweck verfehlt. Andererseits aber hatte sie die Wirkung gehabt, die deutschen Elemente Oesterreichs in ihrer inneren Entwickelung zu lähmen, woraus dann die ganz natürliche Rückwirkung entsprang, daß die anderen Nationalitäten nur um so mehr zum Gefühle ihrer Macht kamen, und sich von den gelähmten und stagnirenden deutschen Elementen nur um so weniger imponiren ließen.

Diese Nationalitäten konnten sich wohl gefallen lassen, sich an das große Deutschland anzulehnen, mit welchem sie doch seit fast tausend Jahren in mehr oder weniger enger Verbindung gestanden, und von wo aus sie fortwährend mannigfaltige Cultureinflüsse erfahren, aber es mußte ihnen sonderbar dünken, zu einem Anhängsel des kleinen Erzherzogthums Oesterreich geworden zu sein. Ist dieses Gefühl einmal erwacht, so wird es durch die Natur der Dinge so sehr befördert, daß alle Versuche es künstlich zu comprimiren nur seine innere Kraft steigern würden, und so am Ende zu einer Explosion führen müßten, welche den ganzen inneren Zusammenhang der Monarchie zersprengen könnte. Dies sind die Gefahren der Zukunft.

8.

Wer sieht aber nicht, daß solche gefährliche Versuche in der That nur die logische Consequenz der Großmachts-Idee sind? Denn eine Großmacht muß doch ein abgeschlossener und sich selbst genügender Körper sein, und wenn Oesterreich dies sein will, so kann ihm sein Verhältniß zu Deutschland nur als etwas ganz Aeußerliches erscheinen. Es wird vielmehr unvermeidlich dahin gedrängt, wohl oder übel eine Art von österreichischer Nationalität zu begründen. Ob aber die militairische und administrative Centralisation dieses Ziel erreicht, wird die Zeit lehren, wenn sie es nicht schon gelehrt hat, und man wird ja sehen, ob dieser Mechanismus den Zauber besitzt, um Länder mit einer eigenen Nationalität, und die seit acht Jahrhunderten als Königreiche gegolten haben, in österreichische Provinzen zu verwandeln. Oder

wollte man statt dessen eine parlamentarische Einheit versuchen, nachdem die Erfahrungen von Kremsier vorliegen, und doch wahrlich nicht zu erwarten steht, daß die Harmonie sich verbessern würde, wenn sich der vielstimmige Chorus von damals noch durch die Stimme der Magyaren vermehrte? Oder soll die Kirche und das Concordat der österreichischen Monarchie diejenige Einheit geben, welche ihr die Natur wie die Geschichte gleicherweise versagen? Wir lassen dahingestellt, ob die inneren Schwierigkeiten dadurch vermehrt oder vermindert sind, was aber die Wirkungen für die äußere Machtstellung Oesterreichs anbetrifft, so können wir den Erfolg nur für eine negative Größe halten.

Schon einmal hat Oesterreich sein Staatsprincip in der Kirche gesucht, nemlich im dreißigjährigen Kriege, und nach einer momentanen Erhebung folgte ein tiefer Sturz, der eine lange Lähmung zurückließ. Deutschland aber gedenkt dieser Zeiten als der unglücklichsten, die es je erlebt, und durch die Erinnerung daran wird bis diesen Tag eine Spannung genährt, welche grade für Oesterreich selbst am nachtheiligsten sein dürfte. Dazu kommt, daß ihm eben diese Concordatspolitik alle Aussicht raubt, seine Macht nach der Richtung auszudehnen, wohin es doch durch die Natur der Dinge am meisten angewiesen zu sein scheint, d. h. nach dem Orient, wo aber eine specifisch katholische Politik bei den der griechischen Kirche angehörenden Völkern nur Widerwillen hervorrufen kann.

Einstweilen hat bereits der so eben beendigte italienische Krieg gezeigt, daß das Concordat den davon gehofften Gewinn nicht gebracht, vielmehr zu dem unglücklichen Ausgang dieses Krieges sehr wesentlich beigetragen haben dürfte, so gewiß als es dazu beigetragen hat, grade diejenigen Mächte Oesterreich zu entfremden, welche ihm in diesem Falle allein eine wirksame Hülfe gewähren konnten, d. h. England und Preußen. Denn obgleich der protestantische Charakter dieser beiden Staaten durchaus keine Abneigung gegen das katholische Oesterreich implicirt, da vielmehr die Erfahrung vorliegt, daß grade England seit dem Ende des 17. Jahrhunderts fast immer zu Oesterreich gestanden, so geschah dies doch nur im Interesse des europäischen Gleichgewichts, und insofern sich die österreichische Politik selbst in dieser Richtung

bewegte. Es würde aber für England wie für Preußen unnatürlich sein, eine specifisch katholische Politik zu unterstützen. Will also Oesterreich, anstatt den Stützpunkt des europäischen Gleichgewichts zu bilden, wie es seit 150 Jahren gethan, sich vielmehr zum Stützpunkt der Hierarchie machen, was es von der Reformation bis zum westphälischen Frieden war, so würde dies eine totale Veränderung seiner auswärtigen Relationen hervorrufen. Es würde aber damit nichts weiter erreichen, als sich zuvörderst von dem protestantischen Norden zu isoliren, und sobald diese Isolirung vollendet wäre, würde die gehoffte katholische Hegemonie vielmehr an Frankreich fallen. Dann würde es in Frankreichs Interesse liegen, auch demselben gewiß nicht an Mitteln fehlen, auf die Auflösung der österreichischen Monarchie hinzuwirken, um die Idee des alten abendländischen Kaiserthums in französischer Form herzustellen, welches doch mit dem Fortbestehen der österreichischen Monarchie ganz unvereinbar wäre, und erst durch die Auflösung derselben zur Wahrheit werden könnte.

Es sind die unklaren Großmachts-Ideen, woraus alle diese Irrthümer entspringen. Soll Oesterreich eine europäische Großmacht sein, in dem Sinne wie Frankreich und Rußland es sind, so muß es auch ein abgeschlossener sich selbstgenügender Körper sein, und wird sich daher getrieben fühlen diese ihm fehlenden Eigenschaften durch eine gewaltsame Centralisation zu erkünsteln. Es muß desgleichen ein eigenthümliches Princip repräsentiren, und da sich ein solches in einer erkünstelten österreichischen Nationalität, die nothwendig ein todtes Wesen ist, durchaus nicht entdecken läßt, glaubt es dasselbe in der Hierarchie zu finden, und strebt nach der Schutzherrschaft über die römische Kirche, indem es das österreichische Kaiserthum mit dem alten deutschen Kaiserthum verwechselt. Was aber diesem selbst noch im 16. und 17. Jahrhundert allerdings möglich war, obwohl es schon damals zum Unsegen ausschlug, das ist dem österreichischen Kaiserthum nicht entfernt möglich, und könnte nur die Folge haben, Oesterreichs Beziehungen zu Deutschland wie zu Europa gleicherweise zu verwirren und zu verderben.

9.

Oesterreichs wahre Natur ergiebt sich aus seiner Geschichte, welche wie die preußische Geschichte erst in der deutschen Geschichte ihre Erklärung findet, und den Nachweis liefert, wie die österreichische Monarchie, weit entfernt ein für sich selbst bestehender Staatskörper zu sein, in der That nur ein Anbau an das alte Deutschland ist, aus welchem sie herausgewachsen ist, und mit welchem sie immer verwachsen bleiben wird, so lange sie selbst besteht.

Die Hauptklammer, wodurch sie mit Deutschland verbunden ist, bildet das Erzherzogthum, von der großen Pulsader der Donau durchströmt. Und eben deshalb, und insofern, als dieses Erzherzogthum das lebendige Band mit Deutschland bildet, vermag es zugleich als ein Knoten zu dienen, welcher die Kronländer von Böhmen und Ungarn mit den südlichen Alpenländern zu einem Ganzen verbindet, was es für sich selbst allein nicht entfernt vermöchte. Je lebendiger daher diese Verbindung mit Deutschland erhalten wird, um so mehr wird auch dieses Erzherzogthum die Kraft haben jene anderen Länder zusammen zu binden, und um so leichter werden folglich die Schwierigkeiten überwunden werden, welche aus dem Nebeneinanderbestehen so verschiedener Nationalitäten für die Gesammtmonarchie entspringen. Denn je kräftiger dieselbe von deutschem Leben durchströmt wird, um so eher kann sie auch den anderen Nationalitäten ihre eigene Entwickelung gewähren, und es dem natürlichen Verlauf der Dinge überlassen, wie viel dieselben von deutscher Bildung in sich aufnehmen können oder wollen. An das große Deutschland werden sich dieselben doch immer anlehnen müssen, und Deutschlands Genius wird immer mächtig genug sein, um sich nicht von Czechen, Magyaren, Croaten u. s. w. überschatten zu lassen, sondern diese Völker selbst können unter dem Schatten der deutschen Eiche Wohlstand, Friede und Freiheit finden. Will sich hingegen Oesterreich zu einem in sich selbst abgeschlossenen Staatskörper umbilden, so werden ihm alle diese Güter entschwinden. Es wird seine Kraft in immer auf's Neue scheiternden Versuchen erschöpfen, und

der künstliche Bau, den man zu errichten gedenkt, wird nur das Grabmal seiner Größe sein.

Wie sehr also irren diejenigen, welche Oesterreich anrathen möchten, sich ganz von Deutschland abzulösen, was für Oesterreich nicht weniger zu bedeuten hätte, als seinen Untergang. Ob aber diese Ablösung für Deutschland wünschenswerth oder räthlich sei, wird sich im Verlauf der folgenden Untersuchungen herausstellen.

IV. Erſte Anfänge eines neuen politiſchen Syſtems.

1. Steigende Wichtigkeit der fremden Erdtheile. — 2. Folgen davon für die engliſche Politik. — 3. Weltſtellung Rußlands. — 4. Sein Verhältniß zu Nordamerika. — 5. Auch Frankreich ſtrebt nach einer Weltmacht. — 6. Idee der Weltmacht. — 7. Charakteriſtik der vier Weltmächte. — 8. Die Tetrarchie. — 9. Steigende Wichtigkeit der kleineren Mächte. — 10. Beiſpiele davon. — 11. Die Polyarchie. — 12. Gegenwärtiger Zuſtand.

1.

Die Pentarchie beruhte auf zwei Vorausſetzungen. Erſtens nemlich, daß die fünf pentarchiſchen Mächte gleichartige und gleichwerthige Factoren ſeien, und daß zweitens für alle dieſe Mächte eine Gemeinſchaft der Ideen und Intereſſen beſtehe, ſtark genug, um die natürlichen Rivalilitäten inſoweit zu überwinden, daß ſie wenigſtens zu keinem gewaltſamen Ausbruch führten. Die letztere Vorausſetzung iſt bereits total verſchwunden, und rückſichtlich der erſteren iſt ſo eben an Oeſterreich und Preußen nachgewieſen worden, wie irrig ſie von vornherein war, indem dieſe beiden Mächte den anderen weder gleichartig noch gleichwerthig ſind. Dieſer Punkt iſt aber noch weiter zu unterſuchen, und wird ſich dann zeigen, wie daraus noch neue Gründe für die Unhaltbarkeit des pentarchiſchen Syſtems entſpringen.

Sollten nemlich die fünf Großmächte in der That sich gegenseitig im Gleichgewicht halten können, so müßte auch ihre ganze Action von einer gemeinsamen Sphäre umschlossen sein, damit jede Wirkung die erforderliche Gegenwirkung finden könnte. Dies ist aber nur zum Theil der Fall, und geschieht jetzt weit weniger als noch vor einem Menschenalter, da namentlich England und Rußland immer mehr aus Europa herauswachsen. Beide sind aus europäischen Mächten zu Weltmächten geworden, welche sich als solche nach Bedingungen bewegen, die oft ganz außerhalb Europa liegen, und Wirkungen auszuüben vermögen, welche in Europa keine entsprechende Gegenwirkung finden können.

Diese Erscheinungen sind freilich durchaus nicht neu, denn schon seit drei Jahrhunderten ging der Continentalpolitik eine maritime Politik zur Seite, deren Motive aus den Colonial-Interessen entsprangen, aber sie haben in neuester Zeit so sehr an Wichtigkeit gewonnen, daß doch Verhältnisse daraus hervorgehen, welche im Vergleich mit der ehemaligen Lage der Dinge neu zu nennen sind. Selbst die unermeßliche spanische Colonialherrschaft, wie sie sich im 16. Jahrhundert entwickelte, und welcher seitdem keine andere gleichgekommen ist, hat doch immer nur einen beschränkten Einfluß auf die spanische wie auf die allgemeine europäische Politik ausgeübt, welcher die Niederlande, Mailand und Neapel doch immer für viel wichtiger galten, als die beiden Indien zusammen genommen. Und immer blieben die europäischen Combinationen so entscheidend, daß selbst die damaligen Gleichgewichtscoalitionen, welche ausdrücklich den Zweck hatten die spanische Uebermacht zu brechen, doch den spanischen Colonialbesitz nur wenig veränderten, weil von da aus gar keine Gefahr zu drohen schien. Heut zu Tage besitzt selbst England kaum so ausgedehnte Colonien wie damals Spanien, und das eigentliche Colonialsystem ist überhaupt im Erlöschen, aber die Wichtigkeit der fremden Erdtheile ist ganz außerordentlich gestiegen. Denn was sind die Silberflotten Spaniens gegen den heutigen Welthandel! Und um wie viel mehr muß folglich dieser heutige Welthandel auf die europäische Politik einwirken.

Die ersten Anfänge dieses neuen Zustandes waren mit der Unabhängigkeit Nordamerika's gegeben, worauf nach einem Menschenalter der Abfall der spanischen Colonien folgte; dann die Eröffnung China's und des inneren Afrika's, und die Entdeckung der Goldlager in Californien und Australien. Dazu rechne man die Dampfschifffahrt, die Eisenbahnen, die Telegraphie und die Banken. Welche mächtigen Hebel eines commerciellen und industriellen Umschwunges, ja selbst einer neuen Strategie, sind damit in kurzer Zeit gewonnen. Obgleich daher das Zeitalter der großen Landentdeckungen längst hinter uns liegt, so war es doch erst unseren Tagen vorbehalten, die neu entdeckten Continente allseitig zu durchforschen, zugänglich zu machen und auszubeuten. Erst damit wurden sie wirklich in Besitz genommen, woraus nun ein viel größerer Umschwung der Dinge entspringt als aus den ursprünglichen Entdeckungen. Denn erst in unseren Tagen wird die Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes zur Weltgeschichte.

2.

Die nächsten Folgen dieser Veränderung traten in England hervor, und sie mußten dort grade am auffallendsten sein, weil England recht eigentlich den Knotenpunkt für die Wechselwirkung der europäischen und außereuropäischen Angelegenheiten bildet. Es kam so.

England hatte während der Revolutionskriege die Seeherrschaft errungen, seinen Colonialbesitz vergrößert, und, durch das Continentalsystem gewissermaßen genöthigt sich neue Absatzwege zu suchen, seinem Welthandel eine früher nicht geahnte Ausdehnung gegeben. Dies ist die eine Seite der Entwickelung. Andererseits waren es desgleichen diese Kriege gewesen, durch welche England mit der gesammten europäischen Politik auf das tiefste verflochten wurde, weil es der vornehmste Stützpunkt aller antifranzösischen Coalitionen gewesen war. Diese Kriege gaben also der englischen Politik eine doppelte Richtung, und es zeigt sich leicht, wie die eine derselben der anderen widerspricht. Denn während England als das Haupt jener Coalitionen der eigentliche Wächter des europäischen Gleichgewichts wurde, mußte es doch seinen Blick immer mehr von Europa ablenken, da sich die Elemente

seiner Macht immer mehr zerstreuten und in die Ferne rückten. Die große Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit seiner außereuropäischen Interessen mußten also seine Theilnahme für die europäischen Angelegenheiten schwächen, und gaben seiner Politik allmälig den Charakter einer Zerfahrenheit, der mit der früheren Festigkeit und Energie sehr auffallend contrastirt. So hat es heute keinen Pitt aufzuweisen, und man darf fragen, ob es noch einen haben kann? Welch ein Labyrinth von Interessen und sich durchkreuzenden Rücksichten bildet nicht die heutige englische Politik, und was muß dazu gehören, um in diesem Gewirre einen großen und consequenten Gedanken durchzuführen! Zu der Energie eines Pitt müßte die Universalität eines Humbold hinzu kommen. Hierin liegt die größte Gefahr für die Zukunft Englands. Denn wenn man von dem römischen Reiche sagte ipsa moles nocet, so ist hier noch etwas Schlimmeres als die moles, die Zerfahrenheit.

England kann seine Macht allenthalben entfalten, aber es bietet auch um so mehr Angriffspunkte dar. Es ist zu Lande angreifbar in Amerika und Asien, zur See überall. Je ausgedehnter nun seine Herrschaft in Indien, und je wichtiger seine Colonien in Australien werden, um so mehr wird auch die Sicherheit dieser Besitzungen das entscheidende Motiv seiner Politik, und ist diese Sicherheit gefährdet, wie neuerdings in Indien, so werden sich seine Kräfte so sehr darauf richten müssen, daß seine europäische Action inzwischen fast ganz verschwindet.

3.

Auf England folgt, nach seinem außereuropäischen Länderbesitz, in zweiter Stelle Rußland. Aber welch ein Gegensatz! Dort eine kleine Insel als Herrin großer Continente, hier ein großes Continentalland, welches mit seinen asiatischen Besitzungen so unmittelbar verwachsen ist, daß man gar nicht sagen kann, wo für Rußland Europa aufhört und Asien anfängt. Indien ist eine englische Besitzung, aber es wird nie englisch werden, während das ganze nördliche Asien allerdings russisch wird. Eine Hand voll Kaufleute gründete die englische Herrschaft in Indien, ein Kosackenchef die russische Herrschaft in Sibirien. Darin liegt der ganze Unterschied dieser beiden Reiche ausgesprochen.

Mit dieser Eroberung Sibiriens am Ende des 16. Jahrhunderts begann der Einfluß Rußlands in Asien. Denn in Sibirien hat es gleichsam die Hand auf diesen ganzen Continent gelegt. Und diese Hand ist eben so geschickt, um politische Intriguen anzuspinnen, welche bereits bis über den Himalaya hinausreichen, als stark genug, um ein Stück Land nach dem anderen an sich zu reißen, wie neuerdings das schöne Amurgebiet.

Wie sonderbar, daß die europäische Diplomatie über solche Erwerbungen mit Gleichgültigkeit hinwegsieht, während sie das ganze europäische Gleichgewicht für gefährdet hält, wenn ein Ländchen wie Schleswig dem deutschen Bunde einverleibt werden sollte! Und hier handelt es sich um ein Gebiet so groß wie ganz Deutschland, allerdings fast noch ganz wüst, aber von Natur fruchtbar, und für den Handel sehr wohl gelegen. Schon stellen sich zahlreiche Colonisten ein, und binnen einem Menschenalter wird es wahrscheinlich wohl mehr Einwohner haben wie Schleswig, während seine politische und strategische Wichtigkeit schon jetzt klar genug zu Tage tritt. Es ist wahr, dieses Land liegt im äußersten Osten von Asien, aber es steht mit dem Körper des russischen Reiches in unmittelbarer Verbindung, und der Machtzuwachs, den Rußland am Amur erlangt, muß unleugbar auf seine Stellung in Europa zurückwirken. Die weiten Entfernungen hindern dies durchaus nicht. Man ist in Rußland daran gewöhnt, und weiß sie zu überwinden. Hat man doch schon vor einem Menschenalter Baschkiren am Rhein gesehen, und was wird erst nach einem Menschenalter möglich sein, wenn Eisenbahnen bis an den Amur führen!

Dort am stillen Ocean, und recht eigentlich im Stillen, entwickelt Rußland eine Macht, deren Basis allerdings in Asien liegt, deren Wirkung hingegen sich sehr wohl auf Europa richten kann, wenn man dereinst eine große Unternehmung in Europa beabsichtigen sollte. Inzwischen aber gewährt grade die Abgelegenheit dieses Landes der russischen Politik den Vortheil, ihre Pläne um so besser verhüllen zu können. Halb über Europa und halb über Asien ausgebreitet, kann Rußland seine Thätigkeit nach Belieben auf den einen oder den anderen Welttheil richten. Es kann sich zeitweilig ganz absichtlich von Europa

zurückziehen, um seinen Nachbarn keine Sorge zu machen, arbeitet aber inzwischen um so thätiger in Asien, und gewinnt dort die Machtmittel, um in naher Zukunft eine nur um so wirksamere Thätigkeit in Europa zu entfalten.

Hierin liegt eine Gefahr, die um so größer ist, je leichter sie sich verbergen läßt, und je geneigter die Menschen sind, eine scheinbar ferne Gefahr zu mißachten. Es drängt sich aber die Frage auf, welchen Sinn es hat, das europäische Gleichgewicht durch die in Europa bestehenden Machtverhältnisse sichern zu wollen, während sich Rußland beliebig in Asien vergrößern kann, und während doch das europäische und asiatische Rußland nur den einen und selben Körper bilden? Wo bleibt das Gleichgewicht, wenn Rußland schwerer wird, gleichviel ob es diesen Zuwachs an Schwere an der Weichsel oder am Amur gewinnt? Und wie kann eine solche Doppelmacht, die, mit dem einen Fuße in Europa mit dem anderen in Asien stehend, mit der einen Hand Friedenszeichen giebt, während sie mit der anderen erobert, als eine Stütze des europäischen Gleichgewichts gelten, welches sie doch augenfällig am allermeisten gefährdet?

Nach der Erstürmung von Oczakow ließ Katharina einen Wegweiser vor dem Thore dieser Stadt errichten mit der Inschrift: „Hier geht der Weg nach Constantinopel," und seitdem besteht die orientalische Frage, d. h. die Besorgniß der europäischen Kabinette, daß diese Inschrift sich praktisch erfüllen möchte. Am Amur könnte man die Inschrift aufstellen: „Hier geht der Weg nach Peking." Denn bald wird es nun eine chinesische Frage geben, und die hohe Diplomatie ebenso sorgenvoll auf Peking blicken, wie bisher auf Constantinopel, weil es in der Natur der Verhältnisse liegt, daß Rußlands Einfluß in China gar bald überwiegen muß. Das Reich der Mitte mit seinen 200 Millionen Einwohnern dürfte aber für die Weltpolitik kaum minder wichtig sein als das Osmanenreich. Wie nun, wenn Rußland vielleicht auf den Gedanken käme, einstweilen die orientalische Frage zu vertagen, um sich inzwischen um so mehr der chinesischen Frage zuzuwenden, — wäre das europäische Gleichgewicht um deswillen weniger gefährdet? Liegt etwa zwischen China und Europa ein Ocean, oder hat es nicht

schon einmal ein Mongolenreich gegeben, dessen Wogen von Peking bis an das Riesengebirge flutheten? Sollte nun den Russen unmöglich sein, was den viel roheren Mongolen gelang, oder ist es nicht grade Rußland, welches neben vielen anderen Erbschaften auch die Erbschaft der Mongolen angetreten hat?

Zuvörderst wird es jetzt im stillen Ocean eine Marine gründen, welche den Verlust von Sebastopol reichlich ersetzt. Es wird von da aus seine Verbindungen mit Nordamerika beleben, und in diesem Lande seinen allernatürlichsten Bundesgenossen finden, in so weit irgend Bundesgenossenschaft durch Harmonie der Interessen bedingt ist.

4.

Man kann sich keine zwei Reiche denken, die von Natur besser zusammenpaßten als Rußland und Nordamerika. Beide haben ihre territoriale Basis nicht sowohl in einem Lande nach Art der westeuropäischen Staaten, als vielmehr in einem Welttheil, und diese Welttheile sind durch das Meer getrennt, und so gegen einander gelegen, daß keine natürliche Rivalität besteht. Rußland vorzugsweise militairisch, die Vereinigten Staaten vorzugsweise mercantil, das eine auf die alte Welt gerichtet, das andere auf die neue, — so können sie Jahrhunderte lang neben einander hergehen, ohne sich je zu stören. Der Gegensatz der Verfassung trennt sie nicht, sondern zieht sie wohl eher an, so gewiß als die reine Autokratie nur der Gegensatz der reinen Demokratie ist.

Schon sind diese natürlichen Sympathien während des orientalischen Krieges unverkennbar hervorgetreten. Und was sollte hindern, daß sie ferner wachsen? Wenn sie aber wachsen, und mit der Zeit zu einer wirklichen Bundesgenossenschaft führen, so ist Rußlands Stellung zu Europa total verändert. Denn bis jetzt liegen die Dinge noch so, daß Rußland nichts Großes in Europa unternehmen kann, ohne wenigstens eine der großen Militairmächte für sich zu haben, und daß hingegen eine große Militairmacht im Bunde mit der englischen Seemacht ihm Schach zu bieten vermag. Der orientalische Krieg hat es darüber belehrt. So lange also diese Verhältnisse bestehen, findet Rußland in

Europa noch unübersteigliche Grenzen, und kann das Gleichgewicht zwar gefährden, aber es giebt immer noch Mittel um diesen Gefahren zu begegnen. Daraus entstehen für Rußland Rücksichten, die es nie verletzen darf, ohne gegen sich selbst die Gefahr herauf zu beschwören. Aber es würde sich dieser Rücksichten großentheils entschlagen können, wenn ihm Nordamerika zur Seite stände.

Nordamerika schreitet im Geschwindschritt fort. Wie bald wird es eine Macht sein, welche der englischen das Gleichgewicht hält, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es in nicht ferner Zukunft die erste Seemacht sein wird. Denn eine Kriegsmarine kann sich leicht und schnell entwickeln, wo es eine so große Handelsmarine giebt. Nun haben aber die Nordamerikaner in der Nautik bereits die Engländer übertroffen. Sie haben die Dampfschifffahrt und die Klipperschiffe eingeführt, sie fahren am schnellsten, und ihre Seeleute sind die verwegensten. Wozu sollten sie eine große Kriegsflotte unterhalten, deren sie zur Zeit nicht bedürfen? Wenn sie aber einmal einer solchen bedürfen, wird sie wie mit einem Zauberschlage dastehen, und das Meer wird von ihren Kapern wie von Fischen wimmeln.

Wenn also Rußland durch den orientalischen Krieg belehrt, sich einstweilen von Europa zurück zöge, hinlänglich befriedigt damit, die europäischen Staaten sich untereinander selbst bekriegen und schwächen zu sehen; wenn es ferner die Ansicht gewönne, daß es, seiner Natur nach zu einer Weltmacht bestimmt, seine Thätigkeit mehr auf Weltfragen als auf europäische Fragen zu richten, und für diese Weltfragen seinen Bundesgenossen in der nordamerikanischen Weltmacht zu suchen habe; und wenn endlich eine solche Bundesgenossenschaft allmälig zu Stande käme, — vielleicht nach zehn Jahren, oder nach zwanzig Jahren, — könnte dann noch irgend wie von einem europäischen Gleichgewicht die Rede sein, selbst wenn sich in Europa inzwischen gar nichts verändert hätte? Oder wäre Rußland, im Bunde mit Nordamerika, nicht zum großen Theil derjenigen Rücksichten enthoben, die ihm bis heute in Europa Schranken setzten?

Man sagt vielleicht, der Fall liegt noch nicht vor. Aber hat sich die Politik nur mit den grade vorliegenden Fällen zu beschäftigen,

oder ist es nicht grade die eigentliche Aufgabe der Gleichgewichtspolitik, nicht sowohl gegenwärtigen als vielmehr zukünftigen Gefahren vorzubeugen?

Wenn es sich irgend wo um eine Thronfolgeordnung, oder sonst um eine große Verfassungsfrage handelt, so sieht man, wie die entferntesten Möglichkeiten im Voraus erwogen werden, und gewiß mit Recht. Staaten sind keine Eintagsfliegen, sondern für ein Leben von Jahrhunderten bestimmt. Darum richtet der Staatsmann seinen Blick auf die Zukunft, soweit sich die Eventualitäten derselben nach den in der Gegenwart und Vergangenheit bereits vorliegenden Elementen irgend wie abschätzen lassen. Nun ist freilich ein großer Unterschied zwischen Staatsrecht und Politik, aber soll dieser Unterschied etwa darin bestehen, daß das Eine an Enkel und Urenkel denkt, die Andere hingegen sagt: Après nous le déluge? Oder etwa darin, daß jene nach gründlichen Untersuchungen betrieben wird, diese hingegen nach einer unkritischen und bornirten Routine? Denn offenbar liegt es doch thatsächlich vor, daß England und Rußland, als Weltmächte, auch durch außereuropäische Combinationen und Ereignisse gar sehr in ihrer Machtstellung gestärkt oder resp. geschwächt werden können, und daß das eine wie das andere auf die Verhältnisse dieser beiden Mächte zu den übrigen europäischen Staaten zurückwirkt. Es folgt also daraus, daß die Machtverhältnisse der europäischen Staaten nicht blos an der Eider und am Po alterirt werden können, sondern auch am Amur und Oregon, und entweder muß man diese Dinge mit in Rechnung ziehen, oder es hat gar keinen Sinn mehr von einem europäischen Gleichgewicht zu sprechen. Und sinnlos ist es zu nennen, daß sich Rußland um das große Amurgebiet vergrößern darf, während es dem deutschen Bunde nicht erlaubt sein soll, sich ein klein wenig an der Eider zu vergrößern.

5.

Endlich ist auch Frankreich in der Arbeit begriffen, sich zu einer Weltmacht zu erheben. Sein außereuropäischer Landbesitz ist freilich im Vergleich zu dem englischen und russischen nur sehr geringfügig, aber

Algerien ist doch eine wichtige Erwerbung, und rechnet man dazu noch die Besitzungen am Senegal, Bourbon und die Niederlassungen auf Madagaskar, so sind damit wenigstens die Anknüpfungspunkte zu einer dereinstigen afrikanischen Herrschaft gegeben.

Vermöge seiner Flotte nimmt Frankreich bereits einen thatsächlichen Antheil an allen großen außereuropäischen Fragen, denn dieselbe ist stark genug, um ihm zu ermöglichen an den fernsten Küsten als eine Macht aufzutreten, und so ist es jedenfalls auf dem Wege zur Weltmacht. Dazu wird diese Flotte noch fortwährend verstärkt, obwohl sie doch längst schon viel größer ist, als es zum Schutz der französischen Küsten und Colonien, wie des französischen Seehandels erforderlich sein würde. Sie ist also auf aggressive Zwecke berechnet, darüber kann kein Zweifel sein.

Frankreich will eine Weltmacht werden, aber seine Weltmacht nicht durch den Handel begründen, wie England, sondern es will sie erobern. Denn es weiß, daß seine Colonisationsfähigkeiten ebenso gering, als seine militairischen Fähigkeiten groß sind, und ohne Aussicht durch den Handel oder durch den Pflug große Landerwerbungen zu machen, will es sich mit dem Schwerte Bahn brechen. Rußland thut desgleichen, aber dem russischen Schwerte folgt der Pflug, wie einst den römischen Legionen die Colonen, und seine Eroberungen werden zu dauernden Erwerbungen. Denn der russische Bauer hat einen mächtigen Wandertrieb, und nimmt gern die neuen Ländereien ein, der französische Bauer hingegen klebt an der Scholle. Nur durch die militairische Dressur, und in Bataillone eingereiht, wird er zu großen Zügen geneigt und befähigt. In seinem Kittel ist er das bornirteste Subject der Erde, mit weniger Unternehmungsgeist in seinem Kopfe, als ein russischer Leibeigener in seinen Fingern hat. Darum sind die Franzosen noch immer wie die alten Kelten, welche ganz Europa verheerend durchziehen konnten, aber fast Nichts gegründet haben. Nur dort haben sie Aussicht auf bleibenden Erfolg, wo die Natur der Verhältnisse selbst eine friedliche Occupation ausschließt, und eine militairische Organisation nöthig macht, wie namentlich in den nördlichen Küstenländer von Afrika, die sich nur durch Kampf gewinnen und

behaupten lassen. In allen anderen Erdtheilen können sie weder mit der germanischen Race noch mit Rußland concurriren. Sollte also Frankreich wirklich je zu einer Weltherrschaft gelangen, so kann sich dieselbe nicht auf die transatlantische Welt, sondern nur auf die mediterrane Welt gründen.

Dazu würden drei sich gegenseitig ergänzende Bedingungen gehören. Erstens und selbstverständlich eine Marine, welche auf dem Mediterraneum zu dominiren vermag. Zweitens die Hegemonie über die mediterranen Küstenländer, wenigstens für das vordere Meerbecken, welches Sicilien abschließt, und die nur zu erreichen ist durch einen festgegründeten Einfluß in Italien und Spanien. Ludwig XIV. suchte diesen Einfluß durch Errichtung bourbonischer Throne zu erlangen, Napoleon I. schlug denselben Weg ein. Möglich, daß man jetzt andere Mittel versucht, und welcher Art dieselben sein könnten, — das ist die italienische Frage. Drittens endlich würde ein prädominirender Einfluß auf das Pabstthum dazu gehören. Dasselbe müßte wesentlich zu einem Patriarchat für die romanischen Völker verwandelt werden, denn nur so würde es der natürliche Secundant des französischen Kaiserthums, welches die weltliche Hegemonie über diese Völker ausübte. Katholicismus, Romanismus und Gallicismus flössen dann in Eins zusammen, und der französische Adler, auf den Gipfel des Kreuzes erhoben, würde seine Flügel bis über den Orient ausbreiten, und der alten Inschrift: I. N. R. I., womit Pilatus vor achtzehn Jahrhunderten den Heiland schmähte, die stolze Deutung geben:

Imperium Napoleonis Regimen Jovis.

Denn eine Zeusregierung würde es sein, und eine totale Verweltlichung der Kirche eintreten.

Wird man aber je gestatten dürfen, daß die päbstlichen Bullen nur zu einem Nachhall napoleonischer Cabinetsordres würden? Wird insbesondere Oesterreich je gestatten dürfen, daß das Pabstthum ein Werkzeug der französischen Politik wird? Oder wird England je gestatten dürfen, daß Frankreich, wenn auch nur das vordere Becken des Mittelmeeres umspannt? Denn wer das Vordertheil hat, beherrscht das Ganze. England wäre ausgeschlossen, und von Indien abgeschnitten.

Alſo noch einmal, Frankreich will eine Weltmacht werden. Seine Marine giebt ihm das Mittel auf fremde Welttheile zu wirken, aber es darf kaum irgendwo auf bleibende Erfolge rechnen, als auf dem Mediterraneum. Es kann alſo nur eine mediterrane Weltherrſchaft begründen, und um dies Ziel zu erreichen, müßte England geſtürzt und Oeſterreich zur Nullität herabgedrückt werden. Dies iſt die Perſpective, welche die italieniſche Frage eröffnet.

6.

Nach den vorſtehenden Erörterungen dürfen wir es nunmehr als eine unbeſtreitbare Behauptung aufſtellen, daß ſich allmälich eine neue Politik zu entwickeln beginnt, die man als Weltpolitik bezeichnen kann, weil ſie mit ihren Combinationen den ganzen Erdball umſpannt, den man gemeinhin die Welt zu nennen pflegt. Diejenigen Staaten, welche vorzugsweiſe berufen und befähigt erſcheinen ſich an dieſer Politik zu betheiligen, werden um deswillen als Weltmächte bezeichnet werden können.

Drei Bedingungen gehören dazu, um einem Staate dieſen Charakter zu geben. Nemlich 1. eine Marine, ſtark genug um an fernen Küſten einen Eindruck hervorbringen, und die einheimiſche Kraft dahin übertragen zu können; 2. eine territoriale Baſis von ſolcher Breite, daß ſie dem betreffenden Staate durch ſein bloßes Daſein einen natürlichen Einfluß auf einen ganzen Welttheil gewährt; 3. ein eigenthümliches politiſches oder kirchliches Princip, welches der betreffende Staat in der Welt zu repräſentiren hat, oder geltend machen will. Erſt die Vereinigung dieſer drei Elemente bildet eine Weltmacht im vollen Sinne des Wortes.

Der Begriff der Weltmacht hat hiernach einen ebenſo klaren als reellen Sinn, obwohl dieſer Begriff bisher noch keine anerkannte publiciſtiſche Geltung hat, während hingegen der ſeit einem Menſchenalter ſoviel angewandte Begriff der Großmacht, wie früher gezeigt, durch die Auflöſung der Pentarchie ſeine frühere formelle Beſtimmtheit, und durch die gegenwärtige Lage der Dinge alle reelle Bedeutung verloren hat. Er iſt für gänzlich abgenutzt zu erachten, und gewährt

der Publicistik nicht nur keinen Vortheil mehr, sondern kann nur dazu dienen, die Verwirrung zu steigern, und eine gefährliche Unklarheit über die wirklichen Verhältnisse zu verbreiten, so daß wir es unsererseits für einen merklichen Fortschritt der politischen Aufklärung halten würden, wenn dieser Begriff aus der öffentlichen Discussion verschwände.

Wodurch unterscheidet sich eine Großmacht von einer anderen, die es nicht ist? Es lassen sich keine bestimmten Unterscheidungsmerkmale angeben. Man kann wohl in negativer Weise sagen, daß dieser oder jener Staat keine Großmacht sei, aber man kann nicht positiv sagen, warum dieser oder jener Staat eine Großmacht sei. Dahingegen unterscheidet sich eine Weltmacht von einer anderen durch die Natur der Sache, und der Name selbst bezeichnet die Sache. Denn es ist wohl etwas Anderes, ob ein Staat das Gewicht seiner Macht auf dem ganzen Erdball geltend machen kann, oder ob er nur auf seine unmittelbaren Umgebungen einzuwirken vermag; und es ist ebenso etwas Anderes, ob er seine Basis nur in einem Lande findet, welches andere seinesgleichen zur Seite hat, oder in einem ganzen Erdtheil, so daß er nicht seinesgleichen zur Seite hat. Im ersteren Falle wird seine Politik einen universalen Charakter annehmen, und er wird seine Motive wie seine Combinationen fast in's Grenzenlose verändern können, weil er überall Anknüpfungspunkte, und überall die Möglichkeit zu einer lohnenden Thätigkeit findet. Auch wird er durch Conflicte, welche seine Nachbarn erschüttern und darniederwerfen könnten, wegen seiner viel breiteren Basis nur schwach berührt werden, und was für andere Staaten Existenzfrage sein kann, das wird für ihn nur eine Interessenfrage sein, die ihm vielleicht eine Provinz kosten oder auch einbringen kann, aber niemals an's Leben geht. Und kommt dann endlich hinzu, daß ein solcher Staat auch ein großes eigenthümliches Weltprincip repräsentirt, — welche Mittel besitzt er, und welcher Mittel bedarf es, um etwas gegen ihn auszurichten! Im anderen Falle hingegen, wenn ein Staat kein solches eigenthümliches Princip besitzt, wird er ja nothwendig in einen Entwickelungsproceß hineingezogen, in welchem neben ihm noch viele andere Factoren wirken, und der eine Wendung annehmen kann, die sich ganz und gar seinem Einfluß entzieht. Ueberall von gleichen

oder größeren Nachbarn umgeben, kann er ferner durch einen Zusammenstoß derselben erdrückt werden, und nur in dem Gleichgewicht die Sicherheit finden, die er sich für sich selbst nicht zu verschaffen vermag. Endlich ohne große Seemacht, kann er nur auf seine Nachbarn eine directe Einwirkung üben, und in weiterer Ferne nur einen diplomatischen Einfluß erstreben. So gewinnen denn auch seine unmittelbaren Umgebungen ein überwiegendes Interesse für ihn, und seine Politik nimmt unvermeidlich einen localen Charakter an.

Demnach werden wir sagen: Die sogenannten Großmächte sind entweder Weltmächte, oder wenn sie dies nicht sind, so sind sie Localmächte, und ob sie als solche groß oder klein sind, das begründet keinen spezifischen Unterschied.

So sieht man auch hier wieder, wie wenig die Pentarchie eine in der Natur der Dinge begründete Combination war. Denn sie machte einen Unterschied zwischen Großmächten und Nichtgroßmächten, der nicht nur fließend ist, sondern überhaupt keinen natürlichen Anhalt hat, und nur durch das pentarchische System selbst einen künstlichen Anhalt erhielt; sie übersah aber andererseits die natürlichen Unterschiede, welche zwischen den sogenannten Großmächten selbst bestehen, da England und Rußland Weltmächte sind, Frankreich es zu werden strebt und danach streben kann, Preußen und Oesterreich hingegen entschieden keine Weltmächte sind, und sich in der Unmöglichkeit befinden, auch selbst nur danach zu streben.

Seit der Revolution ist die Welt in einem Umbildungsproceß begriffen. Diesen Proceß hielt man im Jahre 1815 für geschlossen, und schuf die Pentarchie, angeblich als ein Definitivum, in der That nur als ein Provisorium, das sich wie jedes Provisorium an Verhältnisse anschloß, welche keinen natürlichen Halt darbieten. Denn wie konnte man glauben, durch die Thatsache, daß die fünf Mächte einmal zusammen gegen die Revolution verbunden waren, ein dauerndes Band zu erzeugen? Und wie konnte man glauben, daß diese Thatsache des gemeinsamen Kampfes gegen die Revolution ihnen einen eigenthümlichen Charakter zu geben vermöge, um dessentwillen sie als Großmächte von anderen Staaten verschieden wären? Dieser gemeinsame Kampf

hat längst aufgehört, neue Interessen treten hervor und begründen neue politische Combinationen, welche allmälig die ganze Welt umspannen. Es kommt darauf an, welche Stellung ein Staat innerhalb dieser neuen Verhältnisse einnimmt oder einzunehmen vermag, und darnach allein bestimmt sich sein heutiger Charakter. Die Großmachtsideen sind antiquirt. Mögen sie im Frieden ruhen im Grabe der heiligen Allianz.

7.

Rußland und Nordamerika sind hiernach Weltmächte im vollsten Sinne des Wortes, sowohl nach den physischen wie nach den geistigen Bedingungen dieses Prädicats, welche wir soeben erörterten. Das erstere springt in die Augen, in letzterer Beziehung aber werden wir sagen, daß Nordamerika das Princip des Individualismus repräsentirt, d. h. das Princip, wonach das Individuum selbst souverän ist, und Alles, was als eine Gewalt über dem Individuum erscheint, nur als der Collectivwille der Individuen, nämlich der Majoritäten gilt, im Staate wie in der Kirche, wonach es also außer dem Individuum nirgends eine in sich selbst beruhende und in sich selbst berechtigte Gewalt giebt, und darum alle Entwickelung von der Peripherie ausgeht. Rußland repräsentirt das Gegentheil, nemlich die vollständige Absorbtion aller individuellen Autonomie in eine autokratische Spitze, welche für den Staat wie für die Kirche gilt. Herrscht also dort das Princip der Freiheit, so herrscht hier das Princip der Autorität, und zwar dieses wie jenes in seinen äußersten Extremen, aber beide sind Weltprincipe.

England ist eine Weltmacht, nach den dazu gehörigen physischen Bedingungen, aber ohne Frage nur eine künstliche. Denn sobald die Fäden reißen, welche die unermeßlichen Colonieen mit dem Mutterlande verbinden, bleibt nur eine Insel von mäßiger Bedeutung. England hat den ersten Versuch in der unterseeischen Telegraphie gemacht, und man möchte sagen, seine unterseeischen Telegraphendrähte sind ein sprechendes Bild der künstlichen Verbindungen, welche die brittische Weltmacht zusammenhalten. Man kann diese Verbindungen durchschneiden im Atlantischen Ocean, im mittelländischen Meere, und

am wirksamsten im Canal, wo die meisten zusammenlaufen. Eine große oceanische Flotte kann also die englische Weltmacht einengen, eine große mediterrane Flotte kann sie lähmen, eine große Canalflotte kann ihr tödtlich werden. Von Cherbourg aus kann man ihr Herz treffen, denn schon Montesquieu bemerkt, daß England nirgends mächtiger ist als in weiter Ferne, und nirgends schwächer als zu Hause; so daß es ihm in dieser Hinsicht fast ähnlich ergeht, wie es zu seiner Zeit dem Pabstthum erging.

Auch Englands Weltprincip tritt nicht so klar und charakteristisch hervor wie in Rußland und Nordamerika. Soll es die bürgerliche und religiöse Freiheit sein, so herrscht diese in Nordamerika noch viel ausgedehnter, und es muß also wohl nur eine eigenthümliche Form dieser Freiheit sein. Vielleicht der Parlamentarismus, der aber bei Weitem kein so universales Princip bildet wie der Individualismus.

Frankreich ist, wie gesagt, erst auf dem Wege zur Weltmacht, und so weit es bis jetzt als eine solche erscheint, von durchaus künstlichem Charakter. Denn nicht nur, daß ihm die Basis eines großen Länderbesitzes noch fehlt, und allererst errungen werden soll, so ist auch seine Kriegsmarine eine künstliche Schöpfung, nicht wie in England aus der Handelsmarine hervorgegangen, sondern wesentlich ein Staatsinstitut. Und wie steht es mit seinem geistigen Princip?

Um eine Weltmacht zu werden, bedarf es eines Weltprincips, und welches kann dies sein? Es giebt in dieser Hinsicht nur zwei Möglichkeiten. Nemlich entweder wird Frankreich versuchen müssen sich des katholischen Principes zu bemächtigen, und dasselbe in der schon erwähnten Weise zu einem französischen Princip umzubilden, was aber jedenfalls sehr schwer sein würde; oder es wird versuchen müssen, das napoleonische Staatsprincip zu einem Weltprincip zu erweitern, was mit Hülfe der Revolution und des Krieges viel leichter zu sein scheint, und von Napoleon I. mit unleugbarem Erfolge versucht wurde. Demnach wird also Frankreich danach streben müssen, sein napoleonisches Staatsprincip auch in den benachbarten Ländern zur Herrschaft zu bringen, und diese Propaganda ist ihm unentbehrlich. Denn nur in dem Maße, als ihm dies gelingt, kann es zu einer wirklichen Weltmacht werden. Der

Napoleonismus ist in diese Nothwendigkeit gestellt, entweder zu herrschen oder zu unterliegen. Er kann nicht in bescheidenen Grenzen existiren.

8.

Diese vier Mächte, England, Rußland, Nordamerika und Frankreich, treiben jetzt die hohe Weltpolitik, wie einst die Pentarchie die hohe europäische Politik. Will man ihnen auch einen griechischen Namen geben, so kann man sagen, sie bilden die hohe Tetrarchie.

England erscheint überall, weil es überall englische Interessen giebt; Frankreich erscheint überall, um überall seine Flagge zu zeigen; Rußland und Nordamerika hingegen halten sich mehr an ihre praktischen Interessen, die nicht so weit verzweigt sind wie die englischen. Aber schon hat die chinesische Frage die ganze Tetrarchie in Thätigkeit gesetzt, und wird für dieselbe vielleicht eine ähnliche Bedeutung erlangen wie die orientalische Frage für die Pentarchie, und man weiß, was das bedeuten will. Denn diese orientalische Frage ist so zu sagen eine Schraube ohne Ende, und wann wird die chinesische Frage endigen? Darauf mögen die gegenwärtigen Ereignisse am Peiho antworten, welche bereits zeigen, wie der vor kurzem geschlossene Friedensvertrag eben nur der Anfang neuer Verwickelungen ist. Und wie kann es je an immer neuen Verwickelungen fehlen, seitdem die Russen am Amur stehen? Dazu kommen die Fragen des amerikanischen Isthmus, und wer weiß, ob es nicht auch bald die Tetrarchie sein wird, welche die die Suezfrage entscheidet, worüber die europäische Pentarchie sich bisher nicht vereinigen konnte. Ja, wer weiß, ob nicht mit der Zeit die ganze orientalische Frage in die Hände der Tetrarchie übergeht, was die wichtige Folge hätte, sie ihres specifisch europäischen Charakters zu entkleiden, und auch Nordamerika einen Einfluß darauf zu gestatten.

Jedenfalls ist die Weltpolitik das Medium, durch welches mit der Zeit ein lebhafter diplomatischer Verkehr zwischen Nordamerika und den drei europäischen Weltmächten sich entwickeln muß. Da aber in der Politik dieser drei letzteren die außereuropäischen Interessen mit den europäischen verflochten sind, so erscheint es als eine unvermeidliche Folge, daß auf diesem Wege bald auch Nordamerika in die europäische Politik hineingezogen wird.

Schon liegt das Beispiel vor, daß Nordamerika in der Sundzollfrage, also in einer wesentlich europäischen Angelegenheit, entscheidend mitgewirkt hat. Allerdings war dies vorwiegend nur eine Schifffahrts- und Handelsfrage, aber was hindert, daß es in Zukunft nicht auch in mehr politischen Fragen eine Einmischung versuchen sollte? Die nordamerikanische Demokratie ist so herrschsüchtig wie irgend eine andere Macht, und wenn sie ihre auswärtige Politik allerdings nur nach Handelsinteressen betreibt, so liegt es doch auf der Hand, daß auch die sogenannten politischen Fragen fast immer eine commercielle Seite haben. Zudem dürfte man in Washington keineswegs ganz unempfänglich für die Ehre sein, sich in die Angelegenheiten des alten Europa's einzumischen; denn Könige zu ihren Clienten zu haben, ist für republikanische Gewalten von je her ein besonderer Kitzel gewesen. Wenn dies also bisher noch nicht versucht worden, so ist doch mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß es in einer nicht fernen Zukunft allerdings geschehen wird.

Die Tetrarchie der Weltmächte wird daher auch für die europäische Politik Bedeutung gewinnen, und man wird das europäische Gleichgewicht in Zukunft im Lichte der Weltpolitik betrachten müssen.

9.

Haben wir in dem Vorstehenden die politischen Folgen der steigenden Wichtigkeit der fremden Erdtheile besprochen, so gehen wir jetzt zu einer Erscheinung über, welche gewissermaßen das Gegentheil davon bildet, aber doch selbst in vieler Hinsicht eine Rückwirkung davon ist, nemlich die gleichzeitig wieder steigende Wichtigkeit der kleineren europäischen Staaten.

Nachdem sich nemlich der Begriff der Großmacht in den Begriff der Weltmacht aufgelöst hat, ist es eine logische Folge, daß damit der frühere Unterschied zwischen Großmacht und Nichtgroßmacht verschwindet. Aber es handelt sich hier nicht blos um logische Folgen, sondern um einen reellen Vorgang, den wir jetzt darlegen wollen. Er entspringt unmittelbar aus der Auflösung der Pentarchie, wozu wiederum die Weltpolitik sehr wesentlich beigetragen hat. Denn der Zusammenhalt der

europäischen Pentarchie mußte ja um so lockerer werden, je mehr einige Mitglieder derselben sich mit außereuropäischen Angelegenheiten beschäftigten, und sich dadurch von ihren anderen Collegen unterschieden, deren Thätigkeit auf Europa beschränkt blieb.

Die Pentarchie trat, wie gesagt, mit dem Anspruch auf, in ihren Verhandlungen die ganze europäische Politik zu umfassen. Alle anderen Staaten sollten sich nur mit ihren eigenen Interessen beschäftigen, und nur gehört werden, in soweit es sich um ihre speciellen Interessen handelte, und waren damit von der europäischen Politik so gut wie ausgeschlossen. Keineswegs zu ihrer eigenen Zufriedenheit, allein sie mußten sich wohl beruhigen, da gegen die compacte Macht der Pentarchie an keinen Widerstand zu denken war. Nun wiederholte sich aber in den Staaten-Verhältnissen dasselbe, was sich so oft in den Stände-Verhältnissen ereignet hat, nemlich daß die demokratischen Elemente um so mehr emporkommen, je uneiniger die aristokratischen sind.

So lange in einem aristokratischen Gemeinwesen das Patriciat eng zusammenhält, ist den Plebejern der Zaum angelegt. Wenn aber die Großen sich selbst bekämpfen, und in ihren Kämpfen wohl selbst die Kleinen zur Unterstützung herbeirufen, so ist es mit dem aristokratischen Regiment vorbei. Der Respect ist verschwunden, die Kleinen fühlen sich, und durch alle Ritzen und Spalten des Patriciats sich hindurchdrängend, gewinnen sie selbst Sitz und Stimme im Rath. Es entsteht daraus zwar keine Gleichheit der Macht, sondern es giebt nach wie vor reiche und angesehene Bürger und arme und geringe, aber man macht keinen specifischen Unterschied mehr zwischen Großbürger und Kleinbürger, sondern sie gelten rechtlich gleich. Ganz ähnlich ist es mit der Pentarchie geschehen. Denn ein jegliches Haus, welches mit sich selbst uneins ist, fällt zusammen. Und wie soll nun die Pentarchie noch bestehen, wenn sich die pentarchischen Mächte nach Grundsätzen und Interessen spalten, und endlich selbst das Schwert gegen einander erheben?

Was ist also natürlicher, als daß allmälig auch die Staaten zweiten und dritten Ranges auf die Bühne der europäischen Politik treten? Es ist um so natürlicher, als es, wie schon früher bemerkt,

in den vorigen Jahrhunderten immer stattfand, wo es eine aristokratische Großmachts-Corporation niemals gab, so daß es sich eigentlich nicht um eine Neuerung, sondern um die Beseitigung derselben handelt. Neu ist es nur in Beziehung auf die jüngstverflossene Periode der Pentarchie.

10.

Betrachten wir jetzt die thatsächlichen Anzeichen, worin sich diese neue Wendung ankündigt. Als das Bemerkenswertheste erscheint uns Folgendes:

Erster Fall.

Als die Revolution von Rom im Jahre 1848 die Flucht des Pabstes veranlaßte, erklärte Spanien, daß es sich als katholische Macht gedrungen fühle, dagegen einzuschreiten, und ließ hinterher ein Truppencorps in Italien landen, welches zwar keine weitere Wirkung gehabt, weil Frankreich die Occupation von Rom übernahm, aber doch an und für sich schon eine Action der spanischen Politik bezeichnet. Nach den Großmachts-Ideen hatte dasselbe sich nur um seine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern, und nicht in die Angelegenheiten dritter Staaten einzugreifen, aber es intervenirte dennoch, und zwar als katholische Macht, und die Großmachtsprivilegien verschwanden in diesem Falle vor der Idee der Katholicität.

Dieses Lebenszeichen der spanischen Politik mag gering erscheinen, kann aber doch zu wichtigen Folgen führen. Denn gerade die Idee der Katholicität kann das wirksamste Mittel werden, um Spanien von England zu entfremden, worauf es sich dann um so mehr an Frankreich attachiren muß. Und welche Wichtigkeit Spanien für Frankreich hat, dafür sprechen drei Jahrhunderte.

Niemand weiß dies besser, als Louis Napoleon. Darum sucht er Spanien in Unternehmungen zu engagiren, die es mit der französischen Politik verflechten, wie man jetzt in der Expedition gegen Cochinchina sieht, welche in dieser Hinsicht vortrefflich gewählt ist. Denn gerade hier scheint Spanien wegen seiner Besitzungen auf den Philippinen nur in seinem eigenen Interesse zu handeln. Gleichzeitig werden aber die

Interessen der katholischen Kirche geltend gemacht, und nebenbei wird ein Stützpunkt gewonnen, von wo aus man in nächster Nähe auf das brittische Indien wirken kann. So wird Spanien in die französische Politik hineingezogen, ähnlich wie Sardinien durch den Krimkrieg. Und wie bald kann der Fall eintreten, daß daraus eine Bundesgenossenschaft entspringt, ähnlich wie jetzt zwischen Frankreich und Sardinien, und die wegen der viel größeren Bedeutung Spaniens nur um so folgenreicher sein müßte.

Zweiter Fall.

Als im Frühjahr 1848 der deutsch-dänische Krieg ausbrach, und die deutschen Truppen nach Jütland vordrangen, erklärte Schweden, daß es ein unveräußerliches Recht habe, in den Angelegenheiten des Nordens zu interveniren. Es erklärte sich um deswillen nicht für eine Großmacht, aber die Großmachts-Privilegien verschwanden vor der Idee der nordischen Macht. Es intervenirte also, vermittelte den Waffenstillstand von Malmoe, und hat unbestreitbar einen wesentlichen Einfluß auf diese Angelegenheit geübt. Ja es übt ihn bis diesen Tag, und dieser Einfluß ist so wichtig, daß ohne Schweden an keine entscheidende Wendung dieser Frage zu denken ist.

Dritter Fall.

Sardinien betheiligt sich an dem orientalischen Kriege, und erscheint in Folge dessen auf dem Pariser Congreß. Es wird dadurch zum Mitgaranten der Pariser Verträge, und hat seitdem auch über die Donaufürstenthümer wie über die Donauschifffahrtsfrage mitzureden, obgleich es weder eine Großmacht ist, noch durch seine eigenen Interessen dazu berechtigt erscheint. Auch sitzt es seitdem in dem geheimen Rath, welcher für das Wohl der Hohen Pforte sorgt, wofür es also auch mit zu sorgen hat. Um wieviel mehr muß es sich berufen fühlen, für das Wohl Italiens zu sorgen!

Der Congreß bot Sardinien das Mittel dar, im Namen Italiens aufzutreten, d. h. sich in die Angelegenheiten der italienischen Staaten einzumischen, was doch bisher für ein Privilegium der Großmächte,

und insbesondere Oesterreichs galt. Man erwäge die Veränderung, welche seit dem Congreß von Laibach und Verona eingetreten. Damals erschien der König von Neapel in Person, aber nicht um als Mitglied in dem Congresse zu sitzen, sondern wie ein Delinquent, um den Urtheilsspruch zu vernehmen, den die Pentarchie auch unverzüglich durch die Waffen Oesterreichs ausführen ließ. Weit davon entfernt, im Namen Italien's sprechen zu dürfen, wurde ihm nicht einmal das Recht zugestanden, sein eigenes Königreich nach freiem Ermessen zu constituiren. Jetzt hingegen tritt Sardinien auf, nicht nur für sich selbst, sondern für ganz Italien; es macht sich zum Richter über die übrigen italienischen Staaten, und sogar über Oesterreich. Wo bleibt da die Pentarchie mit ihren geheiligten Großmachts-Privilegien? Sie verschwanden vor dem Princip der Nationalität.

Man sieht, wie die Großmachtsidee von allen Seiten her untergraben wird. Spanien macht die Katholicität geltend, Schweden den Begriff des Nordens, und spricht von einem nordischen Gleichgewicht, Sardinien das Princip der Nationalität, und mit welchem Erfolge es dies gethan, davon zeugen Magenta, Solferino und Villafranca, die alle drei ohne Sardinien nicht wären.

Allerdings hat Sardinien dies nur vermocht mit Hülfe Frankreichs, und als Frankreichs Werkzeug, aber dieses Werkzeug ist höchst wichtig. Es war für Frankreich unentbehrlich, denn nur Sardinien konnte ihm die Thore Italiens öffnen.

Louis Napoleon hatte das Illusorische der pentarchischen Hoheits-Ideen längst durchschaut. Er wußte, daß es keineswegs blos die Großmächte sind, mit denen sich Politik machen läßt, sondern daß unter Umständen die Kleinen gerade die allerbrauchbarsten sind. So hat er Sardinien gebraucht, und durch Sardinien erreicht, was ihm keine Großmacht gewähren konnte, nemlich die Hegemonie über Italien.

Vierter Fall.

Darunter wollen wir alle die Versuche zusammenfassen, welche die deutschen Mittelstaaten gemacht haben, um durch das Medium des deutschen Bundes einen Einfluß auf die europäische Politik zu gewinnen,

und die nicht ganz ohne Wirkung geblieben sind, weil sie ohne Frage auf die Haltung von Preußen und Oesterreich influirten. Weiterhin ist darüber noch ein Mehreres zu sagen, hier wollen wir nur bemerken, wie auch diese Erscheinung aus dem Zwiespalt der Großmächte entspringt. Denn wären Preußen und Oesterreich einig gewesen, so würden die deutschen Mittelstaaten kaum eine Action versuchen können. So geschieht es aber in allen Lebensverhältnissen. Wenn sich die Großen streiten, so thun sich die Kleinen auf, und können unter Umständen eine entscheidende Wichtigkeit bekommen.

Wieviel Sardinien für den jüngsten Krieg bedeutet, liegt vor Augen. Aber auch Baiern hätte in dieser Angelegenheit eine wichtige Rolle spielen können, da es in seiner Macht lag, sich an Oesterreich anzuschließen. Wer hätte es wohl daran hindern können, und wer weiß, welche Folgen daraus für ganz Deutschland entsprungen sein würden? Allerdings wäre Baiern zum Werkzeug Oesterreichs geworden, wie Sardinien zum Werkzeug Frankreichs wurde, aber nichts destoweniger wäre es doch ein sehr wichtiger Schritt gewesen, und es lag in Baierns Macht, diesen Schritt zu thun oder nicht zu thun. Es lag also in seiner Macht einen wichtigen Einfluß auf die Politik zu üben, und damit einen neuen Beweis für das Chimärische der Großmachtstheorie zu liefern.

11.

Die vorstehenden Anführungen machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit, zumal da auch schon aus der Zeit vor 1848 Erscheinungen vorliegen, welche eine Einwirkung der kleineren Staaten auf die allgemeine Politik beweisen. Man erinnere sich z. B. an die früher erwähnte Quadrupel-Allianz zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal. Aber seitdem wird diese Erscheinung häufiger und wichtiger, eben weil das Jahr 1848 ganz Europa aufgerüttelt hat, und von da an die Auflösung der Pentarchie beginnt, welche sich in unseren Tagen vollendet.

Als nächste Folge wird nun ein Zustand eintreten, ähnlich wie er im vorigen Jahrhundert bestand, und der sich durch zwei Punkte charakterisirt.

Einmal nemlich dadurch, daß kein Zuſammenwirken der großen Mächte mehr ſtattfindet, welche ſich vielmehr ſelbſt entgegentreten, und ſich bald einander beiſtehen, bald neutral bleiben; ſodann durch das Mitwirken der kleineren Staaten, von denen bald dieſer oder jener als Bundesgenoſſe auftritt, ſo daß die Großen und Kleinen nebeneinander ſtehen. Es giebt dann keine geſchloſſene Anzahl von Staaten mehr, in deren Transactionen ſich die ganze Politik concentrirt, ſondern immer treten nur diejenigen Staaten zuſammen, welche ein ſpecielles Intereſſe an der Sache haben, oder zu haben glauben, und die europäiſche Politik erſcheint als das Werk einer unbeſtimmten Vielheit. Im Unterſchiede von der Pentarchie, und der griechiſchen Terminologie folgend, wird man daher dieſen Zuſtand der Dinge als die Polyarchie bezeichnen können.

Es zeigt ſich leicht, wie große Folgen dieſe Veränderung hat. Die Politik wird viel beweglicher, die Mannigfaltigkeit der Combinationen viel größer, der Wechſel ſchneller, und immer kann eine überraſchende Wendung eintreten. Die Garantien des Friedens vermindern ſich, die Chancen des Krieges vermehren ſich. Alles wird fraglich. Es gilt kein traditionelles Anſehen mehr, ſondern jede Macht muß ihre Anſprüche durch die That beweiſen, und jede gilt ſoviel, als ſie eben zu leiſten vermag. Gewiß ein höchſt gefährlicher Zuſtand, aber doch auch wohlthätig gegenüber der Stagnation, in welche ſich die Politik der Pentarchie verlief. Denn gerade aus dieſer Stagnation ſind die Dünſte emporgeſtiegen, die ſich jetzt zu Sturm- und Regenwolken condenſiren, und mit Blitz und Donner explodiren. Im Actenſtaub lebte die Pentarchie, die Polyarchie wird im Pulverdampf leben.

Wir ſagten ſoeben, es ſei ein Zuſtand, ähnlich wie im vorigen Jahrhundert, und ſo iſt es auch. Aber nur der Form nach, nemlich inſofern es auch damals keine ariſtokratiſche Staatencorporation gab, ſondern alle Staaten im Weſentlichen als gleich galten; doch der Sache nach weit anders, weil die Revolution dazwiſchen liegt.

Durch die Pentarchie wurde der Revolutionsproceß zeitweilig geſchloſſen, aber nach dem Zerfall derſelben bricht er wieder aus. Mit

der Cabinetspolitik der vorigen Jahrhunderte verbindet sich darum heute zugleich eine Revolutionspolitik. Und wenn die ehemalige Politik mit allen ihren Plänen auf festem Boden stand, oder wenigstens zu stehen glaubte, so fühlt sie heute den Boden unter ihren Füßen wanken, und sieht einer unbestimmbaren Zukunft entgegen.

12.

Das alte pentarchische System ist zerfallen, und aus seinen Trümmern haben sich gewissermaßen zwei Systeme gebildet.

Einerseits nemlich hat sich der politische Horizont erweitert durch die immer mehr hervortretende Wichtigkeit der außereuropäischen Länder, woraus die Folge entspringt, daß die Ereignisse und Zustände in den übrigen Erdtheilen eine viel größere Rückwirkung auf die europäische Politik ausüben, und daß daher auch die drei großen europäischen Seemächte sich um so mehr veranlaßt fühlen, ihre Thätigkeit auf die fremden Erdtheile zu richten. Sie werden dadurch zu Weltmächten, und unterscheiden sich dadurch von den übrigen europäischen Staaten, welche nur auf ihre unmittelbaren Umgebungen einzuwirken vermögen. Als Weltmächte treten sie mit Nordamerika in Verbindung, so daß die Weltpolitik in den Händen einer Tetrarchie ruht, die sich freilich noch nicht ausdrücklich constituirt hat, wie es einst die europäische Pentarchie that, aber doch bereits thatsächlich besteht.

Andrerseits hat die europäische Potitik ihren früheren Zusammenhang verloren, so daß die vorkommenden Fragen nicht mehr als allgemeine europäische Angelegenheiten, sondern nur von den Betheiligten behandelt werden, wie man jetzt in Italien sieht. Ob ein Staat sich dabei betheiligen will oder nicht, wird eine Sache des Beliebens, und es kann ebensowohl von den kleineren Staaten geschehen, wie von den sogenannten Großmächten. Dem Principe nach können es alle, in der Praxis werden es immer nur mehrere sein, so daß eine unbestimmte Vielheit erscheint, und die Politik polyarchisch wird.

In Summa, die Pentarchie ist verschwunden, und an ihre Stelle tritt für die Weltpolitik die Tetrarchie, für die europäische Politik die Polyarchie. Wir behaupten keineswegs, daß dies ein natur-

nothwendiger und darum bleibender Zuſtand ſei, ſondern wir behaupten nur, daß es der gegenwärtig thatſächlich beſtehende Zuſtand iſt, deſſen Entſtehung wir zu erklären ſuchten. Noch weniger iſt es unſere Meinung, daß dies ein wünſchenswerther Zuſtand ſei, indem wir vielmehr ſchon angedeutet haben, und weiterhin noch mehr zeigen werden, wie große Gefahren daraus entſpringen, und wie nothwendig es iſt, eine neue Baſis für das europäiſche Gleichgewicht zu gewinnen.

V. Verfall des europäiſchen Gleichgewichts.

1. Die Machtverhältniſſe und die Intereſſen. — 2. Veränderte Machtverhältniſſe. — 3. Folgen davon. — 4. Veränderte Politik. — 5. Die deutſchen Mächte. — 6. England, Rußland und Frankreich. — 7. Gegenſeitiges Verhältniß der Letzteren. — 8. Untergang des europäiſchen Gleichgewichts.

1.

Soll ein europäiſches Gleichgewicht beſtehen, ſo müſſen nicht nur die Machtverhältniſſe ſich dergeſtalt balanciren, daß keine Macht ein entſcheidendes Uebergewicht ausüben kann, ſondern auch die Intereſſen ſo getheilt ſein, daß nicht bei einigen der ſtärkeren Mächte das gemeinſame Intereſſe entſtehen kann, durch ein Zuſammenwirken alle anderen zu unterdrücken.

Die Pentarchie machte wie geſagt die Vorausſetzung, daß allen Großmächten der gemeinſame Wille beiwohne, das vertragsmäßig beſtehende Staatenſyſtem zu erhalten, und hätte ſich dieſer gemeinſame Wille, welcher unmittelbar nach den Erſchütterungen und Erſchöpfungen der Jahre 1813—15 wohl wirklich vorhanden war, auf die Dauer bewährt, während er im Gegentheil nur allzubald verſchwand, ſo hätte es nicht nur ein europäiſches Gleichgewicht gegeben, ſondern was noch viel mehr iſt, das europäiſche Staatenſyſtem wäre ein ſittliches Gemeinweſen geworden, wie es die heilige Allianz nach dem Wortlaute ihrer

Erklärungen im Auge hatte. Sowie aber diese Idee ihre Macht verlor, sah man sich wieder auf die mechanischen Begriffe des Gleichgewichts reducirt, d. h. auf die Hebelkräfte und auf die Interessen, welche dieselben in Bewegung setzen. Während es nun für die Wirksamkeit jener sittlichen Idee vor Allem auf mögliche Uebereinstimmung ankam, liegt die Wirksamkeit der Interessen eben so sehr in ihrer Gleichartigkeit als in ihrem Gegensatz, dergestalt, daß jetzt grade aus der Gleichartigkeit gewisser Interessen die größten Gefahren entspringen können.

Es ändert dabei im Wesentlichen Nichts, wenn in diesem Interessenspiel gleichwohl auch geistige Principien figuriren. Denn insofern dieselben nicht als Zweck verfolgt, sondern nur als Machtmittel benutzt werden, begründen sie keinesweges eine ideale Politik, sondern machen die Interessenpolitik nur um so energischer, complicirter und hinterhaltiger. So besteht offenbar der Charakter der Gegenwart in einer mit idealen Flittern aufgeputzten Interessenpolitik, während es mit den Grundsätzen nirgends ernstlich gemeint wird.

Von zwei Seiten also kann das europäische Gleichgewicht gefährdet werden, nemlich durch Veränderung der Machtverhältnisse wie durch eine Veränderung der Interessen. Und wie groß sind nicht in beiderlei Hinsicht die Veränderungen seit dem Wiener Congreß!

2.

Damals war England unbestritten die erste Macht. Es hatte in dem großen Weltkampf am längsten ausgehalten, durch das Beispiel seiner eigenen Energie, durch seine Geldmittel und durch seine Diplomatie allen Coalitionen zum Stützpunkt gedient, und eben deswegen, obwohl selbst nur eine große Seemacht, doch mit allen Continentalmächten so wirksame Verbindungen unterhalten, daß es mittelbar selbst zu einer großen Continentalmacht wurde. Diese englische Präponderanz konnte in Schifffahrts- und Handelssachen als drückend empfunden werden, hatte aber für das europäische Gleichgewicht durchaus nichts Gefährliches, sondern war vielmehr die wirksamste Garantie desselben. Denn durch seine insulare Lage ganz

außer unmittelbarem Contact mit den Continental-Angelegenheiten stehend, erschien England wie eine über dem Ganzen frei schwebende Macht, und um in der Sprache der Mechanik zu reden, als der eigentliche Balancier, so daß es im Stande war jedes gefährliche Unternehmen vereiteln zu können, — so lange es nemlich selbst die erforderlichen Machtmittel dazu besaß.

Die Geschichte wird dereinst darüber richten, wie England diese unvergleichliche Lage benutzt hat, und wird es erklären, warum die Namen Pitt und Palmerston so verschieden klingen wie Gold und Messing. Hier haben wir nur die Thatsache zu constatiren, daß Englands Machtmittel gesunken sind, und zwar die materiellen wie die moralischen.

Die englische Seemacht hat durch die französische und russische an relativer Bedeutung verloren, und bei der heutigen Entwickelung der Dampfschifffahrt gewährt der Kanal keine genügende Sicherheit mehr gegen einen etwaigen Invasionsversuch von Frankreich aus. Desgleichen hat sich die alte Achtung bei den Kabinetten wie bei den Völkern vermindert, und mußte sich vermindern. Man vergleiche nur das England auf dem Wiener Congreß und das England auf dem Pariser Congreß, und endlich das England von heute, welches in einer großen europäischen Frage seine stricte Neutralität proclamirt, ohne irgend welchen Einfluß auf die Lösung dieser Frage, und mit Lord John im auswärtigen Amte.

Seemächte bedürfen einer langen Zeit zu ihrer Ausbildung, aber sie können schnell stürzen. Und welch ein Sinken von 1856 bis 59, mit den Festlichkeiten von Cherbourg in der Mitte, wie wenn die Namen Pitt, und Nelson und Wellington zum Mährchen geworden wären! Möge die Wiedererhebung ebenso schnell erfolgen. Aber so viel steht immer fest, wenn es in Zukunft noch ein europäisches Gleichgewicht geben soll, so gehört vor Allem eine continentale Combination dazu. Denn der englische Balancier hat die alte Zauberkraft verloren, und wird sie niemals wieder gewinnen, so lange es eine französische und russische Dampfschifffahrt giebt. Blicken wir also auf den Continent.

Rußlands Macht ist seit 1815 ohne Frage gar sehr gestiegen, und

nicht nur absolut, sondern auch relativ, weil Englands Macht, — die einzige, die ihr damals überlegen war, gesunken ist. Seine materiellen Kräfte haben sich vermehrt, und werden in Zukunft durch die Eisenbahnen, deren Wirkung gerade in großen Ländern am auffallendsten ist (wie Nordamerika zeigt), viel schneller anwachsen als bisher. Seine Armee hat sich vergrößert, sie ist in steter Uebung geblieben, und wenn der Krimkrieg ihr tiefe Wunden geschlagen, so hat er doch gezeigt, wie sehr schwer es ist; gegen Rußland irgend einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Man vergleiche nur diesen Krimkrieg mit dem jetzt beendigten italienischen Krieg, der Oesterreich in drei Monaten eine reiche Provinz gekostet, und der Unterschied springt in die Augen. Endlich besitzt Rußland eine sehr einflußreiche Diplomatie, und im östlichen Europa wie in Vorderasien kann es vermöge des Panslawismus und der griechischen Kirche einen moralischen Einfluß auf die Völker ausüben, der im gegebenen Falle den Werth einer großen Hülfsarmee haben dürfte.

Frankreichs Militairmacht ist seit 1815 noch viel auffallender gewachsen, und hat in den letzten Jahren einen solchen Umfang, eine solche Stärke und Kriegserfahrung gewonnen, daß sie gewiß hinter der großen Armee des ersten Kaiserreichs nicht mehr weit zurücksteht, wozu andererseits eine Flotte kommt, wie sie sich Napoleon I. nicht zu träumen wagte, und die immer noch mehr verstärkt wird. Diesen militairischen Machtmitteln steht dabei ein sehr erheblicher moralischer und diplomatischer Einfluß zur Seite. Von dem ersteren konnte während der Restauration kaum die Rede sein, und auch der letztere war unbedeutend. Die Julirevolution hatte Frankreichs Einfluß auf die europäischen Cabinette sogar noch vermindert, aber ihm dafür die Sympathie der liberalen Parteien in ganz Europa verschafft. Das neue Kaiserreich hat diese Sympathie größtentheils verloren, ist aber dafür der Demokratie viel näher getreten als das Juli-Frankreich, und besitzt an dem Nationalitätsprincip einen revolutionären Hebel, der ihm unter Umständen einen sehr starken Einfluß auf die Völker gewährt. Auch sein diplomatischer Einfluß auf die Kabinette ist viel größer als unter Louis Philipp. Wie ganz anders steht also das heutige Frankreich dem heutigen Europa gegenüber als das Frankreich der restaurirten Bourbons!

Aber wie steht es nun mit den beiden deutschen Großmächten? Sind sie in ihrer Machtentwickelung auch so fortgeschritten wie ihre continentalen Nachbarn?

Preußen hat seitdem an Bevölkerung und Wohlstand sehr zugenommen, ob hingegen seine militairischen Machtmittel in demselben Verhältniß gewachsen, ist mehr als zweifelhaft. Jedenfalls wird man behaupten müssen, daß Preußen im Jahre 1815, geschmückt mit den Lorbeeren der Freiheitskriege, eine ganz andere Stellung in Europa einnahm als heute. Damals war es durch seinen großen thatsächlichen Antheil an der Wiederherstellung Europa's eine effective Macht, die ganz Europa anerkannte, und der man allgemein eine viel größere Bedeutung zugestand, als nach seiner schmalen materiellen Basis geschehen sein würde. Seitdem hat eine effective Machtentfaltung Preußens nicht stattgefunden, und man fängt allmälig an, seine Macht nach seiner materiellen Basis zu schätzen.

Und wo ist endlich das Oesterreich von 1815, welches damals die Früchte seiner langen und muthigen Opfer in den Coalitionskriegen erndtete; welches man allgemein für das Hypomochlium des europäischen Gleichgewichts und für den Eckstein der conservativen Principien hielt, und welches darum so lange Zeit einen so großen Einfluß auf die europäischen Kabinette ausübte? Dieser Einfluß ist heut zu Tage gering, und einen Einfluß auf die Völker hat es kaum irgendwo gewonnen. In seinem Inneren sind Zerwürfnisse ausgebrochen, woran damals noch nicht gedacht wurde, und seitdem hängt das Nationalitätsprincip wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte.

3.

In Summa, die gegenseitigen Machtverhältnisse der fünf Hauptmächte, auf deren Zusammenwirken in der Pentarchie die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts beruhen sollte, haben sich seit dem Wiener Congreß so verändert, daß es schon um deswillen zweifelhaft erscheinen muß, ob bei so veränderten Verhältnissen noch ein Gleichgewicht besteht. Und dieser Zweifel wird noch stärker, wenn wir nur erwägen, daß gerade diejenigen Kräfte, von welchen früherhin noch am ehesten ein

temperirender Einfluß zu erwarten war, geschwächt sind, während gerade diejenigen Kräfte gewachsen sind, von denen am ehesten Gefahr zu befürchten steht.

Wie gezeigt, gab es früher eine balancirende Macht für das ganze System, nemlich England, dessen relatives Gewicht aber gesunken, so daß es seinen balancirenden Einfluß nicht mehr in demselben Maße wie früher auszuüben vermag. Umgekehrt haben Frankreich und Rußland an relativer Macht gewonnen, und wie die Erfahrung der letzten Jahrhunderte lehrt, sind Beide erobernde Mächte, und am ehesten zu einer aggressiven Politik geneigt. Ist dabei gleichzeitig das relative Gewicht der dazwischen liegenden deutschen Mächte gesunken, so kann von einem wirklichen Gleichgewicht keine Rede mehr sein.

Die Pentarchie ging ja von der Voraussetzung aus, daß jedes Glied derselben als ein selbstständiger Faktor allerdings sich nach den Anderen accomodiren, andererseits aber auch auf die Anderen influiren solle, damit aus Wirkung und Gegenwirkung ein Mittleres entstehe. Nun ist aber nach der heutigen Lage der Dinge Preußen für sich allein nicht im Stande weder auf Frankreich noch auf Rußland einen wirksamen Druck auszuüben, während es umgekehrt ganz unvermeidliche Eindrücke von daher empfängt. Oesterreich befindet sich in derselben Lage. Denn während es für sich selbst nicht vermag auf Frankreich zu drücken, vermag Frankreich allerdings gar sehr auf Oesterreich zu drücken, wie die jüngsten Erfahrungen beweisen. Ja wenn die französische Wehrkraft noch außerdem mit dem revolutionären Nationalitätsprincip bewaffnet erscheint, vermag sie Oesterreich vollständig zu lähmen. Träte dann gar noch Rußland hinzu, so könnte diese Cooperation die österreichische Monarchie vernichten.

Demnach liegen die Verhältnisse so, daß, da Preußen und Oesterreich schon einzeln weder Frankreich noch Rußland gewachsen sind, das ganze continentale Staatensystem sofort gefährdet wäre, sobald es einmal zu einem Zusammenwirken von Frankreich und Rußland käme. Ein solches Zusammenwirken ist aber zu befürchten, sobald die Gleichartigkeit der Interessen dieser beiden Mächte ihre Differenzen überwiegt. Tritt dann gleichzeitig der Fall ein, daß in dem gegenseitigen Verhältniß

von Preußen und Oeſterreich vielmehr die Differenzen überwiegen, und um deswillen kein Zuſammenwirken dieſer deutſchen Mächte ſtattfindet, ſo haben Frankreich und Rußland von dem Momente an die Dictatur über den Continent, und es wird zur Phraſe, noch ferner von einem Gleichgewicht zu ſprechen, wenn man nicht etwa damit ſagen will, daß Frankreich und Rußland beide gleich ſchwer auf dem Continent laſten. Ja iſt dieſer Moment nicht ſchon eingetreten? Oder iſt denn ſeit 1856 irgend etwas in Europa geſchehen, außer was Frankreich und Rußland beliebte?

4.

Hiermit kommen wir auf die andere Urſache des geſtörten Gleichgewichts, d. i. auf die Veränderung der Intereſſen.

Es fragt ſich zuvörderſt, wodurch werden die Intereſſen der Staaten beſtimmt? und es zeigt ſich leicht, daß dabei zwei Elemente zuſammenwirken, nemlich einerſeits die reelle Lage der Dinge, und andrerſeits die Meinung der Staatsmänner darüber, wie dieſe Dinge zu bearbeiten ſeien, um Vortheile für den Staat zu erzielen oder Nachtheile zu vermeiden. In dem Begriff des Intereſſes liegt immer zweierlei, der Gegenſtand und die Beziehung des Willens auf dieſen Gegenſtand, und darum wird ſich das Intereſſe, welches Jemand an dem Gegenſtand nimmt, ſehr weſentlich ändern, je nachdem ſich ſeine Ideen, ſeine Wünſche und Neigungen ändern. Ebenſo ändern ſich die Staatsintereſſen, nicht blos wegen veränderter Lage der Dinge, ſondern eben ſo ſehr, wenn die Staatsgewalt neue Geſichtspunkte annimmt.

So kann ein Umſchwung der Ideen zu einem totalen Umſchwung der Dinge führen, indem ſich zwar zunächſt nur das Urtheil über die Staatsintereſſen ändert, daraus aber wieder andere Handlungen und andere Allianzen hervorgehen, die endlich alles verändern. Man ſagt dann, der Staat ändert ſeine Politik, gleichviel ob dieſe Aenderung aus ſubjectiven oder aus objectiven Gründen entſteht, oder aus beiden zugleich. Anſtatt von der Veränderung der Intereſſen zu ſprechen, könnte man daher auch von der Veränderung der Politik ſprechen, was auf daſſelbe hinausläuft.

Sehen wir jetzt, wie sehr sich die Politik der Großmächte im Vergleich zu dem Zustande von 1815 geändert hat, und wie in Folge dessen das frühere Gleichgewicht untergraben worden ist.

5.

Wir beginnen mit der Politik der beiden deutschen Mächte, die wir etwas ausführlicher behandeln werden, nicht blos um des vaterländischen Interesses willen, sondern zugleich wegen der allgemeinen Bedeutung, welche die daraus entspringenden Conflicte für die europäische Politik haben, deren Mittelpunkt noch immer in Deutschland liegt. Jetzt zur Sache.

Als im Frühjahr 1815 der deutsche Bund errichtet wurde, geschah dies auf der Grundlage der Waffenbrüderschaft, welche in den Freiheitskriegen zwischen Preußen und Oesterreich bestanden, und die alte Feindseligkeit gedämpft hatte, wie im Angesichte einer großen Gefahr nach der Rückkehr Napoleons, womit die Vorsehung gleichsam eine Drohung gegen die feindlichen Brüder aussprach, welche diesmal nicht vergeblich vernommen wurde. Und so kam wenigstens die Bundesacte zu Stande, was sonst vielleicht nicht einmal erreicht wäre. Da dieselbe von der vollen Souverainität aller Bundesglieder ausging, welche sich nach der Auflösung des Reiches wie des Rheinbundes als das natürliche Resultat ergeben hatte, so mußte im Wesentlichen Gleichberechtigung stattfinden, woraus ein Stimmenverhältniß der Bundesglieder hervorging, welches auch nicht entfernt den wirklichen Machtverhältnissen entsprechen konnte. Es blieb demnach der Praxis überlassen, die daraus folgenden Unzuträglichkeiten zu überwinden, indem man die ganz richtige Voraussetzung machte, daß es den mächtigeren Gliedern eben um deswillen auch nicht an Mitteln fehle, die Stimme der kleineren für sich zu gewinnen, und daß ihnen dies um so besser gelingen würde, je mehr sie ihr specielles Interesse mit dem allgemeinen zu vereinigen wüßten.

Es hing also wesentlich von der Politik der beiden deutschen Hauptmächte selbst ab, ob die natürlichen Machtverhältnisse, welche grundgesetzlich nur sehr wenig berücksichtigt werden konnten, dennoch

thatsächlich zur Geltung kommen sollten, und dann eine allseitige Befriedigung daraus entstehen würde. Die Bundesverfassung ist darum eine Maschine, deren Wirkung sehr verschieden ausfallen kann, je nachdem man sie dirigirt, und die unter Umständen auch ganz wirkungslos werden kann. Sie hat nicht entfernt die Macht, die großen Bundesglieder zu einer übereinstimmenden, d. h. deutschen Politik zu zwingen, aber sie ist auch kein Hinderniß für eine solche deutsche Politik, wenn nur die sonstigen Bedingnugen nicht fehlen.

Grundbedingnug für jede Wirksamkeit des deutschen Bundes, ja selbst für den Fortbestand desselben, ist demnach eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen, wenigstens insoweit, daß es nicht zu einem directen Widerspruch zwischen diesen beiden Hauptmächten kommt, zu dessen Ueberwindung es der Bundesverfassung zwar nicht an Rechtsmitteln, aber an allen Machtmitteln fehlen würde. Und doch kann ein solcher Widerspruch um so eher entstehen, als diese beiden Staaten vermöge ihrer außerdeutschen Besitzungen zugleich europäische Mächte sind, und sich amphibienartig in dem deutschen wie in dem europäischen Element bewegen. Trotz der staatsrechtlichen Distinction zwischen Bundesgebiet und Nichtbundesgebiet bilden sie doch in der Wirklichkeit einen untrennbaren Körper, so daß ihr gegenseitiges Verhältniß in der europäischen Politik auch auf ihr Verhältniß am Bunde zurückwirkt. Sind sie in den europäischen Angelegenheiten einig, so werden sie sich auch in den deutschen Angelegenheiten um vieles leichter verständigen, stehen sie sich aber als Antagonisten gegenüber in Constantinopel, oder in Paris, oder in Petersburg ꝛc., — wie soll die Kameradschaft in Frankfurt bestehen? Oder es müßten ja zwei Seelen in einem und demselben Körper wohnen.

Da nun nach den Ideen der Pentarchie die ganze europäische Politik in den gegenseitigen Transactionen der fünf Pentarchen beschlossen sein sollte, und Alles, was außer diesem Kreise liegt, für geringfügig galt, so war es natürlich, daß Preußen und Oesterreich ihren europäischen Charakter für den entscheidenden ansahen, wonach sich auch ihr Verhältniß am Bunde regulirte. So lange sie daher in der Pentarchie eine gleiche, oder doch wenigstens eine gegenseitig sich

nicht widersprechende Richtung verfolgten, war auch der Friede am Bunde leicht zu erhalten, und es bildete sich die Praxis, daß allen Verhandlungen in Frankfurt eine vorläufige Verständigung zwischen Berlin und Wien vorausging, welche allen bedenklichen Conflicten vorbeugte. Solche Uebereinstimmung in der europäischen Politik bestand aber zwischen Preußen und Oesterreich ganz von selbst, so lange sich beide gemeinsam an Rußland anlehnten, also während der heiligen Allianz, die zwar allmälig abgeschwächt, und 1848 tief erschüttert, aber erst durch den Krimkrieg ganz aufgelöst wurde. Seitdem gingen Preußen und Oesterreich in der europäischen Politik so verschiedene Wege, daß auch der Antagonismus am Bunde dadurch sehr wesentlich gesteigert werden mußte.

Der erste Ausbruch dieses Antagonismus datirt bekanntlich aus dem Jahr 1848. Seitdem ist derselbe in solcher Schärfe hervorgetreten, daß er sogar den Fortbestand des Bundes bedrohte, und jeden Augenblick wieder bedrohen kann. Es kam nemlich so.

Fürst Metternich, der seiner Zeit als der Fürst der europäischen Diplomatie galt, und selbst ganz in die europäische Politik aufgegangen war, betrachtete Oesterreich wie eine rein europäische Macht, die nur in einem ganz äußerlichen Verhältniß zu Deutschland stehe, von welchem letzteren er im Grunde nichts weiter verlangte, als daß es sich selbst ruhig verhalte, und eventuell zum Damm gegen Frankreich dienen sollte. Die deutschen Angelegenheiten kamen indessen je mehr und mehr unter den vorwiegenden Einfluß Preußens, was österreichischer Seits kein erhebliches Bedenken erregte, so lange nur Preußen in der europäischen Politik mit ihm zusammenging, und das Schlußresultat doch im Ganzen genommen der österreichischen Politik entsprach. Dies war die stillschweigende Bedingung, die man vielleicht nicht einmal ganz klar erkannt hatte, die aber doch thatsächlich erfüllt wurde. Aber wie, wenn sie nicht mehr erfüllt wurde, wenn also die Uebereinstimmung in der europäischen Politik verschwand, und wenn die deutschen Angelegenheiten eine Wendung nahmen, welche dem österreichischen Interesse nicht mehr entsprach?

Andererseits fühlte sich Preußen theils durch seine territorialen

Verhältnisse, theils durch seine politische Lage, immer mehr getrieben, einen vorwiegenden Einfluß im südlichen und westlichen Deutschland anzustreben, wodurch man doch endlich zu einem Punkte gelangen mußte, wo der Widerspruch mit Oesterreich unvermeidlich wurde. Sehen wir jetzt, wie Preußen zu diesem Streben veranlaßt wurde.

Erstlich also durch seine territoriale Begrenzung. Es ist in dieser Beziehung augenfällig, daß die Gestalt, welche es durch den Wiener Congreß empfing, seine frühere Natur erheblich verändert hat. Unter Friedrich dem Großen besaß Preußen nur einige zerstreute Besitzungen im westlichen Deutschland, die um so weniger auf die Gesammtpolitik des Staates influirten, als sie nach ihren besonderen Provincial-Verfassungen regiert wurden, und mit dem eigentlichen Körper der Monarchie, der von Halberstadt bis Memel ein continuirliches Ganze bildete, nur geringe Verbindungen hatten. Dann kam die zweite und dritte polnische Theilung, welche Preußen noch mehr auf die nordöstliche Richtung anwiesen. Nach seiner neuen Begrenzung von 1815 wurde aber einerseits sein östlicher Besitz um Vieles geschmälert, und andererseits sein westlicher Besitz vermehrt, was beides nicht ohne Folgen bleiben konnte, die man vielleicht damals nicht klar voraussah.

Hierzu kommt nun die Veränderung der allgemeinen politischen Lage. Preußen hatte jetzt auf seiner nordöstlichen Seite einen viel stärkeren und gefährlicheren Nachbar bekommen, seitdem Rußland außer Finnland fast ganz Polen besaß. Es wurde daher für Preußen um Vieles schwieriger, auf dem nordöstlichen Gebiet noch eine active Politik zu versuchen, welche unvermeidlich zu Differenzen mit Rußland geführt hätte, die es doch um so mehr scheuen mußte, als es sich selbst in seiner europäischen Stellung an Rußland anlehnte. Wie natürlich also, daß es seine Staatskraft um so mehr nach Süden und Westen richtete, wo der neu erworbene Besitz am Rhein so viele Anknüpfungspunkte darbot.

Endlich kam noch die in dem Freiheitskriege erwachte Idee der deutschen Einheit hinzu, welcher durch den Bund so wenig Genüge geschehen war, daß sich die Meinung ausbildete, sie könne überhaupt nicht durch den Bund, sondern nur durch den Anschluß an Preußen erreicht werden, woraus dann die Unionsversuche entsprungen sind.

In dieser Weise also kam man in eine Richtung, die endlich zu einem directen Widerspruch mit Oesterreich führte. Denn wie jede Action eine Reaction hervorruft, so folgten nun auf die sogenannten kleindeutschen Projecte, vermöge deren Oesterreich ganz aus Deutschland ausgeschlossen wäre, die sogenannten großdeutschen, wonach ganz Oesterreich und Preußen mit den übrigen deutschen Staaten zu einem Körper verbunden werden sollte, in welchem Preußen seinen europäischen Charakter ganz verlieren, und Oesterreich die Oberherrschaft gewinnen würde. Beides steht sich diametral gegenüber, und der Versuch das Eine oder das Andere auszuführen, würde nicht ohne einen Vernichtungskampf zwischen Preußen und Oesterreich gelingen können. Seitdem ist die in den Jahren 1848 – 50 gewissermaaßen suspendirte Bundesverfassung zwar wiederhergestellt, aber das Mißtrauen ist geblieben. Auch wird es durch die Differenzen in der europäischen Politik noch fortwährend gesteigert, und so umgekehrt, so daß es der Zwietracht kaum je an Nahrung fehlt.

Nun wächst das Uebel durch sich selbst. Denn ist der Gegensatz nur erst in einem Falle entschieden hervorgetreten, so wird es in einem zweiten und dritten Falle nur um so schwieriger sich zu verständigen, und fort und fort schwieriger. Endlich gilt es als selbstverständlich, daß Preußen und Oesterreich so gegen einander gespannt sind, daß jedenfalls kein Zusammenwirken stattfindet. Auf dieser Voraussetzung, welche durch die italienische Frage eine neue Bestätigung erhalten hat, beruht die dermalige Continental-Politik, vermöge deren Frankreich und Rußland allein entscheiden, und Deutschland lahm gelegt wird.

Welcher Deutsche sollte sich durch diese Thatsachen nicht schmerzlich berührt fühlen. Aber Deutschland gleicht einem Patienten, der sich nach Genesung sehnt, und sich doch der nothwendigen Cur nicht unterwerfen will. Es wünscht sich Macht, und befördert seine eigene Ohnmacht, indem es seinen inneren Frieden von Projecten erwartet, welche vielmehr Unfrieden stiften.

Während also Preußen und Oesterreich solcher Weise in Gegensatz gerathen, ist noch eine andere Erscheinung hervorgetreten, die früher unbekannt war, und deren wir schon im vorigen Capitel gedachten.

Wir meinen das Bestreben der sogenannten deutschen Mittelstaaten nach einer Art von corporativem Zusammenwirken, um dann mit vereinter Macht einen selbstständigen Factor zu bilden, der nicht nur in deutschen Dingen eine entscheidende Stimme führen, sondern vermöge des Bundes sogar auf die europäischen Angelegenheiten einwirken könnte, — vorausgesetzt nemlich, daß es gelänge, den Bund als solchen selbst zu einer activen Macht zu erheben.

Es ist leicht, diese Versuche, die sich in den letzten Jahren wiederholt gezeigt haben, mit einigen leeren Bemerkungen abzufertigen, dürfte aber der Sache kaum entsprechen, da ein unbefangenes Urtheil sofort erkennt, daß es jedenfalls eine ganz natürliche Erscheinung ist. Denn wenn die Großen nicht mehr zusammenhalten, sondern gegeneinander streiten, was sollen inzwischen die Anderen thun? Sollen sie mit gekreuzten Armen abwarten, daß der Streit aufhört, oder werden sie sich nicht getrieben fühlen, diejenigen gemeinsamen Angelegenheiten, die eben dieses Streites wegen ins Stocken gerathen, selbst in die Hand zu nehmen? Und sind sie nicht um so mehr veranlaßt, ein Wort darein zu reden, da sie ja eben selbst das wichtigste Object des Streites bilden, so gewiß als der Streit zwischen Preußen und Oesterreich doch vorzugsweise den Einfluß in Deutschland betrifft, d. h. die Hegemonie über die übrigen deutschen Staaten, welche sie beide begehren, wie zwei Freier die um dieselbe Jungfrau werben. Wie nun, wenn die Jungfrau, um den Streit zu schlichten, Beiden ihre Hand verweigert, und ledig bleibt?

Wir werden an einem anderen Orte untersuchen, welche innere Berechtigung dieses Hervortreten der deutschen Mittelstaaten hat, das wir hier nur nach seiner äußeren Veranlassung, wie nach seinen Folgen betrachten. Diese letzteren sind insofern wohlthätig, als die Mittelstaaten unleugbar dazu beitragen, den Streit der beiden Hauptmächte einigermaßen zu temperiren. Sie können aber auch gefährlich werden, indem sie eine neue Handhabe darbieten, deren sich das Ausland bemächtigen kann, um Deutschland noch mehr zu lähmen, und durch einen neuen Rheinbund völlig zu zerreißen, worauf dann das ganze continentale Staatensystem in Frage gestellt sein würde, wie vor fünfzig Jahren.

Nach dem Allen sieht man, wie bedeutend sich die Politik der deutschen Staaten gegen früher verändert hat. Die Folge davon ist, daß Deutschland heute weniger Einfluß auf Europa auszuüben vermag, und mehr Einfluß erleidet, als vor einem Menschenalter, und schon um deswillen das frühere Gleichgewicht gestört ist.

6.

Nicht minder hat sich Englands Politik geändert, namentlich seit den letzten Jahren, obgleich seine realen Interessen doch wohl noch immer dieselben geblieben sind, nur daß es dieselben nach neuen Gesichtspunkten zu beurtheilen scheint.

Denn immer, sollte man meinen, muß es Englands Interesse sein, wo möglich keine große Seemacht aufkommen, und auch keine Landmacht zu einem solchen Uebergewicht gelangen zu lassen, daß ihm selbst gar kein Einfluß mehr auf dem Continente verbliebe. Diesen Einfluß scheint es aber jetzt in einem sympathischen Liebäugeln mit Nationalitäten zu suchen, die doch keinen Staat bilden, wie die Italiener, die Magyaren und Rumänen, und womit überhaupt nichts auszurichten ist als unter Umständen eine Revolution, deren Folgen aber jedenfalls nicht England zu Gute kämen, sondern von den großen Continentalmächten ausgebeutet werden dürften, und zwar gerade auf Unkosten derjenigen Staaten, welche so lange als Englands natürliche Alliirte gegolten haben. Eine dominirende Continentalmacht scheint sogar für England überhaupt nichts Bedenkliches mehr zu haben, sondern um so mehr zu einer intimen Allianz einzuladen. Und wenn diese Continentalmacht zugleich eine große Marine besitzt, so scheint es wohl, daß man diese Marine, vermöge der intimen Allianz, wie eine Verstärkung der englischen Marine ansieht.

Früher war es gerade England gewesen, welches sich gewissermaßen zum Wächter des europäischen Gleichgewichts machte; wie es denn auch gerade als Chef der europäischen Gleichgewichts-Coalitionen seit den Zeiten Ludwigs XIV. zu der hohen Stufe von Ansehen und Macht gelangt ist, die es nach dem Sturze Napoleons einnahm. Heute aber scheint ihm gerade das europäische Gleichgewicht die allergleich-

gültigste Sache zu sein, für die man nichts weiter zu thun hat, als sich in stricter Neutralität zu halten. So sollte sich buchstäblich erfüllen, was Hume in seinem Essay über das Gleichgewicht sagt, nemlich das England in seinen Bemühungen um dasselbe zwar früher oft eine gewisse Starrheit gezeigt, welche ein friedliches Arrangement erschwert habe, woraus aber in der Zukunft vielleicht das viel größere Uebel entspringen möchte, nemlich daß man in das directe Gegentheil verfiele, „By rendering us totally careless and supine with regard to the fate of Europe," (indem es uns ganz unthätig und sorglos in Beziehung auf die Schicksale Europa's macht). Es bleibt hier außer Frage, was diese totale Veränderung der englischen Politik veranlaßt hat, die Thatsache aber liegt unbestreitbar vor Augen, und die Folgen davon müssen um so empfindlicher sein, als gerade England in seiner früheren Stellung einen vorwiegenden Einfluß auf die Erhaltung des Gleichgewichts ausübte.

Ganz ebensosehr hat sich die russische Politik verändert, wenn auch nicht in ihren letzten Zielen, die vielleicht seit Peter dem Großen immer dieselben geblieben, aber umsomehr in denjenigen Grundsätzen, welche ihr als Mittel dienten. Das frühere Haupt der heiligen Allianz hat dieselbe nicht nur aufgegeben, sondern auch das System derselben ausdrücklich verleugnet und verworfen.

Früher erklärte es sich für den Hort der conservativen Principien, die es bis zum starrsten Stabilismus geltend machen wollte, heute liegt ihm nichts so fern als der Conservatismus. Wie sehr man nun auch zweifeln mag, ob es mit dem russischen Conservatismus jemals ernstlich gemeint war, und so gewiß es ist, daß dieser Conservatismus gar sehr auf seinen eigenen Vortheil ausging, so ist es doch ein immenser Unterschied, ob ein so großes Reich wie Rußland sich für das Princip der Ruhe oder für das Princip der Bewegung ausspricht. Man braucht darum kein Anhänger der heiligen Allianz und ihrer Doctrinen zu sein, ja man kann ihr entschiedenster Gegner sein, aber man darf doch die großen Folgen nicht verkennen, welche aus dem Untergange derselben entspringen, und es liegt auf der Hand, daß diese Folgen gerade für das europäische Gleichgewicht unter Umständen sehr gefährlich werden können.

Endlich vergleiche man das heutige Napoleonische Frankreich mit dem Frankreich der Restauration, welche auf dem Grabe des Napoleonismus ruhte, und deren vornehmste Aufgabe es war, denselben vergessen zu machen. Und siehe da, der Todte ist auferstanden, und statt seiner ist vielmehr die Restauration in Vergessenheit gerathen.

Ja ganz Europa scheint vergessen zu haben, daß eben diese Restauration der Schlußstein des ganzen Staatengebäudes von 1815 war. Es scheint vergessen zu haben, daß eben dieses Restaurationssystem die Atmosphäre bildete, in welcher sich die Pentarchie entwickelte, und in welcher sie allein zu leben vermochte, während es zur Zeit des ersten Napoleon keine Pentarchie gab, noch geben konnte. Wie kann man sich denn nur der Täuschung hingeben, daß sich diese Pentarchie gleichwohl noch immer erhalten ließe? Auch haben wir ja bereits gezeigt, wie der stufenweise Verfall derselben genau dem Verfall der Restauration entspricht.

Die Juli-Revolution machte den ersten großen Riß, und seitdem zerfiel auch die Pentarchie in zwei Hälften, in die westliche und östliche. Es kam die Februar-Revolution, mit dem neuen Empire im Gefolge, und die Pentarchie existirt nicht mehr, oder was davon noch existirt, ist eine leere Form, gerade nur brauchbar um Zwecke zu verhüllen, die auf das Gegentheil dessen hinauslaufen, was die Pentarchie erstrebte. Früher hielt man Congresse, um den Kriegsfall zu beseitigen, jetzt beruft man sie, um den Kriegsfall zu präpariren.

Die Pentarchie sollte eine Staatencorporation vorstellen, welche es sich zur ausdrücklichen Aufgabe machte über die Erhaltung der bestehenden europäischen Ordnung zu wachen. Aber wie ist eine solche Corporation denkbar, wenn der Grundsatz zur Geltung kommt, daß das Wesen aller Verträge in ihrer Veränderlichkeit besteht? Wie ist sie denkbar, wenn ein Mitglied derselben den ausdrücklichen Zweck verfolgt, die alte Ordnung umzukehren, wie es doch unleugbar der Zweck des neuen Empire's ist, so gewiß als sich dasselbe als den ausdrücklichen Nachfolger des ersten hinstellt? Und wie groß sind bereits seine Resultate!

Es hat so eben die österreichische Herrschaft in Italien gestürzt.

Es hat ferner England von seinem alten Berufe abwendig gemacht, und den ehemaligen Wächter des europäischen Gleichgewichts fast zu einem Diener seiner Umsturzpläne verwandelt. Es hat endlich die heilige Allianz zerstört, wodurch es einerseits die Zwietracht der deutschen Mächte angefacht, und andererseits der russischen Politik eine Wendung gegeben, die ganz wie von selbst in das französische Fahrwasser führt. Denn die heutige russische Politik hat sich ja auch für die Bewegungsprincipien erklärt. So müssen dieselben wohl in ganz Europa die Oberhand gewinnen, und bald wird das ganze europäische Staatensystem in Bewegung sein, während früher vielmehr der Zustand der Ruhe vorherrschte.

Während dieses Ruhezustandes war es nun nicht sehr schwierig gewesen das Gleichgewicht zu erhalten, weil keine großen und plötzlichen Störungen eintreten konnten. Alle Bewegungen, die überhaupt noch stattfanden, erfolgten langsam, und in einer fast unveränderlichen Richtung. Ein schneller Umschwung der Machtverhältnisse wie der diplomatischen Combinationen war unmöglich, an Territorialveränderungen war kaum zu denken, das Fortbestehen der einmal anerkannten Staaten schien ganz außer Frage. Gab es Conflicte, so gab es Conferenzen, und die aufgeregten Kräfte waren nicht so stark, daß sie sich nicht diplomatisch beschwichtigen ließen. Man gab nemlich nach, weil die Perspective eines großen europäischen Krieges überall zurückschreckte, denn man war anfangs allgemein der Ruhe bedürftig gewesen, und hinterher an dieselbe gewöhnt.

Aber wie ganz anders haben sich die Dinge heute gestaltet, wo man es mit einem System von Staatskörpern zu thun hat, welches sich in Bewegung befindet. Da kann sich Alles verschieben und übereinanderstürzen, Staatenkörper können zerdrückt und zertrümmert werden, und an ihrer Stelle neue entstehen. Grenzenlose Entwürfe tauchen auf, und neue Combinationen überraschen die Diplomatie, welche noch in den Gewohnheiten der alten stabilen Pentarchie befangen ist. Ihre Beschwichtigungskünste werden resultatlos, denn man schreckt nicht mehr vor großen Kriegen zurück, sondern man führt sie.

Ein Menschenalter lang hat es keinen Krieg zwischen den soge-

nannten Großmächten gegeben, und seit fünf Jahren haben wir deren schon zwei erlebt. Schon fängt man an sich an die Vorstellung des Krieges zu gewöhnen, und spricht von dem nächsten Kriege wie von einem bereits bevorstehenden Ereigniß. Ueberall macht man sich auf große Veränderungen gefaßt, und entwirft selbst Pläne dazu, wie wenn die Karte von Europa nur ein leeres Blatt für Zeichenübungen wäre.

7.

Louis Napoleon ist der Hebel gewesen, welcher das ganze europäische Staatensystem aufgerüttelt, und dasselbe aus dem Zustand vorherrschender Ruhe in den Zustand vorherrschender Bewegung gesetzt. Diese Bewegung droht um so gewaltiger zu werden, als wie gesagt neben Frankreich auch Rußland sich derselben hingegeben, und weil es in den gegenwärtigen Verhältnissen liegt, daß die Politik dieser beiden größten Militairmächte des Continents sich gegenseitig unterstützen wird, selbst ohne daß darüber ein Vertrag oder auch nur eine Verabredung bestände. Also ein Zusammenwirken Frankreichs und Rußlands, und beide auf Veränderung der bestehenden Verhältnisse ausgehend, — das ist selbst die größte und für den Continent gefährlichste Veränderung, welche seit 1815 eingetreten.

Man würde irren, wenn man diesen Umschwung nur in den Intentionen der zeitweiligen Machthaber suchen wollte, während er weit mehr in den Dingen liegt, und eben darum nur um so bedenklicher ist, weil er um deswillen auch um so dauernder werden kann. Unter der Restauration wäre ein Zusammenwirken Frankreichs und Rußlands eben nur zu Restaurationszwecken möglich gewesen, und also jedenfalls für die Erhaltung des europäischen Staatensystems ungefährlich geblieben, weil es moralisch unmöglich war, daß die restaurirten Bourbons eine napoleonische Politik versuchen, und daß Rußland sie darin unterstützen konnte. Wenn es denn auch an Projecten dazu nicht fehlte, welche der Phantasie eines Chateaubriand leicht ausführbar erscheinen mochten (Vgl. Chateaubriand, le Congrès de Vérone), so blieben es eben Projecte, die an dem Ernst der Wirklichkeit scheiterten. Mit dem Juli-Frankreich ferner war für Rußland nicht nur kein Zusammengehen

möglich, sondern sogar die Spannung unvermeidlich, weil Rußland die gestürzte Restauration als sein Werk ansah, und die Regierungsmaximen des juste milieu den seinigen durchaus widersprechend finden mußte. Kaiser Nicolaus hat diese Abneigung offen und entschieden ausgesprochen, und gewiß nicht blos nach seiner persönlichen Ueberzeugung, sondern zugleich im Sinne Rußlands. Aber eben so gewiß war es nur eine persönliche Caprice dieses Kaisers, und nicht im Sinne Rußlands, daß er das neue Empire so spröde aufnahm. Kaiser Alexander II. beeilte sich daher diesen Fehler, der Rußland so theuer zu stehen gekommen, so schnell als möglich wieder gut zu machen, und Napoleon III. mit dem Brudertitel zu begrüßen, der in diesem Falle nicht blos eine diplomatische Formel, sondern zugleich der Ausdruck eines natürlichen Verhältnisses ist. Denn wer sieht nicht, daß es unter allen europäischen Staaten allein das napoleonische Frankreich ist, welches eine innere Verwandtschaft mit Rußland hat, als ein zweites Zarenreich, in so weit ein solches inmitten der abendländischen Civilisation überhaupt möglich erscheint.

Wie ganz anders steht nun Rußland zu dem abendländischen Europa, auf welches es bisher nur durch ganz künstliche Mittel, und überhaupt nur durch die Cabinette wirken konnte, weil es in dem inneren Staatsleben der abendländischen Völker nirgends eine Analogie mit dem seinigen fand. Jetzt aber besteht inmitten der abendländischen Welt ein großer Staat, der ihm immer ähnlicher zu werden strebt, wie ihn andererseis Rußland selbst in vieler Hinsicht als Muster betrachtet, so daß mit dem Fortschritt der materiellen Civilisation in Rußland, wie mit dem Fortschritt der militairisch-bureaukratischen Centralisation in Frankreich, die Aehnlichkeit allmälig so groß werden muß, als sie bei dem Unterschied der beiden Nationalitäten und der Landesnatur nur überhaupt werden kann. Drängt es sich nicht wie von selbst auf, daß diese beiden Kaiserreiche an Allem, was nicht zarisch und nicht napoleonisch in Europa ist, den gemeinsamen Widersacher haben? Oder sollte es in Rußland, wo man so gut unterrichtet ist, jemals unbekannt geblieben sein, daß die beiden deutschen Mächte, welche sich zeitweilig an Rußland angelehnt, dies doch nur mit innerem Widerstreben

gethan, weil die beiderſeitigen Staatsprincipien ſich entgegenſtanden, geſchweige denn die Staatsintereſſen? In dem napoleoniſchen Frankreich hingegen findet Rußland eine innere Verwandtſchaft der Staatsprincipien, und wenigſtens keinen Widerſpruch der Staatsintereſſen. Kann dies Alles ohne Folgen bleiben für die ruſſiſche Politik? Oder treten dieſe Folgen erſt dann hervor, wenn ein förmlicher Allianzvertrag geſchloſſen wird, deſſen es doch grade um ſo weniger bedarf, wo die Verhältniſſe ſelbſt zu einem Zuſammenwirken einladen, und den man vielmehr gefliſſentlich vermeiden wird, weil er ganz Europa allarmiren würde, während doch beide Theile das augenfälligſte Intereſſe haben, anſtatt zu allarmiren vielmehr zu beruhigen?

Hiernach können wir ſagen: für die Reſtauration hatte Rußland eine paſſive Sympathie, für die Juliregierung eine paſſive Antipathie, für das neue Empire eine Sympathie, die jeden Augenblick activ werden kann.

8.

Wohin man alſo blickt, auf die Machtverhältniſſe oder auf die Politik, überall haben ſich die Zuſtände ſeit 1815 total verändert, und grade nach der Richtung hin verändert, daß alle ehemaligen Garantien des europäiſchen Gleichgewichts verſchwunden, und hingegen alle Gefahr drohenden Kräfte entfeſſelt worden ſind.

Seitdem giebt es kein europäiſches Gleichgewicht mehr, wenigſtens wenn dieſes Wort noch irgend einen reellen Sinn haben ſoll. Denn es kann doch nur heißen ſollen, daß die europäiſchen Staaten dergeſtalt auf einander einwirken, daß keiner ſich auf Unkoſten des anderen vergrößern, und keiner ohne Grund den anderen bekriegen darf, ſondern daß man ſolche Kriege um ſo mehr zu verhindern ſtrebt, je größer die betreffenden Mächte ſind, weil die daraus entſpringenden Folgen dann um ſo mehr auf das Ganze zurückwirken müſſen. Aber wie haben ſich dieſe Maximen in der italieniſchen Frage bewährt?

Kaum je iſt es geſchehen, daß der Kriegsfall ſo künſtlich präparirt wurde wie in dieſem Falle, aber Niemand hat einen Anſtoß daran genommen. Und doch galt es hier einen Krieg zwiſchen zwei großen

Militairmächten, faſt in der Mitte des Continents, wo es gar keinen Sinn hat von Localiſirung des Krieges zu ſprechen, da doch jedenfalls die Folgen deſſelben ſich nicht localiſiren laſſen, ſondern auf den ganzen Continent zurückwirken. Indeſſen ſchaut Europa ruhig zu, wie wenn es eben nur ein militairiſches Duell wäre, das keine Folgen hinterläßt, nachdem die Gegner ſich beiderſeits gemeſſen, und hinterher verſöhnt haben.

Und wie hat ſich denn die Pentarchie in dieſem Fall bewährt? Sie hat es vor dem Kriege nicht einmal zu Conferenzen gebracht, und dann zu ihrer Ueberraſchung geſehen, wie auch der Friede ohne ihre Hülfe zu Stande kam, den ſie hinterher in ihren Acten regiſtriren mag.

Es giebt keine europäiſche Pentarchie mehr, wie es auch kein Gleichgewicht mehr giebt, und wehe dem Staate, der ſich auf das europäiſche Gleichgewicht oder auf die Pentarchie verlaſſen wollte!

VI. Die Propaganda des Napoleonismus.

1. Der Napoleonismus repräsentirt die Revolution. — 2. Gegensatz desselben zu dem alten Europa. — 3. Einfluß der französischen Civilisation. — 4. Der Napoleonismus ist die Blüthe derselben. — 5. Seine Verherrlichung in Paris. 6. Er stützt sich auf die Demokratie. — 7. Die Propaganda des Nationalitätsprincips. — 8. Gefährliche Wirkungen desselben. — 9. Die Börse. — 10. Die Conspiration. — 11. Die Presse. — 12. Die französische Propaganda und das europäische Gleichgewicht.

1.

Der Napoleonismus ist wesentlich propagandistisch, wie die Revolution, die ihn geboren, und deren Erbschaft er angetreten. Denn diese Erbschaft besteht nicht sowohl in einem gesicherten Besitz, als vielmehr in einer Summe von Ansprüchen und Aufgaben, deren Erfüllung er anstreben muß, bei Strafe, daß ihn die Geister der Revolution verlassen, und dann sein Reich zu einer bloßen Prätorianerherrschaft werden würde.

Die Revolution trat mit der stolzen Verheißung auf, binnen einem Jahrhundert die Reise durch Europa zu machen. Dies Wort ist unvergessen, und er muß es in seiner Weise in Erfüllung bringen. Es trieb den ersten Napoleon nach Moskau, und es trieb den Neffen nach der Krim.

Der Napoleonismus ist die zum Bewußtsein ihrer selbst gekommene Revolution. Er hat darum die wilde Gewalt ihrer blind wirkenden Kräfte gezügelt, und insofern kann man ihn auch das Ende der Revolution nennen, wenn man unter der Revolution nur die vulkanischen Ausbrüche derselben versteht. Aber er hat den Krater der Revolution nicht geschlossen, um die darin wirkenden Feuerkräfte zu ersticken, sondern um sie zu seinem Artilleriepark zu verwenden, und die Wurfkraft des Vulkans wird zur gezogenen Kanone.

Ist der Napoleonismus die zum Selbstbewußtsein gekommene Revolution, so ist er selbst die personificirte Revolution, und was in ihm personificirt ist, das ist eben dieses vulkanische Feuer, wie es in dem Leben des ersten Napoleon so augenfällig symbolisirt ist.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Bilde dieses großen Feuerwerkers.

Er begann als Artillerist, und immer blieb die Artillerie seine Lieblingswaffe, der er auch seine größten Resultate verdankte, und der Neffe scheint ihm in dieser Liebhaberei zu folgen. Er hatte den Feuergeist heraufbeschworen, und da erschien ihm dieser Geist in dem Schreckensbrande von Moskau. Bald loderten die Freudenfeuer vom 18. October, und ihm selbst blieb nur der brennende Felsen von St. Helena, um seine Gluth zu verkohlen. Ist es zufällig, daß dieser plutonische Herrscher seinen unversöhnlichen Antagonisten an dem neptunischen England fand? Oder ist er nicht auch darin dem Feuergeist verwandt, daß seine Herrschaft in Rauch aufging, und nur Asche zurückließ? Das ist die Asche Napoleons, von der man so viel gesprochen! Und in der Asche glimmte der Funken.

Wir überlassen es jetzt dem Leser sich dieses Sinnbild auszudeuten, obgleich es wohl mehr als ein Bild ist, wenn anders zwischen Natur und Geschichte ein Band besteht, wie zwischen Leib und Seele.

Ist nun also der Napoleonismus, fahren wir fort, die zum Bewußtsein gekommene Revolution, so kann man wiederum sagen, daß Napoleon III. das zum Bewußtsein gekommene Empire repräsentirt. Der Onkel schuf das imperialistische System, der Neffe fand es vor. Er stellt es sich wie ein Object vor Augen, er hat es studirt, er re-

flectirt darüber. Er kennt seine Bedingungen und seine Bedürfnisse, seine Kräfte und seine Schwächen, und wenn in Napoleon I. noch der gewaltige Stoß der revolutionären Erschütterungen fortwirkte, so ist in Napoleon III. Alles Plan und Berechnung geworden. Um so gewisser wird er Alles zu realisiren suchen, was in diesem System als eine Nothwendigkeit liegt.

Frankreich, sagten wir bereits, will eine Weltmacht werden, und der Napoleonismus will dasselbe, denn er ist selbst nichts anderes als das moderne Frankreich. Darum muß er sich als ein allgemeines System geltend machen. Er kann nicht etwas blos Lokales bleiben wollen, sondern er muß sich über die Nachbarländer auszudehnen streben. Als etwas blos Locales würde er untergehen, weil er zu dem ganzen alten Europa im Gegensatz steht. Er kennt diesen Gegensatz, und muß ihn überwinden.

2.

Worin liegt aber dieser Gegensatz?

Darin, daß Frankreich durch seine Revolution gleichsam aus der ganzen europäischen Geschichte herausgetreten, weil es seine Entwickelung durchschnitten, die Kette der Generationen zerrissen, und den Boden einer achtzehnhundertjährigen Ueberlieferung verlassen hat, um sich auf einen reinen Begriff zu stellen. Nun aber ist es grade diese vielhundertjährige Geschichte, aus welcher alle romanisch-germanischen Staaten hervorgegangen, wodurch sie ihren Charakter erhalten, und alle unter einander verwandt sind. Das napoleonische Frankreich steht als ein Fremdling unter ihnen, ja als ein Fremdling selbst gegenüber dem alten Frankreich.

Napoleon I. hat dies tief empfunden, und darum immer versucht, den Riß zu heilen, und seine eigene Existenz an alte Traditionen anzuknüpfen, aber seine ununterbrochenen Versuche zeugen ebenso sehr von der Größe der Aufgabe, wie von der Unmöglichkeit der Lösung. Er wollte die Traditionen Ludwigs XIV. erneuern, und sich mit einem neuen Adel umgeben, aber es ging nicht. Er wollte das alte Verhältniß zwischen Kaiser und Pabst herstellen, und ließ sich krönen und salben, aber es hielt nicht. Er wollte den Geist Karls des Großen

heraufbeschwören, und sprach von den Maifeldern der Franken, aber es gab keine Franken mehr, und Karl der Große schlief in seiner Gruft. Er griff bis in die Römerzeit zurück, nannte sich einen Cäsar und Imperator, und umgab sich mit einem Senat; aber wenn auch die Legionen und Triumphe nicht fehlten, es blieb doch noch nur eine Comödie, die keinen Tacitus aufzuweisen hat, sondern nur einen Talma. Ach, dieser Sohn der Revolution, der oft eine so rücksichtslose Verachtung gegen das alte Europa zur Schau getragen, hat doch gar sehr gewünscht, selbst ein Alterthum hinter sich zu haben, und wären es auch nur zwei Generationen! „Wenn ich nur mein Enkel wäre," hat er gesagt, denn er selbst hat am Besten gewußt, wie viel der Mangel eines historischen Bodens zu bedeuten habe. Der Neffe weiß es noch besser, und klammert sich darum nur um so mehr an die Erinnerungen des ersten Empire, die ihm als ein solcher Boden dienen sollen.

Einsam in der Welt dastehend, fühlte sich Napoleon getrieben, seinen Kaiserthron mit napoleonischen Königsthronen zu umgeben. Wären diese Versuche auf die Dauer gelungen, so wäre dann freilich ein neues Europa entstanden, und erst in diesem neuen Europa würde der Napoleonismus sich heimisch fühlen können. Aber die Throne der Napoleoniden sind verschwunden, und der Versuch neue zu errichten, würde halb Europa in die Waffen rufen. Wird das neue Empire auch diese Probe wagen? Die Zukunft wird es lehren. Aber wenn es sie nicht wagen sollte, wird es sich nicht um so mehr getrieben fühlen, das alte Europa sich wenigstens dem Geiste nach anzuähneln? Wird es sich nicht getrieben fühlen, die alten Staaten von ihrem historischen Charakter abwendig, und gegen ihre eigenen Traditionen gleichgültig zu machen? Und wo es keine Eroberung wagt, wird es nicht um so mehr zu verführen suchen?

Es möchte sich darum selbst als das Muster der modernen Civilisation hinstellen, als den Hebel zu allen großen Fortschritten, als den Träger aller neuen und großen Ideen. Immer muß daher etwas Außerordentliches geschehen oder erstrebt werden, um die sorgenvolle Stirn des Kaisers mit immer neuen Ehrenkränzen zu schmücken.

Er ist der Retter der Gesellschaft, er beschäftigt sich mit der

Ausrottung der Armuth und mit der Organisation der Arbeit, oder mit den Wäldern und Haiden, wie mit den Sümpfen und Flußbetten, oder mit dem Canal von Suez und mit der Civilisation des Orients, oder mit der Wiederherstellung der Autorität, oder mit der Befreiung der Nationalitäten, oder was es sonst noch an nützlichen, edelmüthigen und erhabenen Unternehmungen oder Tendenzen giebt. Alles entspringt aus dem Empire, und findet seine Pflege und Stütze in dem Imperator.

Dergleichen zu erfinden und affigiren, ist ein wesentliches Regierungsmittel des Empire, welches ohne dies gar nicht leben könnte. Die Wirkung ist dabei ebenso auf das Inland, wie auf das Ausland berechnet.

Man möchte den dürren Mechanismus einer polizeilich militairischen Administration unter Blumen und Guirlanden verstecken, und den Blick von dieser Maschinerie ablenken, um ihn auf die großen Zwecke zu richten, welche angeblich durch dieselbe realisirt werden. Alles muß darum anders aussehen, als es ist, und in der öffentlichen Sprache anders heißen, als im gemeinen Leben. Die kaiserliche Autokratie ist darum nur die mächtige Initiative eines hohen Willens, und die kaiserlichen Zwangsmaßregeln sind nur die wohlthätige Ordnung, welche verirrte Gemüther wieder in die rechte Bahn lenkt, Freiheit hingegen würde die Mutter anarchischer Gelüste sein, das Empire aber ist der Friede. Es ist nicht das in Waffen starrende, und die Ruhe Europa's bedrohende Frankreich, sondern wie die Jungfrau steht es da, die ihre Oriflamme nur im heiligen Kampfe schwingt, inzwischen aber mit weichen Händen die widerspenstigsten Köpfe nach ihrem Sinne zu drehen weiß, und nach Umständen selbst die allerliebenswürdigste Hetäre wird. So ist das Empire.

Soll man es deshalb böswilliger Täuschung anklagen? Im Gegentheil, es hat eine innere Wahrheit, und ist was es sein will, nemlich der wahrhaftige Ausdruck der französischen Entwickelung. Aber eben deshalb bringt es die Lüge derselben zur Erscheinung.

Frankreich will frei sein, ohne gerecht zu sein, denn zur Gerechtigkeit gehört doch auch die Achtung vor dem historischen Recht, welches

man hingegen vernichtet hat. Wird nun aber heute eine Constitution eingeführt, so ist sie doch morgen auch schon zum historischen Recht geworden, und wie soll sie vorhalten, wenn man das historische Recht grundsätzlich verwirft? Alle Institutionen bleiben also in Frage gestellt, und wo Alles in Frage steht, bleibt nichts übrig als eine autokratische Zwangsgewalt, welche zwar das Gegentheil der Freiheit, aber doch das einzige Mittel ist, um den aus den Freiheitsforderungen entsprungenen Bedürfnissen zu genügen. Darum muß sie die Freiheit zu sein *scheinen*, und indem sie so die Ironie der Freiheit ist, wird sie zugleich zur Ironie der Gewalt selbst. Denn die allmächtige Autokratie scheint eben auch nur allmächtig zu sein, fühlt sich indessen durch das leiseste Wörtchen gefährdet, weil sie in der That verloren wäre, sobald der Schein der Freiheit zur Wirklichkeit würde. Aber in diesem Falle würde sich das alte Spiel wiederholen, d. h. man würde eine neue Constitution machen, um sie von Neuem zu zerstören.

Es ist der schlechte Progreß ins Unendliche, um mit Hegel zu reden, wodurch Frankreich aus der Anarchie in den Despotismus, und aus dem Despotismus in die Anarchie verfällt. Da es also unmöglich ist, irgend ein Freiheitssystem zu realisiren, kommt es um so mehr auf den Schein der Freiheit an, und der Napoleonismus wird daher ein System von Täuschungen und Verlockungen, die sich gleichzeitig gegen das Inland wie gegen das Ausland richten.

3.

Um den Erfolg dieser Verlockungen in letzterer Hinsicht richtig zu schätzen, muß man wohl erwägen, daß ihnen der zweihundertjährige Einfluß vorausgeht, welchen Frankreich auf ganz Europa ausgeübt, und der bis diesen Tag für Alles, was von Frankreich kommt, eine so große Empfänglichkeit zurückgelassen hat, daß es der französischen Propaganda niemals an Anknüpfungspunkten fehlen kann, und überall der Boden schon vorbereitet ist, auf welchem sie ihren Saamen ausstreuen will.

Ueberblicken wir einmal diesen französischen Einfluß nach allen seinen Verzweigungen.

Fast in allen Lebensverhältnissen begleitet er uns, selbst ohne daß wir daran denken, so sehr ist er uns schon zur Gewohnheit geworden. Wir tragen ihn tagtäglich in unseren Kleidern mit uns herum, denn es gilt als ein unabwendbares Verhängniß, daß Paris die Metropole der Mode ist, welche allmälig alle Nationaltrachten verdrängt, und in den gebildeteren Klassen das französische Costüm allgemein gemacht hat. Von da aus kommt vorzugsweise der herrschende Geschmack in allen häuslichen Einrichtungen der vornehmen Welt, und die Formen der feineren Geselligkeit sind überwiegend französisch. Ueberall sieht und hört man französische Schauspiele und Vaudevilles, überall liest man französische Romane und Memoiren, so daß in dieser leichteren Gattung der Kunst und Literatur, welche doch vorzugsweise auf das große Publikum wirkt, die Herrschaft des französischen Geistes ganz unbestreitbar ist. So ist auch die französische Sprache zur internationalen Sprache geworden, und zum Organ der Diplomatie. Nur England hat sich allen diesen Einflüssen einigermaßen entzogen, aber wie sehr haben sie sich auf dem Continente geltend gemacht, und wie mächtig sind sie noch bis diesen Tag, trotz aller nationalen Reaction!

Gehen wir jetzt zu anderen Dingen über, die ein directes Verhältniß zum Staatsleben haben, und beginnen mit dem Aeußerlichsten, so begegnen uns die französischen Maaße und Gewichte, die bereits in wissenschaftlichen Kreisen allgemeine Anwendung gefunden haben. Aber auch selbst ihre amtliche Geltung reicht weit über Frankreich hinaus. Sie gelten in Belgien, in der Schweiz, und in einem großen Theil von Italien, in Spanien ist ihre Einführung beschlossen, und in Deutschland sucht man sich denselben anzunäheren.

Ferner ist kein Land auf dem Continent von französischen Verwaltungsformen und Verwaltungsmaximen unberührt geblieben. In den romanischen Ländern gelten sie sogar noch heute als nachzuahmende Muster. Und bedarf es gar eines Nachweises für den Einfluß des französischen Militairwesens, wo Name und Uniform überall halb französisch sind?

Tiefer in das Leben greift das Recht, und da treffen wir auf den Code Napoléon, dessen officielle Geltung auch weit über Frankreichs

Grenzen hinausreicht. Andererorten wird er wenigstens theoretisch benutzt, in den romanischen Ländern gilt er schlechtweg als Muster.

Und endlich unsere Staatsverfassungen, zeigen sie nicht auf dem ganzen Continente die Einwirkung der französischen Revolution? Die Charte der Restauration war das Muster für die ersten deutschen Constitutionen, und die Theorie der Gewaltentheilung, welche allen continentalen Constitutionen zum Grunde liegt, ist weit mehr französischen als englischen Ursprungs.

Angesichts aller dieser Thatsachen kann man sich wahrlich nicht darüber wundern, wenn sich Frankreich für die Königin der Civilisation hält. Denn die immense Wirkung seiner Civilisation ist unbestreitbar. In alle Adern der abendländischen Staaten des Continents ist mehr oder weniger französisches Wesen eingedrungen, und hat uns alle zu Halbfranzosen, oder wenigstens zu Viertelsfranzosen gemacht. Wie natürlich also, daß man uns von Paris aus auch als Halbunterthanen oder Viertelsunterthanen ansieht, und als solche behandeln möchte!

4.

Hat das französische Wesen so viel Einfluß gewonnen, wie kann es dem Napoleonismus an Einfluß fehlen, wo er überall schon eröffnete Canäle findet? Denn er selbst giebt sich ja für die Blüthe des französischen Geistes aus, und wer kann ihm das Recht dazu bestreiten? Oder wie kann man den Napoleonismus verwerfen, während man die Gallomanie im Herzen hegt, da er doch selbst ohne Frage ein gallisches Product ist?

Er hat die Revolution nicht gemacht, sondern er hat sie vorgefunden, und ihre Erbschaft übernommen, und was ist die Revolution anders als das Resultat der französischen Entwickelung? Will man dieser französischen Entwickelung huldigen, aber gleichwohl ihr Resultat verwerfen, den Dirnen vergleichbar, welche sich der Luft ergeben, aber die Frucht abtreiben? Oder hat etwa diese Entwickelung mit dem galanten, aristokratischen Zeitalter Ludwigs XIV. geendigt, und seitdem aufgehört französisch zu sein?

Es ist wahr, es liegt in dem Napoleonismus auch ein korsisches

Element, eine wilde Naturkraft, die nicht auf dem französischen Boden erwachsen, aber wie hätte diese Kraft sich geltend machen können, wenn sie nicht eben in die französische Entwickelung hineinpaßte, als eine ihr ganz unentbehrliche Ergänzung? Ist es ein Spiel des Zufalls oder der Finger der Vorsehung, welcher die schon alternde bourbonische Monarchie zur Erwerbung Corsica's veranlaßte, wodurch sie selbst das wilde corsische Reis dem französischen Stamme einpfropfte, aus welchem es nun zu einem mächtigen Zweige herausgewachsen, der die alten Zweige überschattet?

War Napoleon der Große in der That der personificirte Feuergeist, so hat er eben damit das Geheimniß des französischen Geistes offenbart. Denn keine Nation hat eine solche fast kindische Freude an allem Glänzenden wie die Franzosen, und was ist Glanz anders als der Schein des Feuers? Was ist die gloire française anders als ein geistiger Feuerglanz, und wo ist sie großartiger erschienen als in dem Manne des Ruhmes? Daß aber gerade dieser Mann auch die Nichtigkeit der gloire offenbaren mußte, — das eben ist die große Tragödie Frankreichs. Wie ein Feuerwerk, welches, wenn es abgebrannt, mit einem leeren Staunen und mit einer dunklen Verwirrung schließt, so zieht seine Geschichte vor unseren Augen vorüber!*) Aber ist dies

*) Diese meteorische Erscheinung Napoleons ist es, welche Manzoni so prägnant dargestellt hat in seiner berühmten Ode auf den 5. Mai, um deren Uebersetzung sich selbst Göthe bemüht hat. Manzoni beginnt:

Ei fù; siccome immobile
Dato il mortal sospiro,
Stette la spoglia immemore
Orba di tanto spiro,
Così percossa, attonita
La terra al nunzio sta;

was Göthe so übersetzt:

Er war — und, wie bewegungslos
Nach letztem Hauche-Seufzer
Die Hülle lag uneingedenk,
Verwaist von solchem Geiste:
So tief getroffen, starr erstaunt
Die Erde steht der Botschaft;

womit jedoch der in dem Original so frappante Ausdruck der Betäubung nur sehr mangelhaft wiedergegeben ist.

nicht überhaupt der Charakter des modernen Frankreichs, und ist die Juliregierung, die Restauration und die Republik nicht ganz ebenso verschwunden?

Ist es ferner nicht grade Napoleon, welcher das letzte Facit aus der centralisirenden und nivellirenden Richtung gezogen, welche seit Jahrhunderten in Frankreich geherrscht? Ist er es nicht, der Paris erst recht zur Weltstadt gemacht, und auch damit nur die Sehnsucht des französischen Geistes erfüllt hat? Denn zu der großen Nation gehört auch die große Capitale. Und wie sollte nicht der große Kaiser, und die große Armee dazu gehören?

Der Napoleonismus ist nichts anderes als der prägnanteste Ausdruck des modernen Frankreichs. So weit also der Einfluß der französischen Civilisation reicht, so weit reicht auch sein Reich, weil er der Repräsentant dieser Civilisation ist. Er hat ein Recht sich dafür auszugeben, und es fehlt ihm nicht an Mitteln, den Einfluß dieser Civilisation zu seinen Zwecken zu benutzen.

5.

Das erste Mittel ist der sinnliche Reiz, der in einem vorwiegend materialistischen Zeitalter nicht ohne Wirkung bleiben kann, und der sich in dem Zauber von Paris concentrirt, um von da aus die halbe Welt zu fasciniren. Alle Großstädte blicken mit Neid auf dieses moderne Babylon. Sie möchten auch so ein Paris werden, wenn auch nur en miniature, und wie könnten sie es anders zu werden hoffen als durch die Centralisation, und durch alle die blendenden und luxuriösen Künste, welche Paris zum Tempel der europäischen Genußsucht machen.

Es ist aber grade der Napoleonismus, welcher diesen Tempel, der während der alten Monarchie nur für die privilegirten Stände reservirt war, nunmehr für alles Volk zu öffnen verheißt. Und hat er nicht in seiner Weise Wort gehalten? Vermehrt er nicht tagtäglich das Repertorium der Genüsse, und sorgt für immer neue Abwechselungen? Stolz kann er von der Höhe seines Triumpfbogens auf dies Paris blicken, welches durch ihn fast zu einer neuen Stadt geworden, und zu dem sinnenbetäubten Wanderer sprechen:

„Sieh meine Paraden und Feuerwerke, meine Theater und Kaffeehäuser, meine Hallen und Märkte und Schlachthäuser, meine Paläste und Museen, meine Säulen und Fontainen, meine Straßen und Brücken, meine Boulevards und Promenaden, die Dich zum Genuß einladen, und was nur die verwegenste Einbildungskraft begehren mag, das ist Dir im Voraus schon bereitet. Kniee nieder, und bete mich an! Oder begehrst Du Ruhm, um dereinst in Statuen, Inschriften und Medaillen fortzuleben? Komm mit mir auf die Zinnen des Pantheons, dem Andenken der großen Männer gewidmet. Von hier aus übersiehst Du alle Trophäen unserer Siege, wie alle Monumente unserer Helden. Dort ist die Akademie, wo man ihnen Lobreden hält, dort die Bibliothek, die ihre Geschichte verewigt, unten in den Grüften ruhen ihre Gebeine. Knie nieder, und bete mich an! Oder begehrst Du Reichthum? Komm mit mir auf die Börse, wo man mit den Schätzen der Welt spielt, und man wird Dich die Kunst lehren, wie man mit Nichts zum Millionär wird. Knie nieder, und bete mich an!"

Und beugt sich nicht ganz Frankreich, beugt sich nicht halb Europa vor diesen Herrlichkeiten? Es ist wahr, diese Herrlichkeiten haben auch ihre Kehrseite, aber darf man den Napoleonismus dafür anklagen, daß sich auch an ihm die Naturgesetze erfüllen? Oder sind es etwa nur die napoleonischen Bayonette, welche die Rosen des französischen Genius so stachlich machen, und sind nicht vielmehr diese Bayonette selbst nur aus diesen Rosen herausgewachsen? Keine Rose ohne Dornen, und so ist der Napoleonismus der wahrhaftige Repräsentant dieser materialistischen Civilisation.

6.

Den zweiten Hebel der französischen Propaganda bildet die Demokratie. Denn so gewiß der Napoleonismus die französische Civilisation repräsentirt, so gewiß repräsentirt er auch die französische Demokratie, so sehr er auch von einem Theil derselben verleugnet und verfolgt wird.

Ganz dasselbe würde jeder anderen Art von Regierung in Frankreich begegnen, so demokratisch sie auch sein möchte. Immer würde sie nicht nur die kleine Zahl derjenigen gegen sich haben, welche an die

Demokratie wie an einem idealen Zustand glauben, der freilich nirgends existirt, sondern auch die viel größere Zahl derjenigen, welche aus der demokratischen Agitation ein Gewerbe machen, und im Namen des Volkes selbst zu herrschen begehren. Diese wollen an die Stelle des Demos eine sich so nennende demokratische Coterie setzen, aber der Demos selbst ist nicht für diese demokratische Coterie sondern für den Napoleonismus.

Wollte man daran zweifeln, so müßte man vor Allem das Wahlprincip verwerfen, welches doch grade ein Grundprincip der Demokratie ist. Denn wenn die Wahlen überhaupt entscheiden sollen, so haben sie für Napoleon entschieden. Das napoleonische Regime ist seit der Revolution das Einzige gewesen, welches auf Volkswahl beruhte, während die anderen auf einer Wähler-Aristokratie, oder auf einer Deputirten-Aristokratie beruhten. Nur Louis Napoleon, wie sein Onkel, machten den Versuch sich direct vom Volke wählen zu lassen, und sie wurden gewählt. Daß sie selbst nach Kräften dahin gearbeitet, um dieses Resultat zu erreichen, ändert an der Sache nichts, denn dasselbe thun alle Wahlcandidaten.

Sieben Millionen Stimmen kann man weder kaufen noch durch Gewalt erpressen, sondern man gewinnt sie nur, wenn man die Massen für sich hat, gleichviel ob diese Stimmung der Massen nur auf Instinkt oder Vorurtheil beruht. Denn wahre Einsicht hat die Masse niemals, und die Demokratie ist noch niemals die Herrschaft der Einsicht gewesen. Der französische Demos ist also ohne Frage napoleonisch gesinnt.

Darum geht auch das Wiedererwachen des Napoleonismus in Frankreich Hand in Hand mit der größeren Geltung, welche der Demos allmälig wieder erlangte.

Die Restauration beruhte auf dem Siege der fremden Armeen, und brachte eine restaurirte Aristokratie, welche das napoleonische Wesen so viel wie möglich zu beseitigen suchte, eben weil es demokratisch ist. Darauf folgte die Juliregierung, die auch nicht demokratisch war, aber schon mit der Demokratie zu liebäugeln begann. Bald folgte dann auch der erste Insurrectionsversuch Louis Napoleons, und Louis Philipp führte dann selbst die Asche des großen Kaisers nach Frankreich zurück. Aber man soll nicht mit dem Feuer spielen, und

auch mit der Asche sehr vorsichtig sein, und dieser sonst so kluge Mann hat in diesem Falle sehr geringe Vorsicht bewiesen. Er glaubte die napoleonischen Erinnerungen mit der Asche zu begraben, und grade aus der Asche erstanden sie. Louis Napoleon hat das wohl gewußt, und schrieb damals in seinem Gefängniß zu Hamm in einem Monolog an die Manen des Kaisers: „Le peuple se presse comme autrefois sur votre passage, il vous salue de ses acclamations, comme si vous étiez vivant, mais les grands du jour, tout en vous rendant hommage, disent tout bas: Dieu ne l'éveillez pas“ (Oeuvres de Louis Napoléon). Acht Jahre darauf war Louis Philipp im Fiacre verschwunden, und noch ein Jahr darauf saß der Gefangene von Hamm auf dem Präsidentenstuhle der französischen Republik. Was hat ihm denn damals die sieben Millionen Stimmen verschafft, wo er doch nur geringe Geldmittel, und jedenfalls keinerlei Gewaltmittel besaß? Das Volk muß sie ihm also wohl umsonst und freiwillig gegeben haben, und Er ist der Erwählte des Volkes, oder das suffrage universel bedeutet überhaupt nichts.

So gewiß aber das französische Volk sich Louis Napoleon wählte, so gewiß hat es gewußt, daß es sich einen Herrn erwählte, und hat eben damit zu erkennen gegeben, welche Art von Demokratie in dem französischen Volke lebt. Nemlich keineswegs der Trieb zur Selbstregierung, sondern der Trieb sich regieren zu lassen, aber von einer Regierung, welche im Sinne der Massen und nach der Forderung der Gleichheit regiert.

Das und nichts anderes will die französische Demokratie, wenn man darunter nicht etwa eine demokratische Coterie sondern den französischen Demos selbst versteht, und so ist das Empire der Repräsentant der französischen Demokratie. Freilich nicht der demokratischen Theorie, welche nicht nur Gleichheit sondern auch Freiheit will, und eine Regierung nicht nur für die Masse sondern auch durch die Masse. Von diesen Forderungen erfüllt der Napoleonismus immer nur eine Seite, aber grade diejenige Seite, womit sich am leichtesten Propaganda machen läßt.

Selbstregierung ist keineswegs eine populäre Sache, sondern

findet vielmehr an der Stumpfheit und Trägheit der Maſſen das größte Hinderniß. Gleichheit hingegen iſt überall eine populäre Vorſtellung, und findet in dem natürlichen Neide der Maſſe gegen alles höher Stehende einen natürlichen Bundesgenoſſen. Ueberall daher, wo dieſe Gleichheit nicht vollſtändig beſteht (was außerhalb Frankreichs nur in der Schweiz der Fall iſt), kann man das Gleichheitsprincip noch als eine wirkſame Waffe gebrauchen. Noch mehr kann man das suffrage universel gegen die alten Dynaſtien richten, und alle alten Monarchien über den Haufen ſtoßen, indem man die Völker auffordert ſich in Zukunft ihre Herrſcher ſelbſt zu wählen. Denn auch dies iſt eine ſehr leicht faßliche Vorſtellung, und würde unter Umſtänden die allergefährlichſte Waffe werden.

Es ſind alſo grade die am meiſten zur Propaganda brauchbaren Ideen der Demokratie, worauf das Empire beruht, und die ihm darum auch zum Machtmittel nach Außen dienen. Denn es kann dieſe Hebel ſehr wohl in Bewegung ſetzen, ohne irgend wie ſeine eigene Exiſtenz zu gefährden. Gleichheit und allgemeines Stimmrecht werden das Empire niemals ſtürzen, ſondern ſie haben es vielmehr geſchaffen, aber ſie können wohl die alten Monarchien ſtürzen. Und eben deshalb, weil grade dieſe beiden Ideen das wirkſamſte Mittel zu einer demokratiſchen Revolution ſind, ſo kann die Demokratie nicht umhin, trotz des theoretiſchen Widerſpruchs, in welchem ſie zu dem Napoleonismus ſteht, ihm dennoch zum Werkzeug zu dienen.

7.

Einen noch mächtigeren Hebel, um nach Außen hin zu wirken, bildet das Nationalitätsprincip, in Betreff deſſen ganz daſſelbe gilt wie von der Demokratie, nemlich daß die Nationalitäts-Propaganda dem Imperialismus dienen muß, ſelbſt wenn ſie nicht wollte. Die Natur der Dinge zwingt ſie dazu.

Auch zeigt ſich zugleich wie eng dieſes Princip mit dem der Demokratie verwachſen iſt, denn beide entſpringen aus der gemeinſamen Wurzel der Volksſouveränität, welche an die Stelle des geſchichtlichen Rechts den bloßen Volkswillen ſetzt, und ſomit alles beſtehende Recht

für grundsätzlich ungültig erklärt. Dieses aber zugegeben, was bleibt noch als Grenze für diesen Volkswillen? Kaum etwas Anderes als die natürlichen Qualitäten, welche die Vernunft nicht beseitigen kann, und so scheint es wohl, daß die Gemeinschaft des Blutes und der Sprache die alleinige Basis der Staatsgemeinschaft bilden muß.

Schon die Revolution von 1789 nahm darum einen Anlauf auf das Nationalitätsprincip, indem sie alle Nationen zur Freiheit aufrief. Allein sehr bald trat an die Stelle der Nation und des Nationalwillens der Begriff der bloßen Masse und Massengewalt. Die Revolution wurde erobernd, und sprach nicht mehr von den Nationalgrenzen, sondern von den sogenannten Naturgrenzen, von dem ethnographischen Begriff zu dem geographischen übergehend, beeilte sich aber auch dieses neue Princip sofort selbst wieder zu beseitigen, indem sie ohne Bedenken die Alpen überschritt, und ein tüchtiges Stück von Italien dem französischen Reiche einverleibte. Ebenso genügte auch die Rheingrenze nicht, man nahm noch Holland dazu, und wie der Appetit beim Essen kommt, so griff man immer weiter, und incorporirte die ganze deutsche Nordseeküste. Ausgegangen von den sogenannten natürlichen Grenzen, kam man allmälig zu den naturwidrigsten Combinationen, welche je gesehen worden, und die proclamirte Freiheit der Völker endigte in der allgemeinen Knechtschaft.

Nun ist zu sehen, wie grade Frankreich sich in der Lage befindet, das Nationalitätsprincip am rücksichtslosesten wie am wirksamsten anwenden zu können.

Zuvörderst nemlich, weil dasselbe ein rein revolutionäres Princip ist. Denn es klingt wahrlich mehr als naiv, wenn uns die imperialistische Publicistik lehren will, wie grade das Nationalitätsprincip zum Ableiter und Gegengift des revolutionären Geistes diene. Die Wahrheit ist, daß es allerdings die Revolution von den socialen und staatsrechtlichen Fragen ableitet, um sie dafür auf die internationalen Fragen zu richten. Es ist also die Revolution im Großen, welche nicht irgend eine einzelne Staatsverfassung angreift, sondern das ganze europäische Staatensystem umstürzen will. Und so ist es in der That für Frankreich ein Ableiter seiner inneren Schwierigkeiten, indem es die Unruhe nach Außen hin

wirft, und dem französischen Volke Gelegenheit giebt, sich auf den Schlachtfeldern Europa's auszutummeln. Nur die französische Regierung kann mit einem Princip auftreten, welches nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als die europäische Revolution, weil sie ja selbst die Revolution repräsentirt, wie es von keiner anderen Regierung je in ähnlicher Weise geschehen ist. Denn wo auch sonst Revolutionen statt gefunden haben, da hat man dieselben doch an und für sich als ein Uebel angesehen, und hat darum den Bruch der Rechtsentwickelung zu heilen gesucht. In Frankreich hingegen hat man die Revolution für das an und für sich Gute erklärt, der Bruch der Rechtsentwickelung ist nicht geheilt worden, und in der That ganz unheilbar. Das imperialistische Gouvernement weiß dies, und wie es sich darum selbst als den Repräsentanten der Principien von 1789 hinstellt, so kann es sich auch „franchement mit der Revolution verbinden, und dadurch den Krieg kräftigen," so lauten die kaiserlichen Worte selbst.

Ferner ist grade Frankreich um deswillen der geeignetste Träger dieses Princips, weil es selbst die ausgeprägteste Nationalität darstellt. Die französische Nation hat ein Einheitsgefühl wie keine andere, und dazu eine Verehrung vor ihrem eigenen Wesen wie keine andere, und wenn sie in jener Hinsicht selbst die alten Römer übertrifft, übertrifft sie in dieser Hinsicht selbst die alten Hellenen, welche alle anderen Völker für Barbaren hielten. Sie vergöttert gradezu ihren Nationalruhm, und macht ihre Nationalität zu ihrer Religion. Darum können die Franzosen sagen: „Seht, welch' ein mächtiges Princip der Nationalitätscultus ist, denn dadurch sind wir selbst die große Nation geworden." Man könnte ihnen aber antworten: „Eben deshalb, weil ihr etwas blos Menschliches angebetet, darum seid ihr jetzt verurtheilt, einem Imperator Weihrauch streuen zu müssen." Das ist das Ecce homo der französischen Geschichte, und die Selbstkritik des Nationalitätsprincips.

Endlich scheint grade für Frankreich die Geltendmachung dieses Princips nicht nur ganz ungefährlich, sondern höchst vortheilhaft, weil es ihm Gewinn verspricht, ohne irgend welchen Verlust fürchten zu lassen. Seine Basken und Bretonen sind lebensunfähige Nationalitäten, die ohne Widerstand absorbirt werden, seine Provençalen sind schon

von Natur Halbfranzosen, und es durch die Geschichte ganz geworden. Nur das deutsche Element im Elsaß könnte sich dagegen erheben, wenn nicht grade in den deutschen Völkern das Nationalgefühl am schwächsten wäre, so daß um deswillen auch die Elsasser in politischer Hinsicht selbst ganz zu Franzosen geworden sind. Verlust droht also nirgends, wohl aber steht von dem Nationalitätsprincip Gewinn zu erwarten, indem man auf Grund desselben Savoyen, die westliche Schweiz und halb Belgien beanspruchen könnte.

Mit anderen Staaten hingegen verhält es sich umgekehrt. Großbritannien könnte nach dem Nationalitätsprincip Irland verlieren, wenn nicht gar auch Wales und Schottland; Schweden könnte Norwegen verlieren; Rußland könnte Finnland, die Ostseeprovinzen und Polen verlieren; Dänemark könnte die Herzogthümer verlieren; Preußen könnte Posen wie einen Theil von Schlesien und Westpreußen verlieren; Oesterreich endlich, und die Türkei, würden einer totalen Auflösung entgegengehen. Ja selbst auf der pyrenäischen Halbinsel könnte man die Catalanen insurgiren, welche immer mit den Castilianern gespannt sind.

8.

Liegt es nicht also vor Augen, daß die Proclamation des Nationalitätsprincips auf den Umsturz des ganzen bestehenden Staatensystems hinausläuft? Denn wenn es auch Staaten giebt, welche in sich selbst keine Nationaldifferenzen enthalten, so würde doch die Erschütterung so gewaltig sein, daß alle Staaten die Wirkung derselben empfinden müßten. Alle Throne würden unterwühlt, alle Grenzen verändert werden.

Wer würde von dieser allgemeinen Noth Vortheil ziehen? Nur Frankreich und Rußland, da beide allein stark genug sein würden, um die Erschütterung zu überstehen, und während derselben sich selbst zu vergrößern. Der Hauptschlag aber würde auf das mitteleuropäische Staatensystem, und auf die Türkei fallen.

Wenige Worte werden genügen, um diese Behauptung zu beweisen.

Frankreich und Rußland besitzen beide vermöge ihrer Verfassung wie ihrer geopraphischen Lage eine große Agressivkraft, während sie hingegen sehr schwer angreifbar sind, indessen umgekehrt die mittel-

europäischen Staaten keine so concentrirte Agressivkraft besitzen, und von allen Seiten dem Angriff offen liegen. Gelänge es also durch das Nationalitätsprincip das mitteleuropäische Staatensystem, wie die Türkei zu zersetzen, so würde daraus nicht etwa eine nationale Staatenbildung hervorgehen, sondern Frankreich und Rußland würden sich die Trümmer derselben aneignen, und das Resultat wäre die Theilung des Continents unter diese beiden Mächte, wie vor funfzig Jahren. Es wäre das einfachste von der Welt, und was noch mehr ist, es fängt schon an sich zu machen.

Sind doch in allen der türkischen Herrschaft unterworfenen slavischen, rumänischen und griechischen Ländern schon so viele Keime der Gährung ausgestreut, und Dank den Pariser Conferenzen, mit solcher Sorgfalt gepflegt, daß es nur einer geringen Nachhülfe bedarf, um diesen ganzen Ländercomplex von dem osmanischen Reiche abzulösen, und daraus eine Reihe von russisch-französischen Clientelstaaten zu machen. Jetzt wird die italienische Frage in Angriff genommen, d. h. man will im Namen des Nationalitätsprincips die österreichische Herrschaft in Italien vernichten, um dann die italienischen Länder zu einem nebelhaften Staatenbunde zu vereinigen, der schließlich zu einem französischen Protectorat über die Halbinsel führen müßte. Gelängen diese beiden Versuche, welche doch beide schon practisch angefangen, — wie wäre für das ganze mitteleuropäische Staatensystem noch irgend eine Sicherheit zu finden? Man erwäge doch nur die Folgen.

Oesterreich wäre dann nicht nur in seinem Territorialbesitz geschmälert, und auf seiner ganzen südlichen und östlichen Grenze von diesen neuen russisch-französischen Clientelstaaten umgeben, sondern es würde auch bald in dem Kern der ihm verbliebenen Länder die Rückwirkungen des Nationalitätsprincips empfinden. Und wenn diese Rückwirkungen auch nicht stark genug sein sollten, um den seit vier Jahrhunderten bestehenden Verband von Böhmen und Ungarn mit den deutschen Provinzen zu zerreißen, so würden sie doch eine Gährung hervorrufen, welche die Activkraft der österreichischen Monarchie vollständig lähmte. Während sich also einerseits die russisch-französische Politik durch die italienische und graeco-slavische Clientel beträchtlich

verstärkt hätte, und andererseits Oesterreich matt gesetzt wäre, würde es allein noch Preußen und den übrigen deutschen Staaten obliegen, das continentale Gleichgewicht zu erhalten, und es wäre wahrlich vermessen, wenn wir uns die Kraft zutrauen wollten, für uns allein so gewaltigen Potenzen widerstehen zu können.

Von einer selbstständigen Politik würde dann für Preußen gar keine Rede mehr sein, sondern wohl oder übel würde es den Geboten von Paris oder Petersburg folgen müssen. Und selbst sein Territorialbesitz würde bald genug bedroht sein.

Dasselbe Princip brauchte ja nur fortzuwirken, und bald darauf ständen wir vor der polnischen Frage, die man als einen neuen Act des Nationalitäts-Drama's gar leicht in Scene setzen könnte. Auf einmal würde man dann hören, wie der preußische Gesandte in Paris einen ungnädigen Empfang gehabt, und Herr La Guerronnière schriebe eine neue Brochüre „Napolon III. und Polen", ganz nach dem Muster seiner bekannten italienischen Brochüre, so daß wir das Raisonnement schon jetzt anticipiren können. Es würde etwa folgendermaßen lauten:

„In Erwägung 1., daß Verträge ihrer Natur nach veränderlich sind; in Erwägung 2., daß Frankreich die Vorsehung der europäischen Völker ist; in Erwägung 3., daß der gegenwärtige Zustand Polens eine unversiegbare Quelle der Unruhe ist, und daß Frankreich den speciellen Beruf hat für die Ruhe Europa's zu sorgen; in Erwägung 4., daß Polen einen Kopernicus, einen Sobieski und Kosziusko aufweisen kann, und wenn es auch nicht grade die Civilisation bedeutet, wie Italien, doch jedenfalls irgend welche Bedeutung hat; in Erwägung 5., daß die polnische Frage ein altes Paradestück der französischen Politik ist, und daß Napoleon III., indem er den Ruhm seines Onkels geerbt, auch die Verpflichtungen desselben gegen Polen geerbt hat, — kurz, in Erwägung alles dessen kann Frankreich nicht mit Gleichgültigkeit auf die Leiden Polens blicken. Da es aber in Polen eine nationale und eine revolutionäre Partei giebt, so muß man das Nationalitätsprincip zur Herrschaft bringen, um damit das Revolutionsprincip zu überwältigen. Man darf jedoch dieses Nationalitätsprincip nicht absolut fassen, so daß es gleichbedeutend mit Unabhängigkeit wäre,

ſondern wird ſich darauf beſchränken müſſen, alle Bruchſtücke des ehemaligen Polens zu einem Ganzen zuſammen zu faſſen, welches naturgemäß unter dem Protectorat des ruſſiſchen Zaren ſtehen wird u. ſ. w.“

Somit wäre denn Alles erreicht, was in Kraft des Nationalitätsprincips zu erreichen ſtände: die Türkei aufgelöſt, Oeſterreich matt geſetzt und Preußen verſtümmelt, während Frankreich und Rußland, durch eine Reihe von Clientelſtaaten verſtärkt, die Herrſchaft über den Continent theilten. Nunmehr wäre es an der Zeit, an dieſes neue Princip ſelbſt die Kritik anzulegen, und von dem ethnographiſchen Geſichtspunkt wieder zu dem geographiſchen überzugehen. Jetzt würde man alſo ſagen, daß die Dinge oft ſtärker ſeien als die Principien; daß es ſtrategiſche und ökonomiſche Bedingungen gäbe, die oft gebieteriſch eine Veränderung des Territorialbeſtandes erheiſchten, und daß überhaupt eine große Nation eines großen Wirkungskreiſes bedürfe, und ſich folglich niemals auf ihre Sprachgrenzen zu beſchränken habe. Ja, wer könnte leugnen, daß alle dieſe Behauptungen nicht ohne Wahrheit ſein würden. Nachdem aber Rußland ſo gewaltig angewachſen, würde man ferner ſagen, ſei es für Frankreich um ſo nöthiger, um der Uebermacht Rußlands zu begegnen, ſich auch ſeinerſeits auszudehnen, und zuvörderſt an die Rheingrenze vorzurücken. Doch könne auch dies noch nicht genügen, wenn nicht auch die Länder auf der linken Seite des Rheins eng an das franzöſiſche Intereſſe gekettet würden. Und ſomit wäre über das weſtliche Deutſchland entſchieden. Aber auch Rußland würde dann wieder neue Forderungen machen, und ohne Mühe beweiſen können, daß Oſt- und Weſtpreußen von Natur zu Polen gehören, und es wäre lediglich ein Act der Mäßigung, wenn man nicht auch Pommern, Schleſien und die Lauſitz dazu forderte, wo ſich ja noch heute ſlaviſche Ueberreſte finden, die man ſchon im Namen des Nationalitätsprincips reclamiren könnte.

Dies Alles ſind nicht leere Geſpenſter einer erhitzten Phantaſie, ſondern es wären unter Umſtänden die ganz natürlichen und unabweisbaren Folgen, ſobald man es einmal dem Imperialismus geſtatten wollte, die Charte von Europa, wie ſie durch die Verträge gezeichnet iſt, nach einer windigen Nationalitätstheorie umzuzeichnen, ſo ungefähr-

lich auch der erste Anfang scheinen möchte. Ce n'est que le premier pas qui coûte, und ist nur einmal die Nichtachtung des historischen Völkerrechtes zum Princip erhoben, so wird die Willkür und Gewaltherrschaft bald Alles überfluthen, wie Wasserwogen, wenn der Damm bricht.

9.

Die drei Haupthebel der französischen Propaganda sind also die materialistische Civilisation, die Demokratie und das Nationalitätsprincip. Es erübrigt noch die Mittel zu betrachten, durch welche dieselben in Bewegung gesetzt werden. Es sind auch drei Hauptmittel: die Börse, die Conspiration und die Presse.

Was nemlich zuvörderst den Materialismus anbetrifft, so wirkt zwar derselbe überall ganz von selbst, und bedarf dazu keines besonderen Mittels, aber an der Börse concentrirt sich seine Wirkung. Wie nun Paris die Metropole der modernen Civilisation ist, so ist es auch die Metropole der modernen Plutokratie, die daselbst zu einer Organisation gediehen ist, und eine Macht erlangt hat, die nirgends ihresgleichen findet. London treibt vielleicht einen zehnmal größeren Handel als Paris, aber doch können sich die Nabobs der City an politischem Einfluß nicht entfernt mit ihren pariser Collegen vergleichen. Nirgends sind die Geheimnisse der Börsencouliſſe so mit den Staatsgeheimnissen verflochten, wie in Paris, und nicht erst seit gestern. Wie war es schon unter Louis Philipp, und wie könnte es anders sein? Denn welchen Schwindelgeist mußte nicht das Schulden- und Assignatenwesen der Revolution, wie die Verschwendungswirthschaft von Versailles hervorrufen? Und ist nicht das so lange practicirte System der Finanzpächter der directe Weg gewesen, um die Geldmächte zu Staatsgewalten zu erheben? Das sind sie denn auch geworden. Und wenn die kaiserliche Regierung oft selbst den Einfluß derselben erleidet, so liegt es um so näher, daß sie sich andererseits auch derselben zu bedienen sucht, um nach Außen hin Einfluß zu gewinnen, und die Sache macht sich leicht genug.

Die pariser Börse ist bei Weitem die erste auf dem ganzen Continente, und giebt ohne Frage den Ton an. Hier concentriren sich die

Fäden der meisten großen Finanz-Unternehmungen, wie der finanziellen Coterien. Nun findet in allen Ländern ein riesenhaftes Anwachsen der mobilen Werthe statt, deren Cours sehr wesentlich von politischen Conjuncturen abhängt. Jede Aussicht auf Krieg drückt ihn, jede Aussicht auf Frieden hebt ihn. Eine ganz unübersehbare Vermögensmasse geräth dadurch in Schwankungen, deren Wirkungen sich selbst die mächtigsten Börsenfürsten nicht entziehen können. Aber hoch darüber thront der Kaiser. Er ist es, der die Macht besitzt durch ein ungnädiges Wort ganz Europa zu allarmiren, — und alle Course fallen; er ist es, der die Macht besitzt Europa zu beruhigen, — und alle Course steigen. Wie ein neuer Zeus ruft er durch das Zucken seiner Augenbraunen böses oder gutes Wetter für die Börse hervor. Und die Börse sollte sich nicht getrieben fühlen, diesem Zeus zu dienen? Primos Deos timor genuit. Denn selbst die Börsenfürsten sind doch nur Halbgötter, und Zeus kann sie aus dem Olymp auf die Erde herabwerfen, daß sie Arme und Beine brechen.

In Paris wurden die Mobiliar-Credite erfunden, die, wenn sie einerseits gar sehr zur Vermehrung des Börsenschwindels beigetragen, andererseis ein nicht unerhebliches Mittel des französischen Einflusses geworden sind. Denn durch diese Institute werden die finanziellen Coterien immer enger verflochten, und die continentalen Geldmächte immer mehr in das französische Staatsinteresse hineingezogen. Dazu machen dieselben große internationale Unternehmungen; sie bauen oder verwalten Eisenbahnen, in Spanien, in der Schweiz, in Italien, in Rußland und selbst in Oesterreich; sie gründen allerlei industrielle Gesellschaften, legen Bergwerke an, richten Dampfschifffahrtslinien ein u. s. w. Welch ein Einfluß dadurch begründet wird, liegt auf der Hand, und es dürfte für die hohe Polizei von Wichtigkeit sein, darüber besondere Untersuchungen anstellen zu lassen, die gewiß zu interessanten Resultaten führen würden.

10.

Folgen die Conspirationen als ein ebenso wichtiges Mittel, welches aber der Imperialismus auch nicht erst erfunden, sondern bereits vor-

gefunden hat. Wieviel ist nicht seit Jahrhunderten in Frankreich conspirirt? Durch die Revolution ist die Conspiration sogar permanent geworden. Alles conspirirt in Frankreich: der Klerus, die Armee, die Studenten, die Arbeiter, die Tänzerinnen, die Coulissiers u. s. w. Da nun jede französische Regierung auf einem Vulkan steht, dessen unterirdische Kräfte nur durch eben so gewaltsame als künstliche Combinationen in Ruhe gehalten werden können, so liegt es nahe, daß auch die Regierung von Amtswegen selbst conspirirt. Denn im Grunde genommen, — was ist eine Regierung in Frankreich? Es ist eine gelungene Conspiration. Nur die Restauration machte eine Ausnahme davon. Sie war nemlich die gelungene Invasion des Auslandes.

Seit der Revolution ist Paris der Focus der europäischen Conspirationen, und auch in dieser Hinsicht hat das Empire nichts geändert, als daß es die ihm gefährlichen Conspirationen so gut als möglich zu unterdrücken, die anderen aber zu zähmen und in seinen Dienst zu nehmen sucht.

Es ist eine Maulwurfsthätigkeit, um welche es sich hier handelt, aber ihre Wirkungen sind um deswillen nur um so gefährlicher. Doch unbekannt mit den Geheimnissen der Polizei, fühlen wir uns nicht berufen in diesen Abgrund hinabzusteigen, und begnügen uns, diesen Punkt hiermit nur anzudeuten, und ihn als eins der französischen Machtmittel zu registriren.

11.

Anders verhält es sich mit dem Machtmittel der Presse, welche offen an den Tag tritt, und selbst von ihren Thaten redet. Das Empire bedient sich aber derselben nicht minder für seine Herrschaft im Innern, als zur Wirkung nach außen, und wegen dieser letzteren Seite haben wir darüber zu reden.

Schon Napoleon I. hatte die Gewohnheit, seine großen Kriegsprojecte durch Plänkeleien seiner Presse einzuleiten. Es geschah bekanntlich durch den Moniteur, der immer, wenn es kurz vor dem Schlagen war, die übele Laune seines Herrn in reichlichen Invectiven gegen die betreffende Regierung auszuschütten pflegte. Seine Raisonnements sollten

womöglich den Schein hervorrufen, wie nothgedrungen der Kaiser zum Kriege sei. Denn immer war Er der gekränkte, verletzt in seiner Ehre oder in seinem Rechte, oder in Recht und Ehre seiner Bundesgenossen; oder man hatte gegen ihn conspirirt; oder endlich gab es übermächtige Interessen, welche der Anführung irgend eines rechtlichen Vorwandes gar nicht zu bedürfen schienen, und wodurch es wenigstens vor den Augen Frankreichs so aussehen sollte, daß man zum Kriege genöthigt sei. Freilich hat im Auslande nie ein Mensch daran geglaubt, aber Napoleon konnte dann doch wenigstens sagen: „Ihr seid gewarnt, denn der Moniteur hat gesprochen, und um so schlimmer für Euch, wenn seine Worte wirkungslos geblieben, und darum auf die Worte jetzt die Schläge folgen."

Diese napoleonische Tradition ist noch heute unvergessen. Das neue Empire hält daran fest, und sucht die alten Ideen in seiner Weise auszuführen, sich den veränderten Umständen accommodirend, so gut es eben gehen mag. Denn wie es einerseits nicht die volle Macht des alten Empire besitzt, so verfährt es andererseits auch weniger gewaltsam. Ja es hat so sanfte Manieren angenommen, daß es sich selbst als das Reich des Friedens ankündigt. Aber eben, weil es nicht so schnell zum Säbel greift, legt es um so mehr Werth auf die Feder.

Was unter Napoleon I. nur in kurz hingeworfenen Aeußerungen erschien, wird daher jetzt zu einem wohldurchdachten Drama ausgesponnen, und die epigrammatische Kürze des Onkels verwandelt sich in dem Neffen zu ausführlichen Reden und Abhandlungen. Das Eine wie das Andere charakterisirt die beiderseitigen Stellungen. Der Onkel begann als Soldat, der Neffe als Aventurier und Literat.

Es mag auf den ersten Anblick sonderbar erscheinen, wenn ein absolutes Gouvernement, von welchem man nur Befehle und Gesetze erwarten sollte, den Ton philosophischer Betrachtungen annimmt, aber es widerspricht dem Geiste des napoleonischen Staatswesens so wenig, daß es vielmehr ganz mit Nothwendigkeit daraus folgt. Denn eben weil dieses Staatswesen auf keiner überkommenen und befestigten historischen Ordnung beruht, sondern lediglich auf der gewaltsamen Durchführung weniger abstracter Grundsätze, muß es sich ganz natürlich

getrieben fühlen, diese Grundsätze zu einer politischen Doctrin auszuarbeiten, und diese Doctrin mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in die Köpfe der Menschen hineinzupredigen. Es möchte dadurch den so gefährlichen Charakter seines blos factischen Ursprungs abstreifen, indem es sich selbst vor dem Bewußtsein der Menschen zu rechtfertigen sucht. Hat doch Napoleon III. in den Schicksalen seines Onkels das Mißliche einer bloßen Militairgewalt zu lebhaft vor Augen, als daß er nicht das dringende Bedürfniß nach einer anderen Basis empfinden sollte, und er selbst weiß es vielleicht am Besten, daß selbst die Stimme von sieben Millionen noch keineswegs ein Recht, sondern doch eigentlich nur eine Gewalt begründet. Wenn es ihm also unmöglich ist, diese Gewalt zu einer im historischen Sinne legitimen zu machen, — wird er nicht um so mehr versuchen, ihr eine Art von philosophischer Legitimität zu verschaffen? Er wird zum Philosophen, seine Lage zwingt ihn dazu.

Ja man kann sagen, alle revolutionären Gewalten müssen eine doctrinaire Richtung nehmen; wie es denn auch die französische Revolution gewesen, welche die bis dahin so wenig übliche Manier aufgebracht hat, wonach die Staatsgewalten sich auf theoretische Ansichten berufen, und die Constitutionen mehr allgemeine Grundsätze als positive Rechte enthalten. Wenn nun aber der Napoleonismus selbst nur der prägnanteste Ausdruck des revolutionären Frankreichs ist, — wie kann es anders sein, als daß die doctrinäre Richtung und das Phrasenwesen, welche durch die Revolution hervorgerufen wurden, auch in dem Empire zur Erscheinung kommen? Seit siebzig Jahren hat man im Grunde genommen ein und dasselbe Spiel getrieben, und nur die Formen haben gewechselt. Die Phrase war das Rüstzeug des Demagogen auf dem Markte, sie war das Rüstzeug des Parteichefs auf der Tribüne, und sie ist jetzt das Rüstzeug der imperialistischen Organe, die sich desselben nur um so mehr und um so lieber bedienen, seitdem sie gewissermaßen das Monopol der Phrase besitzen.

Nun hat der Napoleonismus den natürlichen Trieb, den Grundsätzen, worauf seine eigene Existenz beruht, auch im Auslande so viel als möglich Geltung zu verschaffen. Und wie dieselben eben darin bestehen,

daß mit dem ganzen Beſtand der geſchichtlichen Ordnung gebrochen wird, um an die Stelle derſelben ein Gebäude nach reinen Begriffen aufzuführen, ſo möchte das Empire das ganze alte hiſtoriſch erwachſene Staatenſyſtem Europas nach neuen Maximen umformen, gleichviel ob nach geographiſchen oder ethnographiſchen. Es proclamirt daher dieſe Maximen, und indem es dies thut, gewinnt es dadurch einen Hebel, um das ganze alte hiſtoriſche Gefüge der Staaten zu ſprengen. Denn Ideen können ja auch explodiren, es gehört nicht immer Pulver dazu; und mit der Feder kann man auch verwunden, es gehört nicht immer der Säbel dazu.

Warum ſollte man alſo nicht erſt die Feder verſuchen, ehe man zum Säbel greift, und nicht wenigſtens mit der Feder dem Säbel vorarbeiten? Und wo könnte dies mit beſſerem Erfolg geſchehen als grade in Paris, in dieſem großen Salon der europäiſchen Geſellſchaft? Was man da ſpricht, iſt für Europa geſprochen. Und ſind es gar die offiziöſen Organe, welche ſprechen, ſo heißt dies, daß die Macht Frankreichs dahinter ſteht, welche die etwaigen Schwächen der Argumentation wohl zu ergänzen vermag. Ganz Europa horcht dann auf die neue Verkündigung. Und um wie viel mehr ſollen es nicht diejenigen thun, die dadurch in ihren eigenſten Intereſſen berührt werden.

Es iſt darum ein Avis für alle erhebungsluſtigen Nationalitäten, wenn die offiziöſe Preſſe von Paris Nationalitätstheorien entwickelt. Das geflügelte Wort bringt durch Europa, und jedes Wort wirkt wie ein Kanonenſchlag, an der Weichſel, an der Donau und an dem Po. Oder wenn dieſelbe Preſſe von der Erneuerung der Geſellſchaft, und von den alternden Dynaſtien ſpricht, und das suffrage universel als Univerſalmittel proclamirt, — iſt es nicht ein Avis für die Demokratie, und eine Drohung für alle Throne? Und doch ſind es ja nur theoretiſche Erörterungen, literariſche Producte, und noch dazu Eintagsfliegen des Journalismus. Aber dieſe Fliegen haben einen Stachel, noch ſchlimmer wie Horniſſe.

Der Napoleonismus knechtet die Preſſe, nicht um ſie zu tödten, ſondern um ſie zu ſeinem Werkzeuge zu machen. Und in demſelben Maße, als das neue Empire weit weniger gewaltſam und weit vorſich-

tiger verfährt als das frühere, wird es grade dieſe ſubtileren und ſcheinbar ganz harmloſen Mittel ſeiner Regierungskunſt und Politik nur um ſo mehr zu benutzen ſuchen. Zu dem imperialiſtiſchen Frankreich gehört darum auch eine imperialiſtiſche Publiciſtik, nach ihrem Urſprung wie nach ihrem Zweck von höchſt eigenthümlichem Gepräge, charakteriſtiſch in beider Hinſicht.

Sie hat etwas von der Demagogie, aber es iſt die polizeilich gezähmte Demagogie; ſie hat etwas von der Philoſophie, aber es iſt die gouvernemental zurecht gemachte Philoſophie; ſie hat etwas von der Objectivität des Staatsmannes, aber des Staatsmannes, der die Maſſen captiviren will; ſie hat etwas von der Zurückhaltung des Diplomaten, aber ſie eröffnet doch Perſpectiven von der bedenklichſten Conſequenz; ſie will überzeugen, aber ſie vergißt doch nicht auch auf die Gewalt zu deuten, welche hinter ihren Argumenten ſteht; ſie ſchmeichelt der Phantaſie und Leidenſchaft, aber ihre Worte ſind nach der kälteſten Ueberlegung gewählt; ſie ſpricht endlich peremtoriſch, aber ſie weiß ſich doch immer noch einen Ausweg zu reſerviren.

So iſt dieſe imperialiſtiſche Publiciſtik, wo ſie in ihrer vollen Vollendung auftritt, um das Publikum auf irgend einen großen Coup vorzubereiten. Und wenn dann ein ſolches Meiſterſtück die Preſſe verläßt, ſo iſt es in der That ein großer Staatsact, und für das Inland wie für das Ausland ein wirkliches Ereigniß. Als ein ſolches wurde zu ſeiner Zeit die Brochure des Herrn La Guerronière über die italieniſche Frage aufgenommen, und ſie war es auch. Denn von da an iſt die italieniſche Frage ein leibhaftiges Weſen geworden, und der Krieg war ſo gut wie eingeleitet.

12.

Wie weſentlich es dem Napoleonismus iſt Propaganda zu machen, welche Hebel ihm dazu dienen, und durch welche Mittel dieſelben in Bewegung geſetzt werden, iſt in dem Vorſtehenden dargelegt. Man ſieht, wie weit dieſe Hebel reichen, und wie mannigfaltig dieſe Mittel ſind.

Ohne Frage bildet dieſe Propaganda einen ſehr wichtigen Machtzuwachs zu den gewaltigen Militairkräften, welche Frankreich zum Angriff

wie zur Vertheidigung besitzt. Es sind Raketen, mit denen man das ganze Gebäude des alten Staatensystems in Brand stecken, und es sind Bomben, mit denen man seine Gewölbe zertrümmern kann, und diese Raketen und Bomben tragen nicht blos 6,000 Mèter wie die gezogenen Kanonen, sondern von der Seine bis zum Bosphorus. Auch hat das Empire seine Minen angelegt, die ganz eben so weit reichen, und theils mit einem Knalleffect explodiren, theils nur zu einem stillen Unterwühlen bestimmt sind. Und was noch schlimmer ist als diese Mienen, es hat gleichsam ein System von Capillargefäßen durch Europa getrieben, wodurch es überall einen schleichenden und zersetzenden Einfluß ausübt, der im Einzelnen gar nicht nachzuweisen, im Ganzen aber nur um so wirksamer ist.

Das ist die französische Propaganda. Sie arbeitet ununterbrochen, und ihre Arbeit bleibt der Krieg, auch wenn der Janustempel sich schließt.

Wie steht es nun um das europäische Gleichgewicht Angesichts dieser Propaganda, die nichts Geringeres erstrebt, als das ganze europäische Staatensystem umzustürzen? Und welchen Sinn hat es, die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts von einem Großmachts-Collegium zu erwarten, welches einen so radicalen Widerspruch in sich enthält, daß die eine Macht selbst im tiefen Frieden an dem Umsturz des Ganzen arbeitet, und auch gar nicht verhehlt, daß sie die erforderlichen Hebelkräfte dazu besitzt, so daß es noch als Mäßigung gelten soll, wenn sie sich derselben nicht franchement sondern nur secrètement bedient? Welchen anderen Sinn hat es, als daß die europäische Pentarchie auf den Strand gerathen, und daß es längst kein Gleichgewicht mehr giebt, und davon nicht mehr als von etwas Existirendem, sondern als von einem frommen Wunsch gesprochen werden sollte.

Jetzt aber wollen wir noch einmal wiederholen, daß es eben nichts Anderes als die Macht der französischen Civilisation ist, worauf diese Propaganda beruht, und ohne welche sie selbst ganz machtlos sein würde. Sich der Herrschaft dieser materialistischen Civilisation zu entziehen, ist darum der einzig wirksame Damm gegen diese Propaganda.

Und so möge es denn zum Schluß dieses Capitels noch gesagt

werden, daß dies eben Deutſchlands Beruf iſt, weil von allen Continentalländern nur Deutſchland die erforderlichen Anlagen und Kräfte des Geiſtes und Gemüthes beſitzt, um eine edlere Bildung zur Geltung zu bringen, gegen welche die franzöſiſche Civiliſation keine Macht mehr haben wird. Das wäre die rechte deutſche Propaganda, und ein ſehr weſentlicher Beitrag zur Wiederherſtellung des europäiſchen Gleichgewichts.

VII. Nothwendigkeit einer großen Gleichgewichts-Coalition.

1. Ohnmacht der heutigen Diplomatie. — 2. Deutschland und seine Nachbarländer. — 3. Die moralischen und intellectuellen Kräfte. — 4. Worauf das Uebergewicht Rußlands beruht. — 5. Worauf das Uebergewicht Frankreichs beruht. — 6. Zunehmende Gefahren für Deutschland. — 7. Die Coalition muß von Deutschland ausgehen. — 8. Fehler der englischen Politik. — 9. Neue Grundlagen des Gleichgewichts.

1.

Was hat sich nicht Alles seit 1815 geändert? Die Machtverhältnisse und die Interessen der vorwaltenden Mächte nicht minder als die Principien, welche damals vorzugsweise auf Erhaltung oder Restauration hinausliefen, während jetzt vielmehr das unverkennbare Streben hervortritt, Veränderungen herbeizuführen. Wo ist noch eine Aehnlichkeit zwischen dem Zustande von heute und dem von 1815? Alles hat sich verändert, nur das diplomatische System ist noch dasselbe geblieben.

Noch immer, scheint es, will die hohe Diplomatie die alten süßen Gewohnheiten der Pentarchie nicht aufgeben, sondern wie Jugenderinnerungen ihren Zauber über das ganze Leben verbreiten, so ruht die Phantasie der hohen Diplomatie noch immer auf den Erinnerungen aus den ersten Zeiten dieser Pentarchie. Damals war es, wo ein Congreß auf den andern folgte: Wien, Aachen, Troppau und Verona; dann die Groß-

machts-Conferenzen und Großmachts-Protokolle; und endlich, was die Hauptsache ist, wo alle diese diplomatischen Anstrengungen in der That eine sehr große Wirkung hatten, indem sie über ein Menschenalter hindurch es zu keinem großen europäischen Krieg kommen ließen, was doch jedenfalls sehr viel bedeutet. Aber welchen Krieg hat die Diplomatie in den letzten sechs Jahren zu verhindern vermocht?

Man kann jene großen Congresse in mancher Hinsicht mit den großen Concilien zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts vergleichen, welche die Schäden der Kirche heilen sollten, und bekanntlich nicht heilten, aber doch eine temporäre Beruhigung bewirkten, und die Reformation noch auf einige Menschenalter verschoben. So haben auch jene Congresse die inneren Schäden des europäischen Staatensystems, welche durch die Revolution zu Tage getreten, nicht zu heilen, sondern die drohenden Conflicte nur zu vertagen vermocht. Nicht Lösung, sondern vielmehr Beschwichtigung war das eigentliche Geschäft derselben. Und eben darum galt der Fürst Metternich als der Meister der Politik, weil er sich am Besten auf Beschwichtigungsmittel verstand.

Allein die Diplomatie täuscht sich, wenn sie ihre damaligen Erfolge ihrer eigenen Kraft und Geschicklichkeit zuschreibt, während sich dieselben vielmehr aus den damaligen Umständen erklären.

Die zwanzigjährigen Revolutionskriege hatten eine allgemeine Erschöpfung hinterlassen, und ein so allgemeines Bedürfniß nach Ruhe hervorgerufen, daß überall eine natürliche Geneigtheit zu gegenseitiger Verständigung bestand. Ferner hatten die letzten Coalitionen fast zwischen allen europäischen Staaten eine Waffenbrüderschaft begründet, die gar sehr dazu beitrug, die früheren Feindseligkeiten für einige Zeit in den Hintergrund zu drängen. Endlich hatten die Ereignisse selbst zu einer gewissen Gemeinschaft der Principien geführt, da alle Großmächte eine conservative Politik führen mußten, so lange sie alle selbst eine Periode der Ruhe begehrten. Das war also eine gute Zeit für Congresse und Conferenzen. Alle Streitigkeiten ließen sich diplomatisch schlichten, weil die Gemeinschaft der Interessen und Principien doch immer viel größer war als der etwaige Zwiespalt, und weil in letzter Instanz Niemand den Krieg wollte. So erschien damals die Diplomatie als

der Regulator des europäischen Gleichgewichts, indem sie alle Störungen zu verhindern, und für alle Conflicte ein Ausgleichungsmittel zu finden wußte, — um deswillen nemlich, weil es überhaupt keine ernstlichen Störungen und Conflicte gab, noch geben konnte, so lange man noch allgemein den Krieg scheute.

Dies war die Basis, worauf die damalige Allmacht der Diplomatie beruhte. Allein diese Basis ist jetzt verschwunden, und diese Allmacht versinkt in Ohnmacht. Denn was sollen wohl Großmachts-Conferenzen bedeuten, seitdem zwischen den Großmächten selbst keine Gemeinschaft der Interessen noch der Principien mehr besteht, vielmehr ein Großmachtskrieg auf den anderen folgt? Seitdem verhallt die Stimme der Diplomatie in dem Donner der Kanonen.

2.

Nicht auf diplomatische Conferenzen, sondern auf ein System von realen Kräften kommt es an, um den sehr realen Kräften, welche das europäische Gleichgewicht nicht nur stören sondern bereits vollständig zerstört haben, das Gleichgewicht zu halten. Und nicht auf einer Wiederherstellung der alten Pentarchie kann das Gleichgewicht beruhen, sondern die erste Bedingung, um zu einer wirklichen Garantie desselben zu gelangen, ist vielmehr die Erkenntniß von der Nichtigkeit jener Pentarchie, auf deren Trümmern ein neues Gebäude zu errichten ist, welches, so Gott will, nicht das Allergeringste mit der Pentarchie gemein hat.

Um es kurz zu sagen, es kommt auf eine große Coalition an, deren continentale Basis das deutsche Staatensystem bildet, und welche ihre maritime Ergänzung in England zu suchen hat. Und so lange eine solche Coalition nicht besteht, ist das europäische Gleichgewicht eine Phrase, wohinter das Gegentheil von dem verborgen steckt, was sie sagen will.

Denn das Gleichgewicht soll doch in der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung bestehen, während wir bereits gezeigt haben, wie in der Wirklichkeit vielmehr ein unleugbares Uebergewicht Frankreichs und Rußlands stattfindet, welches sofort erdrückend werden würde, sobald

es zu einem activen Zusammenwirken dieser beiden Mächte käme. Ein solches Zusammenwirken muß aber nach Lage der Umstände wenigstens als sehr möglich gelten, und darum als eine naheliegende Eventualität in Rechnung gezogen werden, so gewiß als das ganze Gleichgewichtssystem sehr wesentlich auf Eventualitäten gerichtet ist. Auch darf man diese Eventualität nicht auf den äußersten Fall des Krieges beschränken, da doch auch im tiefsten Frieden ein Zusammenwirken Frankreichs und Rußlands bestehen, und dadurch ein gemeinsamer Druck auf Preußen und Oesterreich ausgeübt werden kann, wodurch die ganze Continentalpolitik in die Hände von Frankreich und Rußland übergehen muß.

Dieses Resultat ist um deswillen so unvermeidlich, weil zu den ungünstigen Machtverhältnissen, in welchen sich Preußen und Oesterreich befinden, noch die Ungunst der geogrophischen Lage hinzukommt. Denn grade die schwächeren Staaten liegen in der Mitte, die stärkeren aber schließen sie ein. Diese letzteren können daher immer nur von einer Seite her einen Druck erfahren, jene ersteren aber von beiden Seiten; und während diese immer mit ihrer vollen Kraft zu wirken vermögen, müssen vielmehr jene ihre Kräfte nach zwei Seiten theilen. Unter solchen Umständen könnte von einem wirklichen Gleichgewicht erst dann die Rede sein, wenn sich zwischen Frankreich und Rußland eine Macht befände, die wenigstens in der Defensive so viel Kraft besäße, um beiden zusammengenommen gewachsen zu sein. Es bedarf aber keiner Worte, daß weder Preußen noch Oesterreich dieser Bedingung Genüge zu leisten vermag.

Nun liegt es freilich nahe, daß Preußen und Oesterreich zusammenwirken müßten, um sich zwischen Frankreich und Rußland behaupten zu können, und da die Ueberlegenheit dieser beiden letzteren fortwährend besteht und fortwährend wirkt, so müßte auch das Zusammengehen der beiden ersteren ein continuirliches sein; woraus dann aber die Folge entspringen würde, daß weder Preußen noch Oesterreich eine wahrhaft selbstständige Politik führen, sondern daß beide, so zu sagen, nur in Compagnie auftreten dürften. Allein wie stimmt dies mit der Pentarchie, die ja vielmehr von der Voraussetzung ausgeht, daß jede der fünf Mächte einen besonderen Factor der europäischen Politik zu bilden

hätte, und daß also zwischen Preußen und Oesterreich kein anderes Verhältniß bestände, als etwa zwischen Preußen und Frankreich? Mußte nicht also die zwischen Preußen und Oesterreich ohnehin schon vorhandene Rivalität noch wesentlich gesteigert werden, indem diese beiden Staaten durch die Pentarchie ganz ausdrücklich darauf angewiesen waren, sich nicht etwa als deutsche Mächte zu fühlen, und eine deutsche Politik zu führen, sondern sich als unabhängige europäische Mächte gegen einander zu benehmen?

Ebenso nahe liegt es, daß nicht nur Preußen und Oesterreich zusammengehen, sondern auch die übrigen deutschen Staaten, welche zusammengenommen doch eine Bevölkerung von 16 Millionen repräsentiren, sich denselben anschließen, und eben dadurch ein sehr wesentliches Element der mitteleuropäischen Gleichgewichtspolitik bilden müßten. Allein die Pentarchie hat auch in dieser Hinsicht das Urtheil verwirrt, weil ihrer Theorie nach die ganze europäische Politik sich lediglich in den Transactionen der fünf Pentarchen concentriren sollte. Und doch haben für Preußen und Oesterreich grade diese deutschen Staaten eine sehr große Wichtigkeit, da das Schicksal derselben unter Umständen für sie selbst entscheidend sein kann, wie man zur Zeit des Rheinbundes sah. Sollten wir also je wieder das Unglück eines neuen Rheinbundes erleben, so werden wir auch dies dem pentarchischen System zu verdanken haben.

Nach diesem Systeme werden nemlich die deutschen Mittel- und Kleinstaaten wie eine passive Masse angesehen, die zwar keinen Factor der hohen Politik bildet, aber doch ein ganz interessantes Object, welches vorkommenden Falles von allen Großmächten zu verarbeiten wäre, ähnlich wie etwa die Türkei. Alle Großmächte sollen demnach ihren Einfluß darauf ausüben können, und wie sehr dies insbesondere von russischer Seite geschehen, ist offenkundig. Ja, es wurde von dieser Seite sogar die Doctrin aufgestellt, daß die deutschen Mittel- und Kleinstaaten ihren natürlichen Protector in Rußland zu suchen hätten; wie in der seiner Zeit so viel besprochenen Schrift: „Die europäische Pentarchie," welche man einem russischen Staatsrath zuschrieb, des Näheren entwickelt wird. Somit sollten diese deutschen Staaten

nicht etwa dazu dienen, das Gewicht von Preußen und Oesterreich zu verstärken, sondern sie sollten das russische Uebergewicht noch mehr verstärken. Und kein Zweifel, daß Rußlands Einfluß in Deutschland einen nicht unerheblichen Theil seiner Macht bildet.

Die deutsche Zerrissenheit war nicht nur die Voraussetzung der Pentarchie, wie schon gesagt, sondern sie wurde durch dieselbe auch erhalten und befördert. Denn Preußen und Oesterreich sollten ja separate Großmächte sein, und die übrigen deutschen Staaten unter der gemeinsamen Curatel der Großmächte stehen, — das ist die Anschauung, welche die Pentarchie von Deutschland hatte. Es ist wahr, daß die Thatsache des deutschen Bundes dem entgegensteht, weil derselbe doch Preußen und Oesterreich mit den übrigen deutschen Staaten zu einem Körper verbinden soll; es ist aber eben so gewiß, daß dieser deutsche Bund der Pentarchie widerspricht, und wir signalisiren hier diesen Widerspruch, indem wir die Thesis formuliren: „So lange die Pentarchie besteht, kann der deutsche Bund nur eine leere Form bleiben, und soll er je eine Wahrheit werden, so kann es keine Pentarchie mehr geben."

Es hätte desgleichen nahe gelegen, daß neben den kleineren deutschen Staaten insbesondere auch Schweden, Holland, Belgien und die Schweiz sehr wichtige Elemente bilden, um dem Uebergewichte Frankreichs und Rußlands ein entsprechendes Gegengewicht zu geben; und wie natürlich wäre es, daß sich diese Staaten der deutschen Politik anschlössen, — aber hat es denn überhaupt eine deutsche Politik gegeben? Und haben nicht eben die unklaren Großmachts-Ideen sehr wesentlich dazu beigetragen, die Wichtigkeit, welche namentlich die beiden ersteren jener Staaten für Preußen haben, zu unterschätzen, indem sie die Illusion unterhielten, daß Preußen für sich selbst als europäische Großmacht zu bestehen vermöchte, und als solche nur mit den Großmächten zu verkehren hätte? Dieses pentarchische System hat lediglich Frankreich und Rußland genützt, welche dadurch in der That sehr große Großmächte geworden, während Deutschland hingegen in Ohnmacht erhalten wurde.

Frankreich und Rußland repräsentiren zusammengenommen eine

Bevölkerung von über 100 Millionen, und man wird gewiß nicht sagen wollen, daß die Vertheidigungs- und Angriffskräfte dieser beiden Staaten nicht im Verhältniß zu dieser Bevölkerungsmasse ständen. Ganz im Gegentheil, denn beide sind die am meisten militairischen und am meisten centralisirten Reiche des Continents. Wie groß muß also der dazwischen liegende Körper sein, wenn ein wirkliches Balancement der Kräfte bestehen soll? Es scheint wohl, daß ganz Mittel-Europa dieser Aufgabe noch nicht ganz vollständig gewachsen ist, so lange ihm eine Seemacht fehlt, um nöthigenfalls die russische und französische Seemacht zu balanciren. Nur England würde dies vermögen, und erst durch den Beitritt von England würde die mitteleuropäische Coalition auch eine Bevölkerung von ca. 100 Millionen repräsentiren, also doch nicht mehr wie Frankreich und Rußland zusammen genommen, welche letztere dennoch immer den Vortheil einer mehr compacten Macht für sich hätten. So lange daher eine solche Coalition nicht besteht, besteht auch kein Gleichgewicht, und es entspringt dann die unvermeidliche Folge daraus, daß allmälig die alleinige Entscheidung in allen Continental-Angelegenheiten an Frankreich und Rußland fällt.

Diese Behauptung wird so lange als eine Wahrheit gelten müssen, so lange nicht der thatsächliche Gegenbeweis geliefert wird, d. h. so lange man seit einem Menschenalter nicht eine einzige große Action nachweisen kann, die von Deutschland ausgegangen wäre; und man wird vergeblich danach suchen. Die erste große deutsche Action würde aber eben darin bestehen, eine solche Coalition zu bilden. Und erst von da an würde es wieder einen Sinn bekommen, von einem europäischen Gleichgewicht zu sprechen.

3.

Man sagt vielleicht, der vorstehende Calcul sei einseitig, weil er nur auf die materielle Masse sähe, aber die moralischen und intellectuellen Kräfte außer Rechnung ließe, welche doch am meisten entschieden. Und gewiß, dieser Einwand wäre richtig, und alle Besorgnisse würden verschwinden, wenn sich nemlich zeigen ließe, daß die materielle Ueber-

legenheit Frankreichs und Rußlands durch die geistige Ueberlegenheit Deutschlands compensirt würde. Ist es aber wirklich so? Untersuchen wir die Sache, so wird sich vielleicht herausstellen, daß die Wirkungen dieser geistigen Ueberlegenheit in demselben Maße zweifelhaft, als die Wirkungen jener materiellen Ueberlegenheit unzweifelhaft sind.

Wir beginnen mit den intellectuellen Kräften, und da es für die vorliegende Untersuchung doch lediglich auf die practische Seite der Intelligenz ankommt, so fragen wir vorweg: Ob es denn etwa die deutsche Nation ist, welche sich vorzugsweise durch einen practischen Blick und practisches Geschick auszeichnet, vermöge dessen sie den Effect ihrer natürlichen Hülfskräfte zu steigern vermöchte? Die Antwort lautet, daß es viel mehr grade die deutsche Nation ist, welcher in dieser Hinsicht ein Mangel vorgeworfen wird, den alle denkenden Köpfe in Deutschland selbst anerkennen. Denn was die Schärfe des Blicks anbetrifft, wie die Schnelligkeit der Auffassung und das Talent zu effectvollen Combinationen, so sind die Franzosen uns darin ganz unbestreitbar überlegen. Und grade dieser eigenthümliche Vorzug ist es, von welchem auf den Schlachtfeldern, wie in der Politik so viel abhängt, daß die größere Gediegenheit der deutschen Bildung, eben weil ihr dieser Vorzug abgeht, sich in der Mehrzahl der Fälle dennoch im Nachtheil befindet. Auch die Russen besitzen diese Eigenschaften in hohem Grade, und verbinden damit noch eine Ruhe der Ueberlegung, eine Weitsichtigkeit des Blicks, und eine Hinterhaltigkeit der Combinationen, welche die russische Diplomatie zu der einflußreichsten in ganz Europa gemacht hat. Desgleichen ist es unbestritten, daß diese Halbbarbaren auch im Kriegswesen sehr große Fähigkeiten offenbaren.

Die Thatsache ist demnach, daß die französische wie die russische Nationalität gewisse intellectuelle Eigenschaften besitzt, welche die Wirkung haben, den Effect ihrer natürlichen Hülfskräfte zu steigern, und daß hingegen die deutsche Nationalität grade diese Eigenschaften jedenfalls nur in geringerem Grade besitzt. Wo bleibt also unsere intellectuelle Ueberlegenheit? Sie wird sich wohl in den strengeren Wissenschaften, und in den höheren Zweigen der Kunst offenbaren. Aber wo steht denn geschrieben, daß eine Ueberlegenheit auf diesem

Gebiete eine politische Macht zu begründen, oder einen politischen Einfluß zu compensiren vermöchte, während die Geschichte vielmehr überall das Gegentheil beweist, und namentlich unsere eigene Geschichte. Welche Macht müßte nicht Deutschland in Europa besitzen, wenn es die gelehrte Forschung und die Philosophie thäten! Aber beide thun sehr wenig dazu. Auch die weite Verbreitung der Cultur-Elemente bis auf die unteren Schichten des Volkes herab, deren sich Deutschland rühmt, thut es noch keinesweges, und thut es um so weniger, je weniger diese Cultur aufs Practische geht.

Die deutsche Gründlichkeit ist ja bekannt genug, hat aber noch keinesweges die Folge gehabt, der deutschen Nation einen besonderen Einfluß in Europa zu verschaffen, sondern vielmehr zu der Ansicht geführt, daß die Deutschen überhaupt nicht zu großen politischen Thaten bestimmt seien, sondern nur zum Philosophiren. Sie sollen sich darauf beschränken schätzbare Lehrbücher zu schreiben, sich aber nicht um die Welthändel bekümmern, wozu sie doch einmal kein Geschick hätten. Diese Ansicht herrscht namentlich in Rußland. Ja sie findet in Deutschland selbst Anhänger genug, und ist sogar seit Hegel zu einem förmlichen System geworden, welches grundsätzlich das thatlose Denken vergöttert. Die anderen Nationen sollen hiernach das Drama der Geschichte aufführen, und die Deutschen sollen es dann hinterher begreifen, und ihre Ueberlegenheit dadurch beweisen, daß sie alle Dinge in ihrer inneren Nothwendigkeit erkennen. Mögen sie dann auch die Nothwendigkeit ihrer eigenen Ohnmacht begreifen.

Ein ganz ähnliches Resultat ergiebt die Prüfung der moralischen Kräfte, wo die deutsche Ueberlegenheit wiederum nur in solchen Eigenschaften unbestreitbar ist, welche keine directe Beziehung auf Politik haben.

Auch Frankreich arbeitet ja nicht blos mit materiellen Kräften, sondern sein Nationalgeist ist doch gewiß eine moralische Kraft, und diese Kraft ist grade in der französischen Nation in demselben Maaße stark, als sie in der deutschen Nation schwach ist. Selbst die Schwärmerei für den Ruhm ist eine, wenn auch verirrte, moralische Kraft, die sehr große Erfolge hervorbringen kann. Und was andererseits

Rußland anbetrifft, so ist der unerschütterliche Gehorsam, welcher die Massen des russischen Volkes beseelt, doch auch eine moralische Kraft.

Was haben wir diesen Kräften entgegenzusetzen, um uns einer moralischen Ueberlegenheit zu rühmen? Soll es vielleicht die altdeutsche Bärenhäutigkeit sein, die sich so schwer zu einem tüchtigen Unternehmen aufrafft, und die noch heute, nachdem die Bärenhäute abgekommen, in dem deutschen Schlafrock fortlebt? Oder soll es die ebenso altdeutsche Zwietracht und Störrigkeit sein, die sich noch immer jeder Gemeinschaft des Wirkens widersetzt? Das sind auch moralische Eigenschaften, aber leider Schwächen, und zwar Schwächen, die grade auf die Machtstellung Deutschlands die allernachtheiligste Wirkung äußern, während die moralischen Vorzüge des deutschen Nationalcharakters fast nur der inneren Seite des Nationallebens angehören. Eben darin liegt der große Unterschied. Andere Nationen kehren die vortheilhafte Seite ihres Charakters nach außen, die Schwächen nach innen, und sind darum auch weit fähiger äußere Macht zu gewinnen als die Deutschen, die es grade umgekehrt machen. Darum wissen Andere schnell zu gefallen oder zu imponiren, während der Deutsche nur selten durch sein äußeres Erscheinen besticht, sondern man muß erst seinen inneren Werth kennen lernen, um ihn zu schätzen.

Wir fragen hier nicht, was an und für sich betrachtet edler und würdiger sei, sondern welche Folgen für die äußere Machtstellung der Nation daraus entspringen, und man wird nicht leugnen können, daß unser Nationalcharakter in dieser Hinsicht weit mehr Schwächen als Vorzüge zeigt. Unsere größere Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit, und unsere reineren Sitten sind darum noch keine Garantie, daß wir nicht dennoch einem Feinde unterliegen, der in beider Hinsicht weit dagegen zurücksteht, so wenig als unsere gründlichere Bildung uns dagegen schützen dürfte.

Es hat sich seit den Zeiten der Aufklärung die Ansicht gebildet, daß in Zukunft die Schicksale des Menschengeschlechts nur von dem Fortschritte der Industrie und der Geisteskultur abhängen, Kriege aber immer mehr als Rohheiten anerkannt, und durch das Verdict der öffentlichen Meinung unmöglich gemacht werden würden, daher auch eine

aufgeklärte Nation die Stützen, wie die Motive ihrer Politik, nur in der Industrie oder in Culturintereſſen zu ſuchen habe. In dem idealiſtiſchen Deutſchland iſt daraus die Idee des Intelligenzſtaates entſtanden, in dem realiſtiſchen England hingegen die Idee des Induſtrieſtaates. „Befördert den Handelsverkehr," ſagt die Mancheſter Schule, „befördert die Geiſtes-Cultur," ſagt der deutſche Liberalismus, „und mit dem europäiſchen Gleichgewicht hat es keine Noth." Aber wie bald wird die Noth anfangen, wenn die Thatſachen kommen, um die Unrichtigkeit ſolcher Anſichten zu beweiſen. Und wenn dieſe Anſichten gleichwohl in England wie in Deutſchland ſo viel Anhänger finden, ſo ſcheint uns dies kein Zeichen weder von moraliſcher, noch von intellectueller Ueberlegenheit zu ſein, vielmehr der Ausdruck einer Geiſtesbeſchränktheit, welche die Gefahren unſerer Lage nur noch vermehren kann.

Trotz dem Allen ſind wir weit entfernt, die großen Eigenſchaften der germaniſchen Völker herabzuſetzen, und insbeſondere die unermeßliche Summe von Kräften zu verkennen, welche Deutſchland in ſich enthält. Aber leider wirken grade ſeine beſten Kräfte einſtweilen nur im Privatleben, und ſind für die Politik nur potenzielle Kräfte, die vielleicht zur Wirkſamkeit gelangen, aber vielleicht auch nicht. Das heißt alſo: Wenn die Deutſchen einmal dazu kommen, ſich aus ihrem thatloſen Brüten aufzuraffen; wenn ſie dazu kommen, einen friſchen, klaren Blick für die realen Staatsverhältniſſe zu gewinnen, und die Pedanterie der Doctrin wie der Routine bei Seite zu werfen; wenn ſie dazu kommen, die Störrigkeit und Eigenwilligkeit aufzugeben, die alles gemeinſame Handeln verhindert; und wenn ſie endlich eine Idee erfaſſen, welche über dem confeſſionellen, wie über dem conſtitutionellen, und über dem landsmannſchaftlichen Parteiweſen erhaben iſt, — dann werden ſie einer gewaltigen Machtentwickelung fähig ſein. So lange es aber nach allen dieſen Beziehungen noch immer heißt: „Hie Welf, hie Waibeling," ſo lange bleiben alle dieſe Kräfte nur leere Möglichkeiten, welche ſogar den Gedanken an eine neue Rheinbundszeit keineswegs ausſchließen. Dahingegen ſind die franzöſiſche Armee und Flotte, wie der franzöſiſche Nationalgeiſt und die franzöſiſche Propaganda actuelle Kräfte für die

Politik, welche auch im Frieden fortwährend wirken, und jeden Augenblick in's Feld rücken können.

Anstatt also in den moralischen und intellectuellen Zuständen Deutschlands und seiner Nachbarländer ein Motiv zu finden, welches uns über die Zukunft beruhigen, und die Nothwendigkeit einer großen Gleichgewichts-Coalition in den Hintergrund zu drängen vermöchte, sagen wir vielmehr, daß grade die Bildung einer solchen Coalition das erste Zeichen von dem Erwachen unserer moralischen und intellectuellen Kraft sein würde. Inzwischen bleibt Deutschland einem Mann vergleichbar, der zwar ein großes Vermögen besitzt, aber in tausend oft ganz unproductiven Unternehmungen verzettelt. Dieser Mann kann nach Jahr und Tag vielleicht ein Millionär sein, wenn eine verständige Verwaltung seines Vermögens eintritt, aber er kann auch banquerott sein, wenn er im Vertrauen auf seinen Reichthum in der alten Weise fortwirthschaftet.

4.

Um die Nothwendigkeit einer großen Coalition noch deutlicher zu machen, betrachten wir jetzt die charakteristischen Elemente, worauf die Machtstellung unserer großen Nachbarn beruht, um zu sehen, wie unmöglich es ist, ihrem Uebergewicht mit vereinzelten Kräften zu begegnen.

Wir beginnen mit Rußland.

Es fällt in die Augen, wie dasselbe schon durch sein colossales Territorium eine eigenthümliche Stellung gewinnt, weil daraus die Folge entspringt, daß es auf seiner Nordgrenze wie auf seiner Südgrenze von Natur gegen jeden Angriff geschützt ist, und auch auf seiner fernen Ostgrenze wenigstens von Europa aus niemals mit Erfolg angegriffen werden kann, so daß nur seine westliche Grenze zugänglich bleibt. Diese zieht sich von Norden nach Süden durch ganz Europa, so daß Rußland vier Staaten, nemlich Schweden, Preußen, Oesterreich und die Türkei auf einmal flankirt, und unter Umständen bedroht, während sich jeder derselben in der Unmöglichkeit befindet, seinerseits diese ganze Flanke zu bedrohen, d. h. Rußland kann von seinen Nachbarstaaten nur partielle Angriffe erfahren, während es selbst immer den ganzen Staatskörper seiner Nachbarn bedroht. Diese befinden sich also in einem natürlichen

Nachtheil gegen Rußland, wenn sie nicht zusammen wirken, und das Princip, durch Theilung zu herrschen, mußte sich nirgends so erfolgreich erweisen als für Rußland.

Die Wirkung dieser natürlichen Verhältnisse trat denn auch sofort hervor, sobald Rußland sich selbst nur einigermaßen aus der alten Barbarei herauszuarbeiten begann, also schon seit Iwan II.

Der Kern der Frage lag in Polen, wo er auch noch heute liegt. Denn Polen, als das Mittelstück zwischen der Türkei und Schweden, wäre allein im Stande gewesen ein gemeinsames Vertheidigungssystem zu vermitteln, wie es auch allein vermocht hätte, nöthigenfalls einen wirksamen Stoß gegen Rußland auszuführen. Von Warschau und Wilna aus konnte man auf Moskau marschiren, und hatte dabei eine gesicherte Operationsbasis; wie denn auch die Polen diese Straße sehr wohl zu finden gewußt haben. Auch haben sie frühzeitig die Gefahren erkannt, womit das Anwachsen Rußlands das ganze abendländische Europa bedroht. Schon vor drei Jahrhunderten machte der König Sigmund August darauf aufmerksam. Damals wandte sich auch der Heermeister von Liefland Hülfe suchend an das deutsche Reich, und die russische Frage kam vor den deutschen Reichstag, — natürlich mit keinem besseren Erfolg als viele andere Fragen, welche Deutschland noch viel näher lagen. Die Hauptsache hätte also offenbar von Polen geschehen müssen, wo aber seit dem Abgang der Jagellonen eine innere Zersetzung eintrat, welche in demselben Maaße fortschritt, als sich die russische Macht consolidirte.

Peter I. fand daher Polen schon in einem Zustande vor, der es zu einem bloßen Spielball seiner Pläne machte. Der schwedisch-polnische Krieg verschaffte ihm das Uebergewicht im Norden, indem er Schweden in Erschöpfung, Polen noch außerdem in Anarchie zurückließ. Von da an spielte Peter den Meister in der ganzen östlichen Hälfte Europa's, und begann schon seine Blicke auf den Westen zu werfen. Die Auflösung Polens war von da an eine bloße Frage der Zeit.

Nur die Pforte hätte nach der damaligen Lage der Dinge Polen wirksam zu schützen vermocht, und hätte selbst das größte Interesse daran gehabt. Allein Peter verstand es ihr dieses Interesse auszureden,

und sie zu einem Vertrage zu bewegen, welcher die Erhaltung der polnischen Wahlfreiheit, d. h. der polnischen Anarchie, garantirte; ganz ähnlich dem Vertrage, welchen später die große Katharina mit dem großen Friedrich schloß. Die Pforte überließ also Polen seinem Schicksal, und stand damit selbst isolirt. Um sie noch mehr zu isoliren, knüpfte Peter Verbindungen mit den Persern und Afghanen an, wodurch es für die Zukunft möglich wurde, diese muhamedanischen Reiche gegen einander selbst in Bewegung zu setzen, und sie dann um so sicherer zu unterwerfen. (Vgl. Wurm, diplomatische Geschichte der orientalischen Frage).

Das war die Taktik Peters des Großen. Auf der ganzen Linie vom finnischen Meerbusen bis zum caspischen Meere wußte er seine Nachbarn zu trennen, und den einen durch den anderen zu schwächen. Schon damals wirkte die russische Politik von dem äußersten Norden Europa's bis tief in Asien hinein. Und schon damals hätte man die Frage aufwerfen können, ob denn ein Reich wie Rußland, welches mit europäischen Kräften asiatische Eroberungen, und dann seine asiatischen Erfolge wieder zur Basis europäischer Unternehmungen macht, irgend wie als eine Stütze des europäischen Gleichgewichts angesehen werden dürfe, oder ob es nicht vielmehr die größte Gefahr für dasselbe bilde?

Nachdem also Polen zur Nullität herabgesunken, konnte ein wirksamer Widerstand gegen die russischen Vergrößerungs-Tendenzen nur von Deutschland ausgehen, und die Operationsbasis des abendländischen Europa's lag seitdem nicht mehr an der Düna, sondern an der Oder. Soviel bedeutet der Untergang Polens. Aber dieselben Fortschritte, welche Rußland mit Hülfe der polnischen Anarchie gemacht, machte es seitdem mit Hülfe der deutschen Zwietracht, und seines dadurch begründeten Einflusses in Deutschland. Der preußisch-österreichische Krieg öffnete ihm die Thore.

Jetzt kam die schon von Peter I. projectirte Theilung Polens zur Ausführung, und die Beute wurde sehr ungleich vertheilt. Oesterreich erhielt ein für seine eigene Machtstellung ganz werthloses Gebiet, Preußen allerdings an der unteren Weichsel ein sehr wichtiges Stück, aber doch nur von mäßiger Ausdehnung, während Rußland viel mehr

nahm. Und was die Hauptsache ist, es verschwand durch dieses allseitige Nehmen der Damm, dessen Erhaltung doch grade im Interesse Deutschlands, und dessen Zerstörung vielmehr im Interesse Rußlands lag. Schon die erste polnische Theilung war demnach ein Sieg Rußlands.

Die deutsche Zwietracht verschaffte ihm einen neuen Sieg durch den Frieden von Teschen, welcher der russischen Einmischung in Deutschland für die Zukunft sogar einen legalen Anhalt gab, welchen man in Petersburg sehr wohl zu benutzen verstand. Kaum waren zwanzig Jahre darauf verflossen, so sah man, wie Rußland im Verein mit Frankreich den deutschen Reichstag beherrschte, welchem es den sogenannten Entschädigungsplan vorlegte, der über das Schicksal so mancher deutscher Fürsten und Territorien entschied. Frankreich hatte über zwei Jahrhunderte lang arbeiten müssen, um zu solchem Einfluß in Deutschland zu gelangen, für Rußland hingegen hatten zwei Menschenalter genügt. Und noch immer weiter wirkte die deutsche Zwietracht fort. Preußen und Oesterreich, von einander getrennt, wurden darum eines nach dem anderen von Frankreich darniedergeworfen, und konnten sich dann hinterher nur durch russischen Beistand wieder erheben, den ihnen Rußland nicht umsonst gewährte. Es schob dafür seine Grenze bis an die Prosna vor. Seitdem ist das russische Polen wie ein Keil zwischen Preußen und Oesterreich hineingetrieben, Rußlands Offensivkraft auf dieser Seite verdoppelt, und die Vertheidigung dagegen doppelt so schwierig. Und alle diese ungeheuren Fortschritte, welche Rußland in einem so kurzen Zeitraum gemacht, beruhen auf der deutschen Zwietracht, die somit einer der wirksamsten Hebel der russischen Größe war.

Das Resultat ist nun folgendes:

Seitdem Stockholm fast unter den russischen Kanonen liegt, befindet sich Schweden in der Unmöglichkeit, für sich allein irgend Etwas gegen Rußland zu unternehmen. In derselben Unmöglichkeit befinden sich Preußen und Oesterreich, seitdem Rußland an der Weichsel steht. Die Hohe Pforte endlich ist vergleichsweise noch am günstigsten situirt. Denn wenn sie auch nicht mehr stark genug ist, um mit irgend einer

Aussicht auf Erfolg einen Angriffskrieg gegen Rußland zu unternehmen, so ist doch andererseits auch für Rußland ein Krieg mit derselben noch bis heute sehr anstrengend, weil das Kriegstheater in diesem Falle so weit von der Basis der russischen Macht abliegt, während kein Krieg für Rußland so bequem sein würde, wie ein Krieg gegen Preußen. In Summa, Rußland hat vier Nachbarn, von denen kein einziger es wirksam zu bedrohen vermag, während es selbst hingegen jedem derselben sehr weit überlegen ist, und jeden einzeln tödtlich verletzen kann.

Die Vortheile, welche aus einer solchen Lage der Dinge für Rußland entspringen, sind handgreiflich, und treten nicht bloß in dem äußersten Falle eines Krieges hervor, sondern sie wirken fortwährend, und begründen ein ganz unvermeidliches Uebergewicht der russischen Politik. Wer sollte diese Vortheile besser kennen als Rußland selbst? Aber eben deshalb benutzt es dieselben mit großer Vorsicht, und sucht sein Uebergewicht weit mehr zu verhüllen als zu zeigen, um Europa so wenig als möglich zu allamiren. Es handelt in dieser Hinsicht ganz anders als Frankreich, welches sich vielmehr grade darin gefällt, sein Uebergewicht zur Schau zu tragen, und eben dadurch die wiederholten Coalitionen hervorrief, welche Rußland so klug zu hintertreiben weiß. Nur gegen die Pforte glaubte Kaiser Nikolaus ganz ohne Rücksicht auftreten zu dürfen, und mußte für diesen Fehler durch die Coalition von 1854 büßen.

So dürfte es denn nicht Wunder nehmen, wenn Rußland durch diese bittere Erfahrung belehrt, auch der Pforte gegenüber nur um so behutsamer würde, und das große griechische Project der großen Katharina auf bessere Zeiten zu vertagen beschlösse, um dafür seine politische Activität einstweilen auf Hinterasien zu richten, und in Europa hingegen sich nur mit inneren Reformen zu beschäftigen. Dies ist für Rußland wohl die allerbeste Politik, und vielleicht grade der allersicherste Weg zu weiteren großen Fortschritten, aber für Europa so wenig beruhigend, daß vielmehr die Gefahren im Stillen nur um so mehr wachsen.

5.

Frankreichs Suprematie beruht auf zwei Momenten, nemlich auf der Schwächung Spaniens, und auf der Schwächung Deutschlands. Beides ging faſt parallel, und man thut wohl, dieſen Parallelismus nicht aus dem Auge zu verlieren, da er ſich noch bis in die neueſte Zeit bewährt hat. Die Zeit des Rheinbundes war ja auch die Zeit der Franzoſenherrſchaft in Spanien, und die ſpaniſchen Guerillas waren gewiſſermaßen die Vorläufer der preußiſchen Landwehren.

Schon im ſpäteren Mittelalter war Frankreich ein angeſehener und mächtiger Staat, aber doch ungefährlich, ſelbſt noch nachdem es einen Theil der früher mit dem deutſchen Reich verbundenen burgundiſchen Länder erworben, ſo lange nur der Körper des deutſchen Reiches noch unverſehrt blieb. Aber ſchon in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts begannen bekanntlich die Eingriffe in Lothringen, und damals war es ſchon nicht mehr das deutſche Reich ſelbſt, welches Frankreich im Zaume hielt, ſondern vielmehr Spanien. Und unmittelbar nach der Schwächung Spaniens begannen die Gefahren für Deutſchland.

Frankreich hatte vor Spanien den Vortheil einer viel concentrirteren und viel beweglicheren Macht, aber dieſer Macht waren doch ſehr weſentliche Feſſeln angelegt, ſo lange Spanien die Niederlande, die Franche-Comté und das Rouſſillon beſaß, und dadurch Frankreich gewiſſermaßen cernirte. Allein dieſe vorgeſchobenen und unzuſammenhängenden ſpaniſchen Poſitionen waren nur ſo lange haltbar, und was noch mehr iſt, ſie waren nur ſo lange wirkſam, als Spanien noch einen hinlänglichen Fond von Kräften beſaß, um in ſeinen ſo ausgedehnten und ſo zerſtreuten Beſitzungen überall mit Nachdruck auftreten zu können. Dieſer Fond war ſeit Ferdinand dem Katholiſchen bis in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts fortwährend gewachſen, und Spaniens Hülfsmittel galten damals für unerſchöpflich. Es bedurfte in der That eines langen Mißgeſchicks und einer langen Mißregierung, um ſie zu erſchöpfen, und wenn allein der niederländiſche Krieg dem ſpaniſchen Schatze 1500 Millionen Ducaten gekoſtet, ſo ſpricht dies zwar nicht ſehr für die Weisheit der ſpaniſchen Politik, aber doch ſehr für

die Fülle ihrer Hülfsmittel. Dazu war aus der Schule des großen Kapitains, Gonzalez von Cordova, eine Infanterie hervorgegangen, welche bis zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts für die beste in Europa galt, und trotz aller Verluste Spaniens doch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts selbst in Frankreich noch das Feld behauptete. Erst die Niederlage von Rocroi brach ihren Kern, und von da an beginnt mit Condé und Turenne die Reihe der großen französischen Generäle, welche der Kriegführung einen neuen Charakter gaben, und das Uebergewicht der französischen Waffen begründeten.

Die nächste Folge davon war der pyrenäische Frieden, und von da an datiren die seitdem fast ununterbrochen fortgesetzten Versuche Frankreichs, einen vorwaltenden Einfluß über Spanien zu gewinnen. Fast gleichzeitig begannen dieselben Versuche in Beziehung auf Deutschland, auf welches Frankreich nun mit seiner vollen Kraft wirken konnte, nachdem es sich durch die Schwächung Spaniens den Rücken gedeckt hatte. In dem besagten Frieden hatte Spanien das Roussillon und einen Theil von Artois und Flandern abtreten müssen. Bald ging auch die Franche-Comté verloren, — ein Verlust nicht nur für Spanien, sondern zugleich für das deutsche Reich, — und das bis zum Aeußersten erschöpfte Spanien konnte von den ihm gebliebenen Niederlanden aus keinen wirksamen Druck mehr auf Frankreich ausüben, sondern bedurfte vielmehr selbst fremder Unterstützung, um diesen Besitz zu behaupten. Von da an also hätte die anschwellende Macht Frankreichs nur noch durch Deutschland aufgehalten werden können.

Allein Deutschland hatte ihm ja durch seine Zwietracht selbst die Bahn eröffnet, und ihm Gelegenheit gegeben, sich zum Beschützer der deutschen Libertät zu machen, ähnlich wie sich später Rußland zum Beschützer der polnischen Libertät machte. Als Lohn für diese Verdienste hatte Frankreich zunächst die Lothringischen Bisthümer davongetragen, und gewann damit die erste Basis zu einem aggressiven Vorgehen gegen Deutschland. Ueber Metz ging die Etappenlinie nach Straßburg, und nachdem der Elsaß und die Lothringischen Bisthümer verloren waren, mußte das Herzogthum Lothringen auch bald folgen. Alles machte sich seitdem wie von selbst, nemlich mit Hülfe der deutschen Zwietracht.

Der westphälische und der pyrenäische Frieden sind die beiden diplomatischen Acte, welche das Uebergewicht Frankreichs festgestellt haben, und beide in ihren Ursachen, wie in ihren Wirkungen innig verflochten. Sie haben die Franzosen nach Madrid, wie nach Berlin und Wien geführt. Von da an datirt daher die französische Frage, d. h. die Frage, wie dem gefährlichen Uebergewicht Frankreichs zu begegnen sei? um dessentwillen schon so viel Blut geflossen ist, und welche bis diesen Tag noch keine genügende Lösung gefunden hat.

Auf dem Congreß von Utrecht hätte man diese Frage lösen können, aber sie blieb ungelöst. Denn einerseits gewann Spanien keine wahre Selbstständigkeit, sondern wurde durch die Errichtung eines bourbonischen Thrones in Madrid fast ausdrücklich dem französischen Einflusse überliefert, andererseits erhielt das deutsche Reich die ihm geraubten Provinzen nicht zurück. Diese Provinzen sind freilich an und für sich betrachtet nicht so bedeutend, daß ihr Verlust allein schon Deutschland ohnmächtig, und ihr Besitz Frankreich übermächtig machen müßte, aber sie wurden wegen ihrer strategischen Lage so wichtig, daß seitdem alle Vortheile auf Seiten Frankreichs, und alle Nachtheile auf Seiten Deutschlands waren.

Frankreich besaß eine schon seit Jahrhunderten concentrirte Macht, und nachdem es sich, wie gesagt, gegen Spanien gesichert, konnte es mit seiner vollen Kraft gegen die Rheinlinie operiren. Dies ist aber grade diejenige Richtung, nach welcher es am wirksamsten aufzutreten vermag, weil grade seine nordöstlichen Provinzen den Kern seiner Kraft enthalten. Darum bildet das Rheingebiet für Frankreich das bequemste Angriffsobject, wobei es durch die Schwäche Sardiniens, und durch die Neutralität der Schweiz gegen jede Seitenbewegung geschützt ist. Die ganze Stoßkraft Frankreichs konnte sich also gegen die spanischen Niederlande und das eigentliche Deutschland richten. Jene besaßen nur geringe Militairkräfte, Deutschland hingegen, welches an und für sich betrachtet Mittel genug gehabt hätte, um Frankreich zu widerstehen, besaß in seinem zerrütteten Zustande keine concentrirte Macht, und was die Hauptsache ist, es präsentirte dem Feinde grade seine allerschwächste Seite. Denn am Rhein ist die Zersplitterung noch heute am größten,

und war damals noch sehr viel größer, und in den vielen geistlichen Territorien die militairische Ohnmacht am allerauffallendsten. Darum konnte Frankreich vom Elsaß aus das ganze südwestliche Deutschland dominiren, welchem es auch noch heute in Straßburg den Fuß auf den Nacken setzt.

Man sieht demnach, wie die Suprematie Frankreichs auf ganz ähnlichen Ursachen beruht, als diejenige Rußlands, nemlich darauf, daß beide ihre ganze Kraft nach einer Seite hin zu wenden vermögen, und zwar grade nach derjenigen Seite, welche ihnen selbst die günstigsten Chancen darbietet, und daß sie auf dieser Seite nicht einen Nachbar, sondern viele haben, denen sie im Einzelnen weit überlegen sind.

Man sieht desgleichen, daß auch der Wiener Congreß diese nachtheilige Lage Deutschlands der Hauptsache nach nicht verändert hat. Denn noch immer kann Frankreich mit seiner vollen Kraft auf den Rhein operiren; es hat in den Niederlanden, in der Schweiz und Sardinien noch dieselben schwachen Nachbarn; es bedroht von Straßburg aus noch immer das südwestliche Deutschland. Und nur darin ist eine erhebliche Verbesserung eingetreten, daß die vielen geistlichen Territorien verschwunden sind, und der Rhein durch Preußen einen Markgrafen bekommen hat. Wenn aber Preußen für sich allein jedenfalls Frankreich nicht gewachsen ist, so muß man noch außerdem berücksichtigen, daß grade der Kern der preußischen Macht nicht am Rhein, sondern an der Spree liegt, und daß es für Preußen eine Unmöglichkeit ist, seine volle Kraft auf den Rhein zu verwenden, so daß es für Frankreich immer viel leichter bleibt die Rheinprovinzen anzugreifen, als für Preußen sie zu vertheidigen. Freilich ist die heutige deutsche Kriegsverfassung eine ganz andere als zur Zeit Ludwigs XIV., aber Frankreichs Armeen sind auch um vieles gewachsen, und die Mitwirkung einer Marine ist heut zu Tage viel wichtiger als damals. Alles zusammengenommen bleibt also die Partie auch heute noch ungleich.

Nun ist es offenbar, wie bedenklich diese Verhältnisse durch die Wiederherstellung des Napoleonismus, und die damit zusammenhängende militairische Regierung und aggressive Politik Frankreichs, für Deutschland geworden sind. Aber wir müssen auch hier wiederholen, wie dieser

Napoleonismus eben nur der prägnanteste Ausdruck des modernen Frankreichs ist. Es wäre daher eine gefährliche Täuschung, in zeitweiligen Stimmungen oder in Persönlichkeiten zu suchen, was vielmehr in bleibenden und realen Verhältnissen liegt, und eben weil man auf dem Wiener Congreß in diese Täuschung gerieth, blieb die französische Frage ungelöst, indem Frankreich den Elsaß und Lothringen behielt. Nicht die Revolution oder Napoleon, sondern schon die alte legitime Monarchie hat das gefährliche Uebergewicht Frankreichs begründet, und durch ihre gewaltthätigen Uebergriffe den späteren napoleonischen selbst den Weg gewiesen. Napoleon fand die französischen Kanonen in Straßburg und Metz schon seit lange vor, und „Straßburg und Metz" muß daher die Parole sein, wenn es je zu einer gründlichen Lösung der französischen Frage kommen soll, nicht etwa „Heinrich V. und St. Helena."

Liegt es nicht auf der Hand, daß eine Nation, die, seit Jahrhunderten in Eitelkeit und Hochmuth groß gezogen, ihre Gloire gewissermaßen zu ihrer Religion macht, und während sie alle ihre Kräfte in krampfhafter Anspannung zur Wirkung nach Außen hin centralisirt, durch diese gewaltsame Einschnürung ihrer inneren Entwickelung endlich dahin kommt, sich nur im Kriege frei zu fühlen, — liegt es nicht auf der Hand, sagen wir, daß eine solche Nation immer ein gefährliches Glied der europäischen Staatengesellschaft sein und bleiben wird, wer auch in Paris regieren, und wie auch die Form seiner Regierung sein mag? Frankreich, welches sich für das Centrum der Civilisation ansieht, und um deswillen zur Herrschaft berufen zu sein glaubt, hält sich durch die Verträge von 1815 für erniedrigt, und immer wird die Stimme, welche Rache für Waterloo fordert, in dem französischen Nationalgeiste ihr Echo finden, so lange die Traditionen der großen Nation noch unvergessen sind. Und wann werden sie je vergessen sein? Diese Stimme sprach, wenn auch leise, doch vernehmlich genug, unter der Restauration; und wenn die restaurirten Bourbons fielen, so war es nicht die geringste Ursache ihres Sturzes, daß man in ihnen die Niederlage Frankreichs und den Sieg Europa's verkörpert sah. Noch lauter sprach diese Stimme unter Louis Philipp; und wenn das juste milieu fiel, so war es nicht die geringste Ursache seines Sturzes, daß es den

Heißhunger nach Gloire nicht befriedigte. Das neue Empire hat diese Erbschaft angetreten. Es ist nicht zu verwundern, wenn es sich die Lehre, welche aus dem Sturz seiner Vorgänger spricht, zu Nutze macht. Und was auch vielleicht wieder auf dieses neue Empire folgen mag, immer wird man Rache für Waterloo schreien, und niemals wird man sicher sein, daß diese Stimme nicht eine europäische Bewegung hervorruft, so lange Frankreich noch die Macht besitzt Europa zu erschüttern. Das ist also die Frage, ob Frankreich diese Macht behalten darf, von der es einen so gefährlichen Gebrauch macht. Und worauf diese Macht beruht, ist in dem vorstehenden gezeigt worden.

6.

Hat es jemals eine triftige Veranlassung gegeben, die Uebermacht eines einzelnen Staates durch eine Coalition einzuschränken, so hat diese Veranlassung von Seiten Rußlands schon seit zwei Menschenaltern bestanden. Aber um wie viel dringender ist die Veranlassung, wenn sich gleichzeitig auch Frankreich wieder zu einer Macht erhebt, welche an die Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons I. erinnert? Oder ist etwa das eine Uebergewicht die Garantie gegen das andere, und soll der ganze Complex der deutschen Staaten sich bald nach Links, bald nach Rechts wenden, und in dieser Wackelpolitik das Gleichgewicht bestehen, während doch grade im Centrum Europa's der Stützpunkt des ganzen Staatensystems liegen muß? Oder soll diese Wackelpolitik erst dann zur Ruhe kommen, wenn die Einengung von beiden Seiten so weit fortschreitet, daß auch zum Wackeln kein Raum mehr übrig bleibt, und dann erst durch den gleichen Druck von beiden Seiten eine neue Stabilität entstehen, welche auf dem Leichenstein der europäischen Freiheit ruht?

Das ist die Frage, und wird diese Frage nicht nach ihrem ganzen Umfange begriffen, so wird sie gar nicht begriffen.

Es handelt sich darum, wie zwischen Frankreich und Rußland ein selbstständiges Staatensystem bestehen kann, d. h. zwischen zwei Reichen, welche zusammengenommen eine Bevölkerung von über 100 Millionen repräsentiren; beide die größten Militairmächte, welche die neuere Zeit

kennt; beide zugleich auch mit einer starken Marine ausgestattet; beide gleich ehrgeizig, und durch ihre Traditionen wie durch ihre Verfassung zu einer aggressiven Politik disponirt; beide endlich eine Position einnehmend, welche das Vertheidigungssystem der deutschen Staaten von vorn herein durchbricht, und selbst im tiefsten Frieden eine ununterbrochene Drohung bildet. Denn so lange die Russen in Warschau, und die Franzosen in Straßburg stehen, ist die Sicherung des deutschen Staatensystems nur durch eine Coalition möglich, und giebt es keine Coalition, so giebt es keine Sicherheit.

Es ist klar, soll die Frage gelöst werden, so muß sie auf einmal gelöst werden, denn ihre zwei Seiten ergänzen und bedingen sich gegenseitig. Im Jahre 1813 rief man Rußland zu Hülfe, um die französische Frage zu lösen, und die Folge war, daß sie nur sehr unvollkommen gelöst wurde, weil grade Rußland selbst nicht wünscht, daß Deutschland gesicherte Grenzen gegen Frankreich erlange. Die Franzosen behielten also Straßburg und Metz, und die Russen rückten für ihre Hülfe bis an die Prosna vor, d. h. die französische Frage blieb, und es kam noch die russische Frage hinzu, die Frage nemlich, wie dem gefährlichen Uebergewicht Rußlands zu begegnen sei? Darum giebt es für das deutsche Staatensystem keinen anderen Ausweg: entweder es hilft sich selbst, oder es wird ihm gar nicht geholfen, und es kann seine Selbstständigkeit nicht anders vertheidigen, als wenn es dieselbe nach beiden Seiten zugleich vertheidigt.

Auch darf man nicht hoffen, sich dieser Aufgabe durch irgend ein Palliativ zu entledigen, welches die augenblickliche Schwierigkeit beseitigt. Palliative sind gut, wenn es darauf ankommt zu temporisiren, und wenn die Umstände auf bessere Conjuncturen hoffen lassen, aber sie vergrößern das Uebel, wenn man allzu lange damit hinhält, weil inzwischen Unentschlossenheit und Muthlosigkeit entsteht; und sie müssen endlich selbst als das allergrößeste Uebel gelten, wenn die Umstände der Art sind, daß sich die Conjuncturen fortwährend verschlechtern. Und so ist es mit dem deutschen Staatensystem ergangen.

Was hätte sich nicht in den ruhigen Jahren von 1815—30 erreichen lassen. Aber die deutschen Regierungen hatten so viel zu restauriren,

daß sie nur das Eine vergaßen, nemlich die deutsche Machtstellung zu restauriren, weil unter der gesegneten Herrschaft der heiligen Allianz alle Gefahren begraben zu sein schienen. Da kam die Juli-Revolution, und in ihrem Gefolge die Revolutionen von Belgien und Polen. Die Abtrennung Belgiens von Holland war ohne Frage ein Vortheil für Frankreich, weil Holland, durch dessen Verstärkung man im Jahre 1815 eine Barriere gegen Frankreich zu errichten gedachte, nun wiederum geschwächt wurde, indessen Belgien selbst nur geringe Militairkräfte besitzt, und unvermeidlich dem französischen Einfluß unterliegt. Auf der anderen Seite wurde Polen, nach Unterdrückung des Aufstandes, je mehr und mehr in eine russische Provinz verwandelt. Am Rhein wie an der Oder wurde die Nachbarschaft gefährlicher.

Darauf kam das Jahr 1848, und die Machtstellung Deutschlands verschlechterte sich abermals. Einmal nemlich, weil die in Angriff genommene, aber nicht gelöste schleswig-holsteinsche Frage zu einem eiternden Geschwür geworden; und sodann, weil die verunglückten deutschen Einheitsversuche mit einer um so größeren Uneinigkeit endigten, und Rußland zum Schiedsrichter Deutschlands machten.

Neue Nachtheile brachte der orientalische Krieg, welcher die Fortschritte Rußlands hemmen sollte, und durch Vernichtung der russischen Pontusflotte auch wirklich in etwas gehemmt hat, woraus aber die Folge entsprang, daß Rußland seitdem seine Ostseeflotte nur um so mehr verstärkte. Ebenso verstärkte sich das moralische Gewicht Frankreichs, der Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich erhielt neue Nahrung, und England gerieth allmälig in das Fahrwasser der französischen Politik.

Endlich hat der italienische Krieg die deutsche Zwietracht abermals angefacht, Oesterreich geschwächt, Frankreich in Sardinien einen Clienten gegeben, und sein moralisches Gewicht abermals vermehrt, Englands Einfluß auf dem Continent aber tief erschüttert.

Liegt es nicht also klar vor Augen, wie sich die Machtstellung des deutschen Staatensystems zwischen Frankreich und Rußland mit jedem Tage immer ungünstiger gestaltet? Wahrlich, nur noch ein Krieg wie der italienische, und dann ist für die deutschen Staaten alle Freiheit

des Handelns verschwunden. Willenlos werden sie getrieben werden, wie es dem Schicksal gefällt. Und was wird erst noch folgen, wenn Rußland, nachdem es die Wunden des orientalischen Krieges geheilt, und seine Eisenbahnen vollendet und dadurch seine Armeen beflügelt hat, alsdann keine Veranlassung mehr findet in der Zurückhaltung zu verharren, welche es in den letzten Jahren beobachtet hat? Wird es dann nicht die Mittel besitzen, den Versuch einer Coalition selbst mit Gewalt zu hindern, während es sich einstweilen nur auf leise Drohungen beschränkt?

7.

Es ist begreiflich, daß Frankreich und Rußland in der europäischen Politik es immer nur mit Preußen, oder mit Oesterreich, zu thun zu haben wünschen, niemals aber mit der Gesammtheit der deutschen Bundesstaaten, welche einen Körper repräsentiren, der, wenn es zu einer wirklichen Gemeinschaft des Handelns käme, eine wenigstens dreimal so große Macht entwickeln könnte, als Preußen oder Oesterreich einzeln für sich. Spaltung zwischen Preußen und Oesterreich zu erregen, ist darum der oberste Grundsatz ihrer Politik. Noch besser, wenn die Spaltung auch die Mittelstaaten ergreift, und Deutschland in drei Massen zerrissen wird, die alle drei ihre eigenen Wege gehen. Und wie könnte dieses Resultat sicherer erreicht werden, als wenn es dem deutschen Bunde grundsätzlich verboten wird sich um die europäische Politik zu bekümmern, woraus ja mit Nothwendigkeit folgen würde, daß dann Preußen und Oesterreich, als europäische Mächte, immer allein und von ihren deutschen Bundesgenossen verlassen dastehen? Denn darf sich der deutsche Bund heute nicht um Venedig und Mailand bekümmern, so darf er sich morgen auch nicht um Königsberg und Posen bekümmern, und man kann die Landkarte an der Weichsel wie am Po revidiren, ohne daß Deutschland es hindern darf.

Die Belehrungen des Fürsten Gortschakoff über die Rechte und Pflichten der deutschen Bundesstaaten, welche er in seiner bekannten Drohnote darlegte, haben darum ihre sehr practische Seite. Sie sind zugleich ganz im Sinne des pentarchischen Systems, welches Preußen

und Oesterreich nur als abgesonderte europäische Mächte betrachtet, und dem deutschen Bund höchstens eine passive Existenz zugesteht. Wenn aber Rußland auf die Erhaltung dieses Verhältnisses einen so großen Werth legt, so scheint es wohl, daß wir einen eben so großen Werth auf die Beseitigung desselben legen müssen. Und wenn die Spaltung zwischen Preußen und Oesterreich für Louis Napoleon so wichtig erschien, daß die Erreichung dieses Zieles wohl eines der Hauptmotive seines italienischen Krieges gewesen sein dürfte, wie wichtig muß nicht für uns die Beseitigung dieser Spaltung sein?

Haben zwei Jahrhunderte gelehrt, wohin die deutsche Zwietracht führt, nemlich zur Präponderanz Frankreichs und Rußlands, so kann das wichtigste Mittel, um dieser Präponderanz entgegen zu treten, nur in der Einigung der deutschen Staaten liegen, und zwar mit allen ihren auch nicht zum Bunde gehörigen Besitzungen. Denn es handelt sich um eine große continentale Coalition, und das eben wäre der Kern derselben; woran sich dann bald wohl auch Holland, Belgien und die Schweiz anschließen würden.

Fanden die Coalitionen gegen Ludwig XIV. ihren vornehmsten Stützpunkt in den Seemächten, und namentlich in England, welches die deutschen Mächte zu sich herüberzog, so muß es heute umgekehrt sein. Der Schwerpunkt muß in Deutschland liegen, und die Anregung muß von Deutschland ausgehen, weil Deutschland das nächstbedrohte Land ist, und weil es sich vor allen um die Bildung einer großen Landmacht handelt, die sich zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten vermag. Die Mitwirkung einer Seemacht ist dabei zwar sehr wünschenswerth, aber doch nicht unumgänglich erforderlich, weil Deutschland im Falle der Noth seine Küsten auch ohne Marine vertheidigen kann.

Um darüber ganz klar zu sehen, blicken wir nur auf die natürlichen Verhältnisse.

Eine große Seemacht im modernen Sinne ist ja Deutschland nie gewesen, und wird es auch nie werden können, weil es physische Hindernisse giebt, welche dies unmöglich machen. Nemlich nicht nur der Mangel an Häfen, sondern vor allem die Cimbrische Halbinsel, welche den Zusammenhang der deutschen Küste durchbricht, und eine etwaige

Ostseeflotte von der Nordsee abschneiden könnte, wie umgekehrt eine Nordseeflotte von der Ostsee. Dieselbe Ursache aber, welche die maritime Entwickelung Deutschlands lähmt, bewirkt andererseits auch, daß es von der Seeseite aus keine erheblichen Angriffe zu fürchten hat, weil für Deutschland die Vertheidigung von der Landseite immer viel vortheilhafter sein muß, als für den Feind der Angriff von der Seeseite. Denn zu Lande stehen die Küsten der Ostsee und Nordsee in einer sehr leichten Verbindung, während die Verbindung zur See um so weitläufiger ist. Rechnet man dazu noch die geringe Tiefe unserer Küstengewässer, welche die Annäherung großer Schiffe nur an wenigen Punkten gestattet, so darf man behaupten, daß ein Seeangriff für Deutschland immer nur eine secundäre Bedeutung haben wird. Der Mangel einer Marine kann also im Falle eines Krieges wohl empfindliche Verluste für Deutschland herbeiführen, wird aber niemals über den Ausgang des Krieges entscheiden, zum Wenigsten nicht, so lange es auf die bloße Defensive ankommt. Wollte freilich Deutschland einen aggressiven Krieg führen, so würde dann unter Umständen eine Marine viel wichtiger, und vielleicht ganz unentbehrlich sein. Eine rein defensive Politik hingegen ist auch ohne eine große Seemacht, d. h. selbst ohne die Mitwirkung Englands ausführbar, wenn sich nur die deutsche Coalition dafür um so enger zusammenschließt. Und dies ist der Gesichtspunkt, von welchem man ausgehen muß.

8.

Nichts destoweniger würde eine maritime Ergänzung dieser continentalen Coalition durch den Beitritt Englands sehr wichtig bleiben, und die europäische Lage ist der Art, daß ein solcher Beitritt nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern noch vielmehr im Interesse Englands selbst liegt, und zur Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts mit Nothwendigkeit gefordert wird.

Macht England noch ferner darauf Anspruch, zu den großen europäischen Mächten zu gehören, was seit einiger Zeit allerdings zweifelhaft erscheinen kann, so gehört dazu ein ununterbrochener Einfluß auf die Continental-Politik; und daß ein solcher stattfinde, war eine

wesentliche Voraussetzung für das bisherige politische System Europa's. Allein, wodurch kann England einen solchen Einfluß geltend machen? Es war leicht, so lange dasselbe die unbestrittene Seeherrschaft besaß, und darum schon durch eine maritime Expedition in vielen Fällen entscheidend einzuwirken vermochte. Heute hingegen, wo es mit der französischen und russischen Marine zu concurriren hat, würde eine maritime Expedition Englands nirgends entscheidend sein. Wenn also England seinen continentalen Einfluß noch länger bewahren will, so gehören continentale Allianzen dazu. Und was noch mehr dazu gehört, ist ein System von festen Grundsätzen.

Allein England scheint seit Jahren vergessen zu haben, wodurch es sich in früheren Zeiten zu seiner bevorzugten Stellung erhoben hat, nemlich durch seine Kämpfe für das europäische Gleichgewicht, und als der Wächter des europäischen Völkerrechts. Anstatt nun aber seine Basis in dem europäischen Völkerrecht zu suchen, will es sich jetzt auf einen Brei von Liberalismus stellen, der so wenig Consistenz besitzt, daß er sich durch die napoleonische Chablone als pâte impériale verarbeiten läßt. Anstatt ferner seine Hauptstärke in der Festigkeit seiner Ueberzeugungen zu suchen, wie zur Zeit des ersten Napoleon, scheint es sie jetzt vielmehr in dem Talent zu suchen, sich aller Ueberzeugungen zu entschlagen, und in jede beliebige Wendung einzugehen, grade wie der Wind auf der Windrose umspringt; und wenn es früher der Balancier der europäischen Politik war, so scheint es jetzt die Wetterfahne derselben werden zu wollen.

Eine Staatsweisheit, welche ihre Hülfsmittel lediglich in einer pfiffigen Grundsatzlosigkeit sucht, kann aber nur damit endigen, daß sie einer grundsätzlichen Pfiffigkeit erliegt, und wenn sie Frankreich zu ihren Zwecken zu benutzen vermeint, vielmehr selbst die Zwecke desselben befördern muß. Denn der Napoleonismus hat wohl eine tiefere Berechtigung in der Weltgeschichte als der Palmerstonismus, der eben grade nur gut genug ist, um von jenem als Werkzeug verbraucht zu werden. Darum spricht man von Napoleon I. und Pitt, wie von zwei Antagonisten, aber von Napoleon III. und Palmerston, wie von Herrn und Bedienten, und die kleinen Hinterlistigkeiten, die ein Be-

dienter gegen seinen Herrn auszuführen vermag, haben noch niemals die Weltgeschichte aufgehalten.

Es erklärt sich, daß England nach der Juli-Revolution sich an Frankreich anschloß, denn das Zusammengehen der Westmächte hatte eine gewisse Nothwendigkeit gegenüber dem Zusammenhalten der östlichen Mächte in der heiligen Allianz. Es erklärt sich auch, daß sich England mit Napoleon III. zu dem Krimkriege verband, weil ein überwiegendes Interesse vorlag, aber nachdem durch eben diesen Krieg die heilige Allianz zerstört worden, so dürfte schwer erklärlich sein, welchen Werth die westmächtliche Allianz noch für England haben sollte. Vielmehr dürfte grade für England das dringende Bedürfniß bestehen, dem mit der heiligen Allianz zerfallenen Gleichgewicht durch eine große continentale Coalition eine neue Basis zu geben, wozu sich schon damals in Oesterreich ein Anknüpfungspunkt darbot. Es würde nicht schwer gewesen sein, Preußen dafür zu gewinnen, und der Pariser Congreß hätte dann mit einer Tripel-Allianz endigen können, welche den französischen wie den russischen Prätensionen einen eisernen Riegel vorschob, und in Constantinopel ein Schloß davor legte. Statt dessen schien es den englischen Staatsmännern wichtiger, sich mit dem italienischen Liberalismus zu beschäftigen, um schließlich durch den Namen Cavour verdunkelt zu werden, und selbst als Minister Louis Napoleon's nur die zweite Rolle zu spielen.

Immer bleibt der gesunde Menschenverstand der erste Philosoph, und wehe der Politik, welche durch pfiffige Wendungen gleichsam den gesunden Menschenverstand selbst zu überlisten gedenkt. Der gesunde Menschenverstand aber sagt, daß England seinen continentalen Einfluß nur durch continentale Allianzen zu behaupten vermag, und daß es sich nur mit solchen Continentalmächten verbinden kann, die nicht selbst als Seemächte mit ihm concurriren, und die ihm nicht sein indisches Reich selbst abzudisputiren vermögen oder gesonnen sind, sondern die vielmehr selbst ein Interesse daran haben, England in seiner Machtstellung erhalten zu sehen. Der gesunde Menschenverstand sagt also, daß dies nur die deutschen Mächte sein können; wohingegen eine Verbindung mit Frankreich grade eben so weise sein würde, wie die des Schafes mit

dem Wolf. Und um die alte Geschichte zu vollenden, so fehlt auch der Kohlkopf der Popularität nicht, woran das Schaf sich zu mästen gedenkt, um hinterher, mit dem Kohlkopf im Leibe, selbst verspeist zu werden.

Gleichviel, ob die zeitweiligen Staatsmänner Albions diese Wahrheit einsehen oder nicht, sie bleibt darum nicht minder wahr. Meinungen können sich ja bald ändern, und wie schnell ändern sie sich heut zu Tage in England, indessen die Staatsinteressen sich auf die Dauer dennoch geltend machen. Wenn also Preußen seinen Haugwitz gehabt, warum soll England nicht seinen Palmerston haben? Aber warum soll es nicht auch sein Jena haben, zumal da es schon sein Hasting gehabt?

9.

Nur eine große Coalition kann das mit der Pentarchie selbst zerfallene europäische Gleichgewicht wiederherstellen, und weit entfernt, die noch übrig gebliebene leere Form dieser Pentarchie zu conserviren, oder deren Wiederbelebung zu versuchen, kommt es vielmehr darauf an, ebenso thatsächlich als grundsätzlich aus derselben herauszutreten. Es kommt auf den Muth der Wahrheit an, die nichts weiter sein will, als was sie ist, und nicht scheinen will, was sie nicht ist. Leerer Schein aber ist es, daß zwischen den fünf Großmächten noch irgend eine Gemeinschaft bestände, und durch Großmachts-Congresse oder Conferenzen noch irgend eine Frage gelöst, oder auch nur ein Conflict beschwichtigt werden könnte, nachdem die Erfahrung vorliegt, daß sie nur dazu dienen neue Conflicte hervorzurufen, und das nöthige Material für einen künftigen Casus belli zu beschaffen. Anstatt also durch Congresse sich selbst die Hände zu binden, und der russisch-französischen Politik in die Hände zu arbeiten, ist die erste Bedingung: keine Congresse mehr!

Es ist wahr, daß es dem europäischen Völkerrecht dann an einem allgemeinen Organe fehlt, und daß dies unleugbar ein Unglück ist, aber ein noch viel größeres Unglück wäre es, dem offenbarsten Unrecht den Schein des Rechtes aufzudrücken, und Grundsätze zu sanctioniren, deren Folgen nur mit dem völligen Untergange des europäischen Staatensystems endigen könnten. Darum keine Congresse mehr; keine Einmischung in die Angelegenheiten dritter Staaten; keine Garantie für irgend welche

neue Stipulationen; auch keine Vermittelungen mehr, ſondern entweder reine Paſſivität oder Zuſchlagen.

Diejenigen Staaten, welche entſchloſſen ſind einen gemeinſamen Weg zu gehen, und dafür ihre Kraft einzuſetzen, bilden alſo die Coalition, und dieſe Coalition hat ſich nur mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beſchäftigen. Sie wirft ſich nicht zum europäiſchen Schiedsrichter auf, erkennt aber auch keinen ſolchen an. Haben gleichwohl andere Staaten ein Intereſſe, ihre Exiſtenz oder ihre Rechte durch dieſe Coalition garantirt zu ſehen, ſo mögen ſie ſich derſelben anſchließen, und theilen dann mit den Pflichten auch die Rechte. Denn es giebt in der Coalition keine Großmachts-Ariſtokratie, ſondern Groß und Klein geht neben einander, und die kleinen Staaten werden ſich als ein ſehr brauchbares Material erweiſen, um die größeren Werkſtücke zu einem ſoliden Bau zu verbinden.

Dieſer Bau wird auf der Baſis der europäiſchen Verträge ruhen, für welche man gleichwohl keine Garantie übernimmt, außer inſofern es die Mitglieder der Coalition betrifft. Inmitten zwiſchen Frankreich und Rußland wird er daſtehen, und ohne dieſen Mächten grundſätzlich entgegenzutreten, doch thatſächlich den Einfluß derſelben durchbrechen. So wird er die alte Schaukelpolitik in ein ſtabiles Gleichgewicht verwandeln, welches immer neue Garantieen erlangt, je mehr dieſer Bau ſich ſelbſt conſolidirt und erweitert. Was hindert, daß er ſich vom Nordkap bis zum Faro ausdehnt, ohne alle Gewalt noch Zwang, wie durch eine Art von Freimauerei, die ihre Bauhütten überall findet, wo es noch Staatsmänner giebt, welche ſich der über Europa hereinbrechenden Rechtloſigkeit zu widerſetzen entſchloſſen ſind.

Noch iſt dieſer Bau nur erſt ein Entwurf, aber ſein Fundament iſt bereits gelegt. Es iſt nichts Anderes als der Deutſche Bund, der ſich von jetzt an als das Hypomochlium des europäiſchen Gleichgewichts bewähren ſoll, ſo ſehr auch die Politiker der Doctrin oder der Routine den Kopf darüber ſchütteln mögen. Denn auch an ihm ſoll ſich das Bibelwort erfüllen: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der iſt zum Eckſtein geworden; von dem Herrn iſt das geſchehen, und es iſt wunderbarlich vor unſeren Augen.“

VIII. Die deutſche Politik.

1. Die Großmachts-Ideen im Widerſpruch mit den Forderungen einer deutſchen Politik. — 2. Hervortreten dieſes Widerſpruchs in dem italieniſchen Kriege. — 3. Hoffnung auf Verſtändigung.

Nunmehr zu dem Punkte der Unterſuchung gelangt, wo ſich das Problem des europäiſchen Gleichgewichts in das Räthſel der deutſchen Frage verläuft, müſſen wir in dieſelbe einzudringen verſuchen. So werden wir uns zwar ſcheinbar von den europäiſchen Angelegenheiten ſehr weit entfernen, aber je mehr es uns gelingt, den Kern der deutſchen Frage zu enthüllen, um ſo mehr wird auch das europäiſche Problem wieder hervortreten, und iſt es uns beſchieden, bis in den Mittelpunkt derſelben zu gelangen, ſo wird ſich eine Perſpective eröffnen, welche die geſammten europäiſchen Verhältniſſe klar überſchauen läßt.

Ehe wir aber dieſe neue Unterſuchung beginnen, möge hier zur Einleitung derſelben eine kurze Betrachtung folgen, aus der ſich zweierlei ergeben wird. Einmal nemlich, welche Schwierigkeit eine deutſche Politik für ſich ſelbſt hat, und ſodann, wie unmittelbar dieſelbe mit den Fragen des europäiſchen Gleichgewichts verbunden iſt. Sollen wir nicht daraus ſchließen, daß einerſeits die deutſche Frage nur im Lichte der europäiſchen Politik zu löſen iſt, andererſeits aber die europäiſche Politik nur erſt in Deutſchland ihre Erfüllung findet?

1.

Wie viel ist nicht seit Jahren von einer deutschen Politik gesprochen, aber Niemand denkt an den Widerspruch, in welchem das Verlangen nach einer deutschen Politik mit dem Charakter zweier deutscher Bundesstaaten als europäischer Großmächte steht. Denn was soll eine deutsche Politik noch bedeuten, wenn Oesterreich und Preußen für sich selbst schon europäische Großmächte sind? Man könnte freilich sagen: „Wenn schon diese beiden Staaten, die doch nur zwei Glieder von Deutschland sind, als zwei europäische Großmächte gelten, eine wie große Großmacht muß nicht erst das gesammte Deutschland sein?“ Aber man könnte auch erwiedern: „Eben weil die beiden mächtigsten Bundesglieder sich als selbstständige europäische Großmächte benehmen, so bleibt für Deutschland selbst nur die Ohnmacht übrig,“ und diese Behauptung hat wenigstens die Erfahrung für sich. Also entweder keine deutsche Politik, oder keine österreichische und preußische Großmacht, denn Beides widerspricht sich.

Auch wird dieser Widerspruch wenigstens in Betreff Oesterreichs sehr allgemein zugegeben. Wenn man aber sagt, dasselbe könne keine deutsche Politik führen, weil es so viel undeutsches Volk umfaßt, so übersieht man, daß der Widerspruch doch vielmehr in der Idee der Großmacht selbst liegt, welche eine deutsche Politik für Oesterreich unmöglich macht, auch ohne die Magyaren, Slawen u. s. w. Man glaubt also den Widerspruch zu lösen, indem man Oesterreich aus dem Bund hinausweist. Aber liegt nicht in der preußischen Großmacht ganz derselbe Widerspruch, nur daß er hier nicht so sinnfällig hervortritt, weil die preußische Bevölkerung fast ganz deutsch ist. Preußen soll darum eine deutsche Politik führen, und doch zugleich eine europäische Großmacht sein können; wir haben aber schon früher bemerkt, wie unmöglich dies ist, und so weit verbreitet diese Ansicht auch sein mag, so beruht sie doch auf einer ganz einfachen Täuschung. Man verwechselt nemlich den Charakter der Bevölkerung mit der Staatspersönlichkeit, welche einerseits selbst bei einer überwiegend undeutschen Bevölkerung noch sehr wohl deutsch sein kann (wie es z. B. in dem liefländischen Ritterstaat

ohne Frage der Fall war), und welche andererseits selbst bei einer rein deutschen Bevölkerung um deswillen doch nicht schlechtweg deutsch ist. Denn die Mittelstaaten und Kleinstaaten haben ja alle eine ganz deutsche Bevölkerung, aber ist um deswillen die baiersche oder die hannoversche Politik u. s. w. schlechtweg als die deutsche zu bezeichnen? Oder ist z. B. die baiersche Politik um deswillen mehr deutsch gewesen als die österreichische, weil zu Baiern weder Magyaren, noch Slawen, noch Italiener gehören?

Ist Preußen eine europäische Großmacht, so ist damit ausgesprochen, daß dieser Staat das Bewußtsein hat sich selbst zu genügen, und nur nach seinen eigenen Ideen und Interessen Politik treibt, die dann eben eine preußische Politik ist. Daß aber diese Politik jemals mit einer deutschen Politik identisch sein könne oder solle, ist ein schielender Gedanke, der, wenn man ihn je auszuführen versucht, auch nur zu einem schielenden Resultate führen kann, welches in Wahrheit weder preußisch noch deutsch ist, sondern zwischen Berlin und Frankfurt in der Luft schwebt, d. h. ungefähr über Gotha. Es giebt also nur die Alternative: Entweder ist Preußen eine europäische Großmacht, und führt eine preußische Politik, oder es führt eine deutsche Politik, und ist in diesem Falle keine Großmacht, weil in der Idee der Großmacht doch zum mindesten so viel liegt, daß man sich selbst genügt. Wenn aber Preußen sich selbst genügt, wozu führt es eine deutsche Politik?

Und was heißt überhaupt eine deutsche Politik? Es kann doch nur die Concentration der deutschen Interessen in einen Mittelpunkt bedeuten, gleichviel ob dieser Mittelpunkt in einem collectiven und künstlichen, oder in einem natürlichen Subjecte liegt. Wie kann es aber einen solchen Mittelpunkt für Deutschland geben, so lange es deutsche Großmächte geben soll, die doch folglich ihren Mittelpunkt in sich selbst haben?

Doch wir haben bereits gezeigt, wie es sich mit dem Großmachtscharakter verhält, und daß er in der That und Wahrheit weder Oesterreich noch Preußen zukommt. Eben deswegen ist eine deutsche Politik allerdings möglich, und wird um so eher zu erreichen sein, je eher man sich von den Großmachtsideen losmacht, von denen wir weiter gezeigt

haben, wie sie mit dem pentarchischen Systeme zusammenhängen, und eben darum auch mit demselben begraben sein sollten. Gleichwohl gehen sie noch als ein Gespenst umher, und wir werden sehen, welche Verwirrung dieses Gespenst noch anzurichten vermag.

2.

Der so lang verhüllte Widerspruch, welcher zwischen dem Großmachtscharakter und dem Bundescharakter Preußens und Oesterreichs besteht, mußte endlich heraustreten, sobald dieses Doppelverhältniß auf eine ernstliche Probe gestellt wurde. Und die ernsteste Probe für alle politischen Combinationen ist immer ein Krieg.

Bis zu den jüngsten Ereignissen hatte seit Stiftung des Bundes keine der beiden deutschen Großmächte mit einer anderen europäischen Großmacht Krieg geführt, sobald es aber zu einem solchen kam, mußte auch der Conflict zwischen der Bundesverfassung und dem pentarchischen System offenbar werden, da dieses letztere sich mit dem Bunde nur so lange vertrug, als der deutsche Bund selbst sich nicht an der europäischen Politik betheiligen konnte oder wollte. Mit dem österreichisch-französischen Krieg ist also dieser Conflict zu Tage getreten, und mit ihm alle die Unklarheiten, welche in dem Doppelcharakter Oesterreichs und Preußens als europäischer Großmächte und deutscher Bundesglieder liegen. Lassen wir jetzt die Thatsachen reden.

Oesterreich führt einen Krieg als europäische Großmacht, und begehrt dabei die Unterstützung des Bundes. Nach Art. 46 der Wiener Schlußacte hatte es dazu kein Recht, doch nach Art. 47 blieb es allerdings dem Bunde unverwehrt die Hülfe zu gewähren, in sofern er es um seiner selbstwillen für nothwendig erachtete. Es war also für den Bund selbst nicht eine Frage des Rechtes, sondern der Politik. Allein wie soll der Bund dazu kommen, sich in einen Krieg zu stürzen, den Oesterreich als europäische Großmacht führt, den es ohne Rath und Wissen des Bundes begonnen, und an dessen diplomatischen Antecendenzien der Bund keinen Antheil genommen? Gleichwohl glaubte Oesterreich mit seinen Wünschen durchzudringen, gestützt auf den thatsächlichen Einfluß, den es über viele Bundesglieder ausübt. Es übersah aber dabei das

eben so thatsächlich bestehende Verhältniß, wonach ohne die Zustimmung Preußens kein Bundeskrieg möglich ist, und Preußen wollte keinen Bundeskrieg.

Was wollte denn aber Preußen? Wie Oesterreich als europäische Großmacht Krieg führte, so wollte es als europäische Großmacht vermitteln, und wie jenes die Unterstützung des Bundes zu seinem Kriege, so forderte dieses die Unterstützung des Bundes zu seiner Vermittelung. Wenn aber Preußen als europäische Großmacht vermitteln will, wie kommt der Bund dazu, ihm dabei helfen zu sollen?

Und endlich der Bund selbst, was hat er denn gethan, und was kann er thun, wenn Oesterreich als Großmacht Krieg führt, und Preußen als Großmacht vermittelt? Es bleibt ihm kaum etwas Anderes übrig, als auch seinerseits zu vermitteln, nemlich zwischen Oesterreich und Preußen, und als Resultat dieser Vermittelung mag die Mobilisirung gelten, die allerdings zwischen Kriegführen und Nichtkriegführen ein Mittleres ist; was aber einerseits weder Oesterreich noch Preußen, noch dem Bunde selbst das Allergeringste genützt, noch andererseits Louis Napoleon das Allergeringste geschadet hat, vielmehr demselben den allererwünschtesten Vorwand gab, sich zur gelegenen Zeit aus der Affaire zu ziehen.

Ist es aber vielmehr Preußen, welches diese Mobilisirung beantragt, so kann man wieder fragen, ob es dabei als europäische Großmacht, oder als deutscher Bundesstaat handelte? und es will weder zu dem Einen noch zu dem Anderen passen. Denn als europäische Großmacht hat es damit entschieden zu viel gethan, weil überhaupt keine specifisch preußischen Interessen in Frage standen; als deutsche Macht aber entschieden zu wenig, weil allerdings deutsche Interessen in Frage standen, welche nicht gewahrt worden sind. Oder hat Deutschland nicht allerdings das Interesse, an seiner Südgrenze sich keine Macht bilden zu lassen, welche eine aggressive Politik führt, und mit dem revolutionären Nationalitätsprincip die Integrität des deutschen Bundesgebiets bedroht, indem sie ganz nach denselben Grundsätzen, wonach sie heute Mailand beansprucht, morgen das südliche Tyrol beanspruchen wird? Daß also Deutschland in Sardinien jetzt einen

solchen Nachbar bekommen, ist ein unbestreitbarer Nachtheil, und daß es sich diese Benachtheiligung ruhig gefallen ließ, ist, auf deutsch gesagt, eine Schande für Deutschland.

Auf Seiten Oesterreichs, wie auf Seiten Preußens, waren es somit die einen und selben Großmachts-Ideen, welche die Gesichtspunkte verschoben; auf beiden Seiten dieselbe Absicht den Bund zu einer bloßen Maschinerie für diese Großmachtspolitik zu machen; auf beiden Seiten derselbe Streit über die Benutzung dieser Maschinerie. Wenn es aber so war, und wenn es so ist, was kann aus dieser beiderseitigen Großmachtspolitik für Deutschland herauskommen? Nichts anderes als, wie schon gesagt, die Ohnmacht, die auch wieder klar genug hervorgetreten ist. Denn wie es zur Zeit der belgischen Revolution geschah, daß an den Grenzen des Bundes eine Territorial-Veränderung eintrat, welche die Sicherheit desselben verminderte, ohne daß gleichwohl ein thätiges Einschreiten dagegen stattfand, so ist es jetzt in der Lombardei geschehen. Welche große Nation würde sich etwas Aehnliches gefallen lassen? Wir haben es in der schleswig-holsteinschen Frage erlebt, daß selbst eine Macht wie Schweden thatsächlich intervenirte, weil sie eine Grenzveränderung an der Eider, welche sie doch selbst gar nicht unmittelbar berührte, nicht gestatten zu dürfen glaubte, der deutsche Bund hingegen, der doch zwei sogenannte Großmächte in seinem Schooße zählt, hat sich in dem vorliegenden Falle zu keiner Intervention zu ermannen vermocht. Nun vergleiche man einmal die Machtverhältnisse Schwedens und Deutschlands, und dann das respective Verfahren in diesen beiden Fällen, und wir werden es dann dem Leser überlassen dürfen, das Urtheil darüber zu sprechen.

Der rasche Abschluß des Friedens hat die weitere Entwickelung dieser Angelegenheit durchschnitten, — aber wohin hätte es vielleicht noch kommen können? Die Note des Fürsten Gortschakoff wollte ja dem deutschen Bunde das Recht bestreiten, sich nur überhaupt in die italienische Frage einzumischen. Wie nun, wenn die Dinge weiter gingen, und dann mehr kategorische Drohungen von Rußland erfolgten? Hätte dann nicht vielleicht die sonderbare Wendung eintreten können, daß zwar Oesterreich keine Hülfe bekam, aber dennoch Krieg geführt

werden mußte: nicht zwar mit Frankreich sondern mit Rußland, und nicht zwar wegen irgend eines realen Interesses, sondern lediglich um den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß man allerdings das Recht habe Krieg zu führen.

3.

So hat denn das Aufwallen des Nationalgefühls in diesem Frühjahre ganz ähnlich geendet wie im Jahre 1848, nemlich mit einer allgemeinen Verstimmung, und mit einem neuen Zerwürfniß zwischen Preußen und Oesterreich, das alle deutschen Unternehmungen wie ein unabwendbares Verhängniß zu begleiten scheint. Schon dachte man, daß eine neue Periode der deutschen Politik beginne, aber es ist überhaupt zu keiner deutschen Politik gekommen, sondern nur zu erneuerten Versuchen der alten Großmachspolitik, nemlich zu einem österreichischen Großmachtskriege, und zu einer preußischen Großmachtsvermittelung, die beide ungefähr dasselbe Ende genommen. Möchte dies für Oesterreich und Preußen eine Lehre sein, wie es sich mit ihrem Großmachts-Charakter verhält. Dann könnten grade diese gescheiterten Unternehmungen den Anfang zu einer besseren Wendung der deutschen Angelegenheiten bilden. Klarheit aber thut vor Allem Noth, wenn man je auf eine Besserung hofft.

Entweder keine Großmachtspolitik, oder keine deutsche Politik, und entweder keine Pentarchie, oder kein deutscher Bund. Denn aus dem Nebeneinanderbestehen dieser Gegensätze entspringen alle die Verwickelungen, Täuschungen und Niederlagen, an welchen unsere Geschichte seit einer Reihe von Jahren so reich ist, und am allerreichsten grade die preußische. Darf man sich aber über die Folgen eines Systems ereifern, während man doch selbst in den Ideen desselben befangen ist, und selbst danach urtheilt und handelt? Wer an der pentarchischen Großmachtstheorie festhält, hat kein Recht über die deutsche Zerrissenheit und Ohnmacht zu klagen, so gewiß als die deutsche Zerrissenheit eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die Pentarchie bildet, und so gewiß als für Deutschland eben nur die Ohnmacht übrig bleiben kann, wenn Oesterreich und Preußen jedes für sich die Großmacht vorweg nehmen.

Anſtatt alſo in perſönlichem Irrthum oder Uebelwollen zu ſuchen, was weit mehr in allgemeinen Verhältniſſen, oder in der allgemeinen Unklarheit liegt, und anſtatt ſich in gegenſeitigen Recriminationen zu ergehen, die zu nichts taugen als das Uebel zu verſchlimmern, ſollte man ſich zu verſtändigen ſuchen. Und was könnte die Verſtändigung hindern, wenn man nur den ernſtlichen Willen dazu hat, und diejenige Billigkeit mitbringt, ohne welche keine Ausgleichung möglich iſt? Wie viel iſt nicht ſeit Jahren gefehlt worden, und zwar von allen Seiten! Aber ſelbſt wenn man ſich nicht verſtändigt, ſo ſollte man doch nie die Achtung vergeſſen, welche ſich die deutſchen Bundesſtaaten unter allen Umſtänden gegenſeitig ſchulden, und niemals vergeſſen, daß nichts ſo ſehr dazu beiträgt, Deutſchland in den Augen des Auslandes herabzuſetzen, als dieſes gegenſeitige Sichverkleinern, Sichverunglimpfen und Sichverdächtigen der deutſchen Staaten. Denn welche Achtung kann eine Nation beanſpruchen, die ſich nicht einmal ſelbſt zu achten gelernt hat?

IX. Geſchichtliche Entwickelung der deutſchen Staaten.

A. Preußen.

1. Einleitung. — 2. Politik des großen Friedrich. — 3. Falſche Anſicht über die Entſtehung des preußiſchen Staates. — 4. Analyſe der preußiſchen Staatsbildung. — 5. Erſte Anfänge des preußiſchen Staates. — 6. Sein Verhältniß zu Polen. — 7. Die baltiſchen Küſtenländer. — 8. Die Markgrafen und die deutſchen Ritter. — 9. Brandenburg und Meißen. — 10. Innere Verfaſſung der Marken. — 11. Grundcharakter des preußiſchen Staates. — 12. Aufſchwung und Verfall der deutſchen Coloniſation. — 13. Das moderne Preußen. — 14. Reſultat.

1.

Der Widerſpruch, welcher zwiſchen der Forderung einer deutſchen Politik, und zwiſchen der öſterreichiſchen und preußiſchen Großmachtspolitik beſteht, iſt nunmehr dargelegt. Soll es für dieſen Widerſpruch eine Löſung geben, ſo muß ſich nachweiſen laſſen, daß die europäiſche Bedeutung, welche dieſen beiden deutſchen Hauptmächten in der That zukommt, grade aus der deutſchen Entwickelung ſelbſt entſpringt, und daß es grade die deutſche Politik iſt, wodurch ſie ſelbſt ihre eigene Machtſtellung ſichern, und vielleicht verſtärken können, und daß ſie eben um deßwillen ihren Gravitationspunkt nicht in der Pentarchie, ſondern im deutſchen Bunde zu ſuchen haben. Dieſen Nachweis gedenken wir jetzt zu führen.

Wir werden uns zu dem Ende die Frage ſtellen müſſen: was iſt Oeſterreich? was iſt Preußen? in wiefern ſind dieſe beiden Staaten von den übrigen deutſchen Staaten verſchieden? in wiefern hängen ſie mit denſelben zuſammen? in wiefern iſt eine gemeinſame Politik für das ganze deutſche Staatenſyſtem denkbar?

Zu einer vollſtändigen Beantwortung dieſer Fragen würde eine ſynthetiſche Entwickelung der deutſchen Staatenbildung gehören, die für ſich ſelbſt ein beſonderes Werk wäre. Hier hingegen behandeln wir das Thema nur analytiſch, d. h. wir wollen verſuchen, das Netz der deutſchen Staatengeſchichte nach ſeinen Hauptſträngen aufzuflechten, um dadurch das Geſetz der deutſchen Staatenbildung zu erkennen.

Wir beginnen darum mit dem jüngſten Product dieſer Bildung, d. h. mit dem preußiſchen Staate, deſſen Verhältniß zu Deutſchland am verwickeltſten iſt. Es enthält zugleich die meiſten Schwierigkeiten, und führt zu den meiſten Unklarheiten. Die Beſeitigung derſelben wird daher ſehr weſentlich dazu beitragen, uns das Verſtändniß für die ganze deutſche Staatenbildung zu eröffnen.

2.

Nach den herrſchenden Anſichten gilt der preußiſche Staat für ein Werk der hohenzollernſchen Regenten, insbeſondere des großen Kurfürſten und ſeiner Nachfolger. Wäre dies nun richtig, ſo folgte es dann ganz von ſelbſt, daß die Handlungsweiſe jener Regenten gewiſſermaßen das Geſetz der preußiſchen Politik bilden, und insbeſondere das Beiſpiel des großen Friedrich als das eigentliche Muſter derſelben gelten müßte. Denn wo wäre ſo viel Ruhm mit ſo viel Erfolg verbunden? Da es nun ferner grade Friedrich war, welcher Preußen zu einer europäiſchen Macht erhob, und, wie früher gezeigt, grade aus dem Zeitalter Friedrichs die erſten Anfänge der Pentarchie datiren, ſo folgt es um ſo mehr, daß alle diejenigen preußiſchen Politiker, welche an dem pentarchiſchen Syſtem feſthalten, auch von vorn herein geneigt ſind, ihre politiſchen Ideen an die Traditionen des großen Friedrich anzuknüpfen.

Dieſe Richtung iſt daher ſo vorherrſchend, daß man ſich in der

Regel nicht einmal die Mühe nimmt, die Zeitumstände zu untersuchen, unter welchen dieser große Mann handelte, und sich die Frage zu stellen, ob denn die heutigen Umstände überhaupt noch eine solche Politik ermöglichen? Oder wäre es etwa heute noch möglich, daß Preußen einen siebenjährigen Krieg gegen die vereinte Macht von Frankreich, Oesterreich und Rußland aushielte? Selbst das Genie eines Friedrich würde sich nicht sieben Monat lang dagegen behaupten können. Somit ist die Möglichkeit, sich inmitten der großen europäischen Militairmächte für sich allein zu erhalten, für Preußen überhaupt verschwunden. Ist es aber wirklich so, wie kann man heute noch auf das Beispiel des großen Friedrich provociren?

Friedrichs Politik charakterisirt sich nach zwei Hauptrichtungen, nemlich einmal nach seinem Verhältniß zum deutschen Reich, und sodann nach seiner Stellung zu Oesterreich. Darüber folgendes.

„Das Reich, sagt Ranke (Neun Bücher preußischer Geschichte), galt ihm, insofern es Ansprüche gewährte, nicht, insofern es Verpflichtungen auferlegte.“ Er sah es also als ein nutzbares Object an, und Preußen galt ihm als ein rein europäischer Staat, der von dem Reiche so viel als möglich Vortheil zu ziehen, aber demselben so wenig als möglich zu leisten habe. Noch weniger wäre es ihm in den Sinn gekommen, seine Politik nach deutschen Gesichtspunkten abzumessen, sondern nach rein preußischen. Das war Friedrichs deutsche Politik.

Wer die damaligen Verhältnisse erwägt, wird ihn um deswillen nicht schelten. Kaiser Joseph machte es grade ebenso, und man kann sogar sagen, es war gewissermaßen ein Verdienst dieser beiden Männer, daß sie die Auflösung des alten morschen Reichsverbandes, der doch einmal dem Untergang geweiht war, so sehr befördert haben. Denn seit dem dreißigjährigen Kriege war die deutsche Geschichte nichts anderes als eine fortschreitende Zersetzung. Was konnte also ein großer Mann anders sein, als ein großartiges Werkzeug dieser Zersetzung? Jeder tüchtige deutsche Regent hat damals den Particularismus befördert, d. h. er hat den Untergang des Reiches befördert. Spricht man aber jetzt von einer deutschen Politik, so liegt doch darin die Forderung, daß sich dieser Zersetzungsproceß vielmehr in einen Einigungsproceß

verwandele, und es iſt ſelbſtredend, daß dazu eine ganz andere Politik gehört. Wer alſo von Preußen eine deutſche Politik fordert, kann jedenfalls das Muſter derſelben nicht bei dem großen Friedrich ſuchen wollen, ſelbſt nicht in dem neuerdings ſo viel beſprochenen Fürſtenbunde, da weder Friedrich noch Herzberg je ernſtlich an eine Reorganiſation Deutſchlands gedacht haben.

Nun muß man aber doch fragen, ob denn dieſe Politik für Preußen, und reſp. für Oeſterreich, in letzter Inſtanz von wirklichem Vortheil geweſen? Auſterlitz und Jena mögen darauf antworten. Es waren vielmehr Frankreich und Rußland, welche den Vortheil davon zogen, und die Wahrheit gebietet zu ſagen, daß es eben dieſe Politik war, wodurch Preußen und Oeſterreich ſelbſt die Uebermacht dieſer beiden Reiche verſchuldet haben, die, wie bereits gezeigt worden, vor Allem auf dem preußiſch-öſterreichiſchen Antagonismus beruht. Soll gleichwohl dieſer Antagonismus auch ferner noch das Grundgeſetz der preußiſchen Politik bilden, wie es allerdings unter dem großen Friedrich der Fall war? d. h. ſoll die eigentliche Aufgabe Preußens in dem Kampf gegen das Haus Habsburg beſtehen, und dieſer Kampf je nach Umſtänden mit Hülfe Frankreichs oder Rußlands geführt werden, wie es Friedrich allerdings gethan?

Wir wollen dieſe Politik nicht vom moraliſchen Standpunkte aus beurtheilen, auch nicht einmal vom deutſchen, ſondern lediglich die Frage aufwerfen, ob ſie heutzutage nur überhaupt noch im preußiſchen Intereſſe läge, alſo ob ſie das geeignete Mittel wäre, um Preußens Machtſtellung wirkſam zu verbeſſern? Was heißt das aber? Alle Machtverhältniſſe ſind doch relativ, und die Frage wäre alſo, ob ſich die relative Geltung Preußens in Europa dadurch ſteigern würde? Sehen wir uns die Sache darauf an.

Preußen hat links und rechts zwei übermächtige Nachbarn, und grade in dieſer Nachbarſchaft liegt die Haupturſache ſeiner Schwäche und Inferiorität. Wollte es nun gleichwohl grade mit Hülfe dieſer Nachbarn eine Vergrößerung erſtreben, ſo werden dieſelben ihre guten Dienſte gewiß nicht umſonſt leiſten, ſondern ihrerſeits auch dabei gewinnen wollen, und vielleicht grade am meiſten gewinnen, wie es in

der Regel in einer Löwengesellschaft zu geschehen pflegt. Das relative Machtverhältniß bliebe demnach unverändert, und Preußen immer der Schwache zwischen zwei Starken. Soll also Preußen je einem wirklichen Vortheil erzielen, so kann dies nie mit Hülfe Frankreichs oder Rußlands geschehen, sondern immer nur trotz Frankreich, und trotz Rußland.

3.

Wenn man in einer Gedankenreihe von einer falschen Voraussetzung ausgeht, so wird die Verwirrnng um so größer, je weiter man darin fortschreitet. So ist es mit den Ansichten über die preußische Politik ergangen, welche endlich zu dem Gothaismus geführt, und eben darin das Maximum der Verwirrung erreicht haben. Nach dieser Weltansicht wird nemlich einerseits zugegeben, daß die heutige preußische Politik nicht mehr der Richtung des großen Friedrich folgen könne oder solle, im Gegentheil, es soll eine deutsche Politik daraus werden, andererseits aber hält man unerschütterlich an den alten Großmachts-Ideen fest, und hält ebenso an der Meinung fest, welche den preußischen Staat für eine ganz moderne Bildung ansieht, die von dem großen Kurfürsten herdatire; und grade um deswillen soll Preußen die Kraft wie den Beruf haben, jetzt gewissermaßen auch ein modernes Deutschland zu schaffen. Wie sonderbar, wenn doch grade das Charakteristische der preußischen Geschichte seit dem großen Kurfürsten eben darin besteht, daß es sich vom Ganzen loszureißen, und etwas für sich selbst Bestehendes zu werden strebte! Und eben daraus soll jetzt sein Beruf zur deutschen Einigung folgen?

Und was liegt denn überhaupt in der Forderung einer deutschen Politik? Soll sie nicht etwa eine bloße Phantasie sein, so liegt nothwendig die Voraussetzung darin, daß zwischen allen Gliedern des deutschen Körpers ein reales Band bestehe, welches zwar zeitweilig verkannt werden mochte, aber nun wieder anerkannt und zur Geltung gebracht werden soll. Und soll etwa dieses Band bloß in den Interessen der Gegenwart liegen, sondern muß es nicht auch die Vergangenheit umfassen, und zwar um so mehr, je stärker es sein soll? Denn es wird

gewiß um ſo ſtärker ſein, je tiefer ſeine Wurzeln in die Vergangenheit hinabreichen. Iſt es doch grade die Verkettung der Geſchlechter, welche eine Nation bildet, und wo liegt die Subſtanz einer Nation, wenn nicht vor Allem in ihrer Geſchichte? Wäre es alſo wirklich an dem, daß man den preußiſchen Staat als eine ganz moderne Bildung auffaſſen müßte, — und zwar als eine Bildung, welche nicht ſowohl aus dem allgemeinen deutſchen Entwickelungsproceß, als aus dem beſonderen Genie der hohenzollernſchen Regenten hervorgegangen wäre, ſo würde doch grade dieſer neue hohenzollernſche Staat eine deutſche Politik ganz unmöglich machen, und ſelbſt am allerwenigſten den Beruf dazu haben die deutſche Einheit zu begründen, wenn nicht etwa an die Stelle eines Germaniens ein Hohenzolleranien treten ſollte.

Wir ſagen demnach: Soll eine deutſche Politik überhaupt möglich ſein, und ſoll insbeſondere Preußen einen Beruf dazu haben, ſo muß es eine unrichtige Anſicht ſein, daß der preußiſche Staat eine ganz moderne Schöpfung ſeiner Regenten ſei, ſondern er muß vielmehr eine Evolution der deutſchen Nation ſein, und muß viel ältere Wurzeln haben, die bis an den Urſprung des deutſchen Reiches zurückreichen, und grade mit allen denjenigen Factoren verſchlungen ſind, welche damals den Aufſchwung der deutſchen Nation bewirkten.

So verhält es ſich in der That, wie wir jetzt nachweiſen werden. Und dieſer Nachweis iſt nicht einmal ſchwierig, ſondern ſehr leicht, da er ſich auf die unzweifelhafteſten Thatſachen ſtützt. Auch ſind dieſe Thatſachen ſo allgemein bekannt, daß man vielmehr fragen muß, wie es je geſchehen konnte, daß man das Gewicht derſelben überſah.

4.

In jeder Staatsentwickelung wirken zwei Momente, ein Moment der Freiheit, und ein Moment der Nothwendigkeit. Jenes liegt in dem Willen der Menſchen, insbeſondere der leitenden Perſönlichkeiten; dieſes liegt theils in den phyſiſchen Bedingungen, theils und noch viel mehr in den geſchichtlichen Antecedentien, da ſelbſt die Handlungen der Freiheit immer einen Niederſchlag hinterlaſſen, welcher für die kommenden Geſchlechter wie etwas urſprünglich Gegebenes wirkt, und ſomit

ein Element der Nothwendigkeit bildet. Diese beiden Elemente enthält also jede Staatengeschichte, aber ihr gegenseitiges Verhältniß kann doch sehr verschieden sein.

Nun ist offenbar, daß grade in der preußischen Geschichte, seit dem großen Kurfürsten, die Wirkung einer freibildenden Regierungsthätigkeit entschieden in den Vordergrund tritt, eben weil es die Periode war, wo das deutsche Nationalleben am ohnmächtigsten war. Und weil nun diese Thätigkeit von so großen Erfolgen gekrönt wurde, so übersah man ganz die Antecedenzien, auf welchen sie selbst ruhten, und schrieb ihr eine Schöpferkraft zu, welche sie in der That niemals besessen hat.

Betrachten wir nur die glänzendsten Resultate dieser vermeintlichen Schöpferkraft, um uns sofort zu überzeugen, daß das, was als Schöpfung erscheint, in der That nur eine Wiederherstellung und Umbildung war.

Was that der große Kurfürst? Er erwarb zuvörderst Pommern. Aber doch nur in Kraft des alten Lehnsverbandes, der zwischen Brandenburg und Pommern bestand, und diesen Lehnsverband haben weder Er noch überhaupt die Hohenzollern gegründet, sondern die Markgrafen aus dem Askanischen Hause und die Hohenstaufen. Er erlangte ferner die Souveränität in dem damaligen Herzogthum Preußen, und dieses Ereigniß war so wichtig, daß es den Angelpunkt der ganzen späteren Entwickelung des preußischen Staats bildet. Aber hatten nicht schon vier Jahrhunderte vorher die alten Hochmeister von Preußen ihrerseits auch de facto die Souveränität ausgeübt, und waren noch obenein viel mächtiger gewesen, als es der große Kurfürst je wurde? Denn sie konnten bereits mit 60,000 Mann im Felde erscheinen, was der große Kurfürst bei Weitem nicht vermochte; und was vollends die Finanzkräfte des großen Kurfürsten anbetrifft, so halten dieselben gar keinen Vergleich mit denjenigen der großen Hochmeister aus. Diese konnten sich darum über ein Menschenalter lang, und für sich allein, gegen das damals im Aufschwunge begriffene Polen behaupten, während der große Kurfürst sich selbst gegen das im Verfall begriffene Polen doch nur mit Hülfe der Schweden behaupten konnte. So groß ist der Unterschied zwischen der Macht der großen Hochmeister aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, und der Macht des gro-

ßen Kurfürſten. Und doch ſoll die preußiſche Macht erſt von dem letzteren gegründet ſein!

Aber, wird man vielleicht entgegnen, es war doch jedenfalls etwas Neues, daß die Mark Brandenburg mit dem Ordenslande in Verbindung trat, und dieſe Verbindung datirt doch erſt von Johann Sigismund, und gelangte erſt unter dem großen Kurfürſten zur vollen Verwirklichung. Im gewiſſen Sinne, nemlich der Form nach, iſt dies allerdings wahr, aber wir werden alsbald zeigen, wie der Sache nach von Anfang an eine Verbindung zwiſchen Brandenburg und Preußen beſtanden hat, ſo daß es ſich auch in dieſer Hinſicht nicht um eine neue Gründung, ſondern vielmehr nur um die Fortſetzung und Vollendung einer viel älteren Entwickelung handelt.

Gehen wir jetzt zu Friedrich II. über. Was hat er denn gethan? Er hat Weſtpreußen erworben, was aber bekanntlich ſchon vor vier Jahrhunderten zu Preußen gehört hatte, und noch obenein mit dem wichtigen Thorn und Danzig, die Friedrich noch nicht einmal bekam. Schleſien hingegen war allerdings eine neue Erwerbung. Allein auch dieſe war durch die Jahrhunderte vorbereitet, und nicht bloß durch die aus den hohenzollernſchen Erbverbrüderungen entſtandenen Rechtsanſprüche, ſondern realiter dadurch begründet, daß Schleſien aus einem polniſchen Herzogthum allmälig eine deutſche Colonie geworden, und durch dieſen deutſchen Coloniſationsproceß, der bis in das zwölfte Jahrhundert hinabreicht, in eine thatſächliche Verbindung mit der Mark Brandenburg getreten war.

Selbſt die neueſten preußiſchen Erwerbungen aus dem Jahr 1815 ſind zum Theil nur eine Wiederherſtellung alter Beſitzverhältniſſe. Denn ſchon Albrecht der Bär beſaß Wittenberg (den Kurkreis) und die Lauſitz, und die ſogenannte ſächſiſche Pfalzgrafſchaft (Sangerhauſen) hat ſchon der große Waldemar beſeſſen. Ja die Mark Brandenburg reichte damals in der Richtung nach Lüneburg und Mecklenburg noch beträchtlich weiter, als ſie heute reicht, und dieſer große Askanier war ſchon ſo mächtig, daß er einmal eine Coalition des ganzen Nordens gegen ſich aushalten konnte, und das war vor mehr als fünf Jahrhunderten.

Immer alſo ſieht man ſich auf die askaniſchen Markgrafen, und auf die preußiſchen Hochmeiſter zurückgewieſen, inſoweit es ſich um die Geſchichte des ganzen öſtlichen Theils des heutigen preußiſchen Staates handelt, welcher doch bei Weitem den Hauptbeſtandtheil des Ganzen bildet. Aber wer waren denn dieſe Markgrafen, und dieſe Hochmeiſter, was hat ſie denn in dieſe Länder geführt, und was hat ſie ſo mächtig gemacht?

Abermals ſehen wir uns in eine noch fernere Zeit zurückgewieſen. In die deutſche Kaiſerzeit, welche mit den ſächſiſchen Kaiſern beginnt, und mit den Hohenſtaufen endigt, in die ſtolze Zeit der deutſchen Macht und Herrlichkeit.

Wie ein neu erſchloſſener Quell ſeine hervorſprudelnden Wellen nach allen Richtungen hin ergießt, ſo geſchah es damals, daß das unter dem ſächſiſchen Heinrich zum erſten Male geeinigte Deutſchland nach allen Seiten hin ſeine aufſchäumende Kraft ergoß: über den Rhein, über die Alpen, über die Eider und über die Elbe. Nirgends iſt dieſe Kraft ganz reſultatlos abgefloſſen, ihr größtes Reſultat aber hat ſie jenſeits der Elbe zurückgelaſſen. Denn was die Ausbreitung nach dieſer Richtung veranlaßte, das war nicht bloß der ritterliche Trieb eines kampfmuthigen und vergrößerungsluſtigen Geſchlechtes, auch nicht bloß die Macht einer beginnenden Cultur gegenüber der Barbarei, ſondern es war zugleich der chriſtliche Glaubenseifer einer ſelbſt nur erſt ohnlängſt bekehrten Nation, gegenüber dem zähen wendiſchen und preußiſchen Heidenthum. Dieſe drei Kräfte, zu einer Wirkung verbunden, haben die deutſche Herrſchaft nach Nordoſten ausgebreitet, und drei Jahrhunderte genügten, daß deutſches Weſen von den Ufern der Saale bis in die dunklen Wälder Litthauens, und bis an die eiſigen Ufer des Peipus vordrang.

Das war die eigentliche Gründung des preußiſchen Staates, den man eben deswegen als eines der großartigſten Werke der deutſchen Nation betrachten muß. Nicht der große Friedrich oder der große Kurfürſt, noch überhaupt die Hohenzollern, noch ſelbſt die Askanier und die Hochmeiſter, ſondern die deutſche Nationalkraft hat ihn gegründet. Die Askanier und die Hochmeiſter waren nur die Werkführer in dieſem

großen Unternehmen, der große Kurfürſt aber nebſt dem großen Friedrich waren überhaupt nicht Gründer, ſondern nur Wiederherſteller, und dieſe Behauptung iſt ſo richtig, daß dieſe Wiederherſtellung der altgegründeten deutſchen Herrſchaft ſogar bis heute die ehemaligen Grenzen noch nicht ganz wieder erreicht hat.

Oder wollte man vielleicht entgegnen, jener große Coloniſationsproceß, welcher die deutſche Herrſchaft von der Saale bis an den Peipusſee ausbreitete, ſei eben nur ein Zweig der deutſchen Geſchichte, und gehöre nicht der preußiſchen Geſchichte an, ſo iſt vielmehr die Wahrheit, daß er beiden angehört. Und eben darin iſt die Doppelnatur des preußiſchen Staates begründet, nemlich einerſeits für ſich zu beſtehen, und andererſeits doch nur einen Theil von Deutſchland zu bilden. Das alte Deutſchland ging über ſich ſelbſt hinaus, und daraus eben ging der preußiſche Staat hervor, weil in der Coloniſation von vorn herein der Keim der Selbſtſtändigkeit enthalten war.

Die preußiſche Geſchichte hat darum zweierlei zu zeigen, nemlich einmal, wie ſich dieſe Keime zu einem ſelbſtſtändigen Staate entwickelten, was ganz naturgemäß erfolgen mußte; und ſodann, wie ſich dieſer Staat, anſtatt ſich als ein Glied des großen deutſchen Körpers zu fühlen, ſich mehr und mehr davon löſte, und demſelben zeitweilig ſogar entgegen trat, was niemals hätte geſchehen ſollen. Sie wird dereinſt auch von der Wiedervereinigung zu erzählen haben. Denn das iſt das allgemeine Geſetz der Geſchichte: Theſis, Antitheſis, Syntheſis. Die Antitheſis aber geht aus der Analyſis, d. h. aus der Zerſetzung hervor, und es ſcheint wohl, die analytiſche Periode der deutſchen Geſchichte iſt beendet, und die ſynthetiſche will beginnen.

Jetzt werden wir die Hauptmomente der preußiſchen Staatsbildung hervorheben.

5.

Der erſte Conflict des Deutſchthums mit dem öſtlichen Völkerſyſtem fällt ſchon in das Carolingiſche Zeitalter, und ſchon unter Karl dem Großen ging eine Reihe von Grenzmarken von der unteren Elbe die Saale und den Böhmer Wald entlang, über die Donau hinweg,

in die Alpen hinein, bis nach Italien. Aber der nördliche Theil dieſer Marken ging in den ſpäteren Stürmen wieder vollſtändig unter, und hat bei den wendiſchen Völkern weder einen Saamen des Chriſtenthums noch der deutſchen Civiliſation zurückgelaſſen. Erſt unter den Sächſiſchen Kaiſern wurden an der Elbe dauernde Stiftungen begründet, und erſt von da an datiren die erſten Anfänge des preußiſchen Staats.

Mit der Wiederherſtellung des deutſchen Wehrſyſtems, welche König Heinrich nach ſeinen erſten Kämpfen mit den Ungarn unternahm, hebt die Entwickelung an. Und von dem Tage an, wo Heinrich bei Werben über die Elbe ging (man weiß die Zeit nicht genau), beginnt die ununterbrochene Reihe der Kämpfe wie der Stiftungen, als deren Reſultat jetzt der preußiſche Staat daſteht. Schon 928 wurde Brandenburg erobert. Und doch dauerte es noch über zweihundert Jahre, und Ströme von Blut mußten noch fließen, ehe ein geſicherter Beſitz daraus wurde.

Das wichtigſte Mittel dazu war die Stiftung der wendiſchen Bisthümer unter Kaiſer Otto I. zu Havelberg, Brandenburg, Merſeburg Zeitz und Meißen, und die Vereinigung derſelben unter dem Erzbisthum Magdeburg, wodurch der ganze Complex der wendiſchen Länder in kirchlicher Hinſicht ein Ganzes bildete. Zugleich wurden dieſelben dadurch von dem weſtlichen Deutſchland unabhängig, weil ſie nun ihren eigenen Metropolitanverband hatten. Darum konnte auch die Stiftung dieſes neuen Erzbisthums, obgleich es der Lieblingswunſch des großen Kaiſers war, doch nur nach langem Widerſtreben des Biſchofs von Halberſtadt und des Erzbiſchofs von Mainz durchgeſetzt werden, welche Beide ſo ſehr dadurch verloren, und wurde endlich erſt auf der Synode von Ravenna entſchieden. Es war ein überaus folgenreicher Act, und iſt als eine der weſentlichſten Grundlagen anzuſehen, worauf die Bildung des preußiſchen Staates beruht.

Das Seitenſtück zu dieſer kirchlichen Einheit war die militairiſch-adminiſtrative Einheit, welche der große Markgraf Gero gründete, indem er allmälig alle Marken unter ſeiner Herrſchaft vereinigte (vgl. v. Leutſch „Markgraf Gero"). Dieſe reichte nun ſüdlich bis an die Grenze von Böhmen, weſtlich bis an den Harz, und öſtlich bis über die Oder hinaus, da die Fürſten von Pommern, Polen und Schleſien dem Reiche

huldigen mußten, und zunächſt unter dem Markgrafen ſtanden, was keineswegs bloß eine leere Form war. Man ſieht, wie ſchon die erſte Anlage ins Große ging, denn ſie umfaßte faſt die ganze öſtliche Hälfte des heutigen preußiſchen Staates, und reichte ſogar nach Süden noch weiter. Die Mark des Gero fiel alſo gewiſſermaßen mit dem erzbiſchöflichen Sprengel von Magdeburg zuſammen, und in ſpäteren Zeiten entſtand daraus der oberſächſiſche Kreis, der auch faſt dieſelben Länder umfaßte.

Dieſer große Kaiſer und dieſer große Markgraf waren es, von denen gewiſſermaßen der erſte Entwurf des preußiſchen Staates ausgegangen iſt. Jener ruht bekanntlich in Magdeburg, dieſer in Gernrode am Harz, wo ſeine Familiengüter lagen.

Es iſt bemerkenswerth, daß auch Albrecht der Bär, als der Stammvater der askaniſchen Markgrafen, aus der Harzgegend ſtammt, bekanntlich aus Ballenſtedt. Askanier heißen ſie wegen ihrer Reſidenz in Aſchersleben, welches lateiniſch Askanien genannt wurde. Wegen des Beſitzes von Anhalt heißen ſie auch Anhaltiner. Bis ſoweit reichten die Verbindungen der Mark Brandenburg von Anfang an, und ſchon unter den Askaniern traten die Grafen von Wernigerode in den brandenburgiſchen Lehnsverband.

Dieſe Landſchaft iſt es alſo, wo die deutſche und die preußiſche Geſchichte einerſeits zuſammenfließen, und andererſeits ſich ſcheiden. Hier hatten die ſächſiſchen Kaiſer ihren Lieblingsſitz in Quedlinburg, und von hier aus kamen die großen Markgrafen. Auf den Waldbergen des Harzes entſprang das ſchwungvolle Weſen, welches die ganze Geſchichte der ſächſiſchen Kaiſer wie der askaniſchen Markgrafen charakteriſirt.

Auch liegt hier zugleich der Knoten, wodurch der Faden der preußiſchen Geſchichte ſogar mit dem Zeitalter der Karolinger verflochten iſt. Nemlich durch das Bisthum Halberſtadt, das ſchon von Karl dem Großen geſtiftet war, und deſſen Sprengel nach Oſten hin urſprünglich bis an die Elbe und Saale ging, und nach Norden hin den größten Theil der heutigen Altmark umfaßte, wo die Grenzen des Halberſtädter Bisthums mit denen des Bisthums Verden zuſammenliefen. Darum kann man in gewiſſem Sinne ſagen, daß Brandenburg-Preußen aus

dem Schooße des Bisthums Halberstadt hervorgegangen ist, denn aus diesem Sprengel wurden die Landschaften herausgeschnitten, womit Otto I. Magdeburg fundirte. Ein Theil der Altmark, nemlich das sogenannte Balsamer Land, zwischen Ohra, Milde und Biese, blieb aber immer unter dem Bisthum Halberstadt, und hat bis zur Reformation unter einem halberstädtischen Archidiakonus gestanden. Wie manigfaltige Verbindungen mußten daraus entspringen, namentlich durch das Lehnswesen, da in Folge dessen viele altmärkische Edelleute halberstädtische Lehn erwarben, wie umgekehrt die halberstädter Kirche Güter in der Altmark besaß. Und eben daraus erklärt es sich, daß das Feld der brandenburgischen Geschichte von Anfang an bis an den Harz reicht.

6.

Es ist ferner hervorzuheben, wie gleich die ersten Anfänge dieser Geschichte zu einer Verbindung mit Polen führten. Denn das ein und selbe Unternehmen, wodurch die Wenden in der Mark unterworfen wurden, begründete zugleich die Abhängigkeit Polens vom deutschen Reich, wie denn auch das Bisthum Posen ursprünglich unter Magdeburg stand. Und obgleich sich diese Abhängigkeit später wieder löste, so hat doch Polen fortwährend mannigfaltige Einwirkungen von Deutschland erfahren, andrerseits aber auch auf Deutschland zurückgewirkt, und es sind grade die heutigen preußischen Länder, in welchen diese Wechselwirkung hervorttitt.

Um daher die an diesen Punkt sich anschließenden Verhältnisse auf einmal zusammenzufassen, werden wir sagen, daß die preußische Geschichte grundwesentlich eine Beziehung auf Polen enthält, und es folglich überhaupt unrichtig ist, Preußen als einen rein deutschen Staat anzusehen. Die offenkundigsten Thatsachen sprechen gegen diese Ansicht, und damit man sieht, wie wichtig diese Thatsachen doch sind, wollen wir hier die vornehmsten derselben anführen.

Schlesien war ursprünglich ein polnisches Herzogthum; der größte Theil der Neumark hatte desgleichen zu Polen gehört; Pommern stand unter polnischer Hoheit, und wurde von da aus christianisirt, zwar durch den deutschen Bischof Otto von Bamberg, aber unter den

Auspicien Boleslaws III., der ihn nach Pommern schickte. Desgleichen hatte schon früher Boleslaw I. den heiligen Adalbert nach Preußen geschickt. Später berief Conrad von Masovien die deutschen Ritter, und durch den Frieden von Thorn wurde Preußen ein polnisches Lehen, was es zwei Jahrhunderte lang verblieb. Andererseits nahm dann Preußen an der ersten Theilung Polens Theil, welcher bald die zweite und dritte folgte, wodurch sich die preußische Grenze bis über Warschau ausdehnte. Polen war in demselben Maße emporgekommen, als der preußische Ordensstaat verfiel, und das moderne Preußen war wieder in demselben Maße emporgekommen, als die polnische Republik verfiel. Es konnte kaum anders geschehen, denn schon die Landkarte zeigt, wie unmöglich es ist, daß ein mächtiges Preußen und ein mächtiges Polen neben einander bestehen können. Die Natur hat diese Länder ebenso verflochten wie die Geschichte.

Kann man nun in Wahrheit sagen, daß diese Geschichte die Entwickelung eines rein deutschen Staates ist? Sind ferner die zwei Millionen Slawen, welche noch heute in Preußen leben, eine verschwindende Größe, und soll das slawische Blut, welches dem größten Theil der preußischen Bevölkerung beigemischt ist, so gar nicht in Rechnung kommen? Denn nirgends wurden die Wenden ganz verdrängt, ja in der Ukermark, in der Neumark und in der Lausitz dürfte vielleicht der größte Theil des Landvolkes slawischen Ursprungs sein, und nicht bloß die Bauern sondern auch zahlreiche Adelsfamilien. Selbst die Bevölkerung der märkischen Städte war wohl nirgends rein Deutsch, da namentlich die Fischer und Schiffer allermeist Wenden waren, und gewiß auch der größte Theil der dienenden Klasse. Und wie viel slawische Elemente enthalten Schlesien, Pommern, Westpreußen und Masuren! Soll dies Alles bedeutungslos sein?

Nur in einem Zeitalter, welches die historische Bildung der Staaten für etwas ganz Gleichgültiges hielt, konnte man diese Thatsachen ignoriren. Dann kam noch eine mißverstandene Deutschthümelei hinzu, der es sogar ehrenrührig schien, in dem preußischen Staat ein slawisches Element anzuerkennen, obgleich doch die Erfahrung lehrt, daß grade eine Völkermischung für die Staatenbildung viel günstiger ist als die

Reinheit des Blutes, und also diese slawische Beimischung durchaus nicht für einen Mangel des preußischen Staates anzusehen ist. Endlich ist gar die gothaische Theorie aufgekommen, wonach es die specifische Aufgabe des preußischen Staates sein soll, die deutsche Einheit herzustellen, und die Mark Brandenburg gleichsam das prädestinirte Land, um den Kern eines neuen Deutschlands zu bilden. Dieser Theorie muß freilich die dennoch nicht zu umgehende Anerkennung eines slawischen Elementes in Preußen durchaus widerwärtig sein, weil daraus die Folge entspringt, daß das angebliche deutsche Kernland viemehr ein von einem Mischvolke bewohntes Colonialland ist, welches zwar um deswillen nicht das Geringste von seiner wirklichen politischen Wichtigkeit verliert, aber nicht ferner mehr zur Basis einer phantastischen Theorie dienen kann; da es ungefähr wie die Faust aufs Auge paßt, wenn dieses Colonialland den specifischen Beruf haben soll den Mittelpunkt von Deutschland zu bilden, so gewiß als es doch grade die hinausstrebenden und centrifugalen Tendenzen der deutschen Nation sind, welche sich in Brandenburg-Preußen verkörperten. Oder will man etwa die Wahrheit dieser Behauptung für die Vergangenheit der preußischen Geschichte anerkennen, dann aber behaupten, daß diese centrifugalen Tendenzen sich nunmehr in centripetale verwandelt hätten, und daß doch jedenfalls die Zukunft des preußischen Staates von rein deutschen Fragen abhinge? Womit kann man das beweisen? Oder sollte nicht auch die polnische Frage einigermaßen in die preußische Zukunft eingreifen? Denn es scheint wohl, daß es grade Preußen ist, für welches diese Frage am interessantesten sein dürfte.

7.

Zu den ersten Anfängen Brandenburgs zurückkehrend, drängt sich uns jetzt die Frage auf, wie es denn gekommen sei, daß das Obotritenland nicht in die Mark hinein gezogen wurde, wofür doch fast alle Umstände zu sprechen scheinen. Die Trennung beruhte aber auf drei Ursachen.

1. Nemlich gab es an der unteren Elbe keinen Markgrafen, weil man die Slawen dort nicht zu unmittelbaren Nachbarn hatte, da auch

am rechten Ufer die nordalbingischen Sachsen wohnten. Hier führte den Krieg kein sächsischer Markgraf, sondern der Sachsenherzog selbst. Darum war es Heinrich der Löwe, welcher die Obotriten unterwarf, und Albrecht dem Bären blieben nur die Wilzen.

2. War schon bei der ersten Stiftung des Bisthums Verden der Sprengel desselben über das ganze Küstenland zwischen der Elde, Peene und Ostsee ausgedehnt, und die kirchlichen Eintheilungen waren damals sehr entscheidend, denn sie waren heilig und unantastbar. Obgleich nun dieser große Sprengel später zertheilt wurde, so kamen die neuen Bisthümer doch in den Metropolitanverband von Bremen, und nicht unter Magdeburg, wie die märkischen Bisthümer. Dem entsprechend kam auch Mecklenburg später zum niedersächsischen Kreis, Brandenburg hingegen zum obersächsischen; und so gehört es heute zum zehnten Armeecorps des deutschen Bundes, was ohne das Erzbisthum Hamburg-Bremen, welches Ludwig der Fromme vor mehr als tausend Jahren stiftete, vielleicht nicht der Fall sein würde.

3. Bestand auch damals noch eine sehr wirksame Naturgrenze, so lange es an der Elde und Peene noch breite Sümpfe und dicke Wälder gab, welche den Verkehr zwischen Brandenburg und Mecklenburg überaus schwierig machten.

Aus demselben Grunde bildete damals auch die Netze eine Naturgrenze, und so geschah es, daß Pommern, obwohl zeitweilig von Polen unterworfen, doch immer ein eigenes Fürstenthum blieb. In späteren Zeiten hingegen erwies sich grade dieses Wasser als der bequemste Verbindungsweg, und der große Friedrich eilte seiner Zeit den bromberger Canal zu ziehen, wodurch eine ununterbrochene Wasserverbindung von der Spree bis nach dem curischen Haff zu Stande kam.

Wie nun ferner die Herrschaft des deutschen Ordens und der Schwertbrüder in Preußen und Liefland begründet wurde, so ging die sehr merkwürdige Erscheinung daraus hervor, daß das ganze Küstenland von Lübeck bis Narva eine eigenthümliche, von der des Hinterlandes ganz verschiedene Entwickelung nahm. Welche Folgen mußte das haben?

Eine dieser Folgen war es, daß grade dieses baltische Küstenland

der wichtigste Stützpunkt der Hansa wurde, Lübeck ihr Haupt, Danzig und Riga ihm zur Seite stehend, weil das relative Gewicht der Seestädte nirgends so entschieden hervortrat, wie in diesen Küstenländern. Den Kern der Hansa bildete darum immer das sogenannte wendische Quartier. Waren doch schon die alten Wenden kühne Schiffer und gefürchtete Seeräuber gewesen, und nach Lützow (Geschichte Mecklenburgs) haben sie insbesondere die Handelsverbindungen über Nowgorod nach Kiew eröffnet, welche lange Zeit für die Hansa so einträglich blieben.

Aber eine noch wichtigere Folge war es, daß diese Küstenländer sich auf die Dauer doch als zu schwach erwiesen, um sich gegen einen mächtigen Feind zu behaupten. Eine Bedrohung derselben konnte ebenso von der See aus wie zu Lande erfolgen, nemlich in ersterer Richtung von Dänemark und Schweden, in letzterer von Polen und Rußland, und alle diese vier Mächte haben in der That der Reihe nach eine theilweise Herrschaft über diese Küste ausgeübt, und Rußland herrscht daselbst noch heute. Es bestand also die Gefahr, daß alle diese Küstenländer, an deren Geschichte so viel deutscher Ruhm haftet, doch hinterher ganz von Deutschland getrennt werden könnten, weil sie keine Verbindung mit dem deutschen Hinterlande hatten.

Da trat nun eben die Wichtigkeit Brandenburgs hervor. Es war für diese Küste das einzige deutsche Hinterland. Gelang es ihm, sich mit diesen Küstenländern zu verbinden, so konnten dieselben dadurch für Deutschland erhalten bleiben, und es war dann zugleich die Basis eines Staates gewonnen, der schon durch seine bloße Lage eine europäische Bedeutung hatte. Denn dieses Küstenland zog vor Polen und Rußland vorüber, gegenüber lag Skandinavien, Verbindungen mit dem Auslande gehörten zu seinen Lebensbedingungen.

Aber wie kamen die brandenburgischen Markgrafen an die Küste? Antwort, durch die Lehnsherrschaft über Pommern. Und indem sie durch Pommern ihre Hand nach Preußen ausstreckten, und dasselbe mit Brandenburg verknüpften, entstand daraus der heutige preußische Staat.

8.

Sehen wir jetzt, wie sich diese Verbindung allmälig entwickelte,

und wie natürlich es war, daß sich der preußische Ordensstaat an die brandenburgische Markgrafschaft anschloß.

Hier folgen einige Data nach Stuhrs brandenburgischer Kriegsgeschichte.

Schon Albrecht der Bär erkannte die Wichtigkeit der Ritterorden für seine militairische Colonisation. Er zog die Johanniter und Templer in die Mark, und gründete die Comthurei Werben. Ueberall siedelten sich dieselben nun an, wo es einen gefährlichen Vorposten zu schützen gab. Als im Lande Barnim die Grenzen noch unbestimmt waren, gründeten sie Müncheberg. Die Vorburgen gegen Mecklenburg im Lande Stargard, Friedland und Neu-Brandenburg, haben sie auf Veranlassung der Markgrafen erbaut, sowie in der Uckermark Lychen und Templin. Da man von der Oder aus weiter fortschreiten wollte, so bemächtigten sie sich zuvörderst Cüstrins. Von da ging man über und befestigte Drossen, dann Zilenzig, welches Otto mit dem Pfeile den Tempelherren gab, die ihm dafür Cüstrin abtraten. Die Vorhut in Lagow bekamen die Johanniter.

Unter ununterbrochenen Kämpfen wurde nicht nur die Herrschaft ausgebreitet, sondern auch die deutsche Civilisation begründet, namentlich durch die Anlage deutscher Städte. Da nun jede ummauerte Stadt nach damaligen Verhältnissen eine Festung war, und zum Stützpunkt für neue Eroberungen dienen konnte, so wurde die Anlage der Städte ganz planmäßig nach strategischen Zwecken berechnet, und zwar zum Angriff. Man bildete darum immer ein Festungsdreieck, um von der Spitze aus anzugreifen, und an der Basis den Rückhalt zu finden. Durch jede neue Stadt entstand folglich ein neues Dreieck, d. h. der Angriffspunkt wurde vorgeschoben, und der frühere Angriffspunkt diente zum Rückhalt. Wie die Feldmesser durch Triangulirung ein Land aufnehmen, so nahm man es durch diese Festungsdreiecke in Besitz, die polnische wie die pommersche Herrschaft immer weiter zurückdrängend. Denn auf Pommern glaubten die Markgrafen vermöge ihrer Lehnsherrschaft ein unbedingtes Recht zu haben, und standen darüber in ununterbrochener Fehde mit den Pommern. Diese, der deutschen Strategie nicht gewachsen, konnten sich nicht anders dagegen

vertheidigen, als indem sie selbst deutsche Festungen anlegten, und zu diesem Zwecke selbst deutsche Bürger in das Land riefen, weil die Slawen keine gemauerten Festungswerke anzulegen verstanden, sondern nur Pfahlwerke, dergleichen man in Arkona fand. Wie also die Anlage der Städte in Brandenburg vorzugsweise auf den Angriff berechnet war, so in Pommern auf Vertheidigung. Durch diese deutschen Städte in Pommern wurde nun allerdings den Fortschritten der Markgrafen ein Ziel gesetzt, aber auch ganz Vorpommern sehr schnell verdeutscht. In Hinterpommern hingegen, und Pommerellen, erhielt sich der Slawismus noch länger, und ist daselbst auch heute noch nicht ganz erloschen.

Aber hier hatte man einen noch viel schlimmeren Feind an den heidnischen Preußen, und zum Schutz gegen dieselben berief der Fürst Grimslaw die Johanniter, welche sich bereits in der Neumark angesiedelt hatten. Er übergab ihnen im Jahre 1198 Stargard, d. h. Preußisch-Stargard. Von da aus gründeten sie Schöneck und die Comthurei Lubissow, so daß sie nun schon dicht an der Weichsel standen.

Man sieht, wie es der eine und selbe Entwickelungsproceß war, welcher nicht nur die deutsche Herrschaft und die deutsche Civilisation in Brandenburg gründete, sondern in seinen Folgen auch Pommern ergriff. Die Johanniter spielten darin von Anfang an eine wichtige Rolle, sie kamen mit den Markgrafen, deren Fortschritte sie begleiteten, und zogen durch die Neumark nach der Weichsel hin. So haben sie dem deutschen Orden die Bahn gebrochen, und den Weg gewiesen.

Ohne die Markgrafen in Brandenburg hätte es keine Ritter in der Marienburg gegeben, denn die Eroberungen derselben in Preußen waren nichts anderes, als die Fortsetzung der märkischen Militair-colonisationen. Der deutsche Orden war die letzte Welle des großen deutschen Aufschwunges, der von den Ottonen her datirt. Glaubenseifer und Kriegslust hatten ursprünglich die Haupttriebfedern gebildet, doch je mehr und mehr trat auch das bürgerliche Element hervor, und der Handelsgeist wurde wach. Die Zeit der Hansa begann, mit deren Geschichte die Ordensgeschichte sehr wesentlich verflochten ist.

Wie die Neumark die natürliche Straße nach Preußen bildet, so

mußte eine natürliche Verbindung zwiſchen den Markgrafen und den Hochmeiſtern entſtehen. Beide hatten denſelben Feind, und waren die gemeinſamen Stützen der deutſchen Herrſchaft im Norden. Auch iſt man ſich deſſen ſehr wohl bewußt geweſen. Die Askanier haben darum einen ſehr wirkſamen Antheil an den Kreuzzügen nach Preußen genommen, und entſagten ſogar ihren Anſprüchen auf Pommerellen, um allen Streit mit dem Orden zu vermeiden. Andererſeits hat der Orden nicht minder gewußt, wie wichtig Brandenburg für ihn wäre, und nachdem die Mark in Verfall gerathen, und in Gefahr ſtand in polniſchen Beſitz überzugehen, erwarb er ſelbſt die Neumark.

Demnach kann man unbeſtreitbar behaupten, daß eine thatſächliche Verbindung zwiſchen der Mark und dem Ordenslande von Anfang an beſtanden hat, und durch die Hohenzollern nicht ſowohl begründet, als vielmehr nur erneuert, und in eine ſtaatsrechtliche Form gebracht worden iſt.

Auch wird aus dem Vorſtehenden klar, wie es geſchehen konnte, daß die Geſchichte von Liefland einen ſo ganz anderen Verlauf nahm, wie die von Preußen, obgleich ſie doch auch mit einer geiſtlich-militairiſchen Coloniſation beginnt. Aber die erſte Occupation war hier auf dem Seewege erfolgt, nemlich von Bremen aus. Die innere Verfaſſung beider Länder war merklich verſchieden, ein unmittelbares Verſchmelzen der Territorien gelang nicht, da die litthauiſche Herrſchaft wie ein Keil dazwiſchen blieb. Liefland hatte daher keine Verbindung mit Brandenburg, und ſo iſt es für Deutſchland verloren gegangen. Es hätte ſich auf die Dauer nur durch eine Marine behaupten laſſen.

9.

Eine andere Frage iſt noch, wie es geſchehen konnte, daß die Mark Meißen von der Mark Brandenburg getrennt wurde, und dann eine ganz andere Entwickelung nahm, woraus das Königreich Sachſen hervorging? Markgraf Gero hatte, wie geſagt, alle Marken vereinigt, aber nach ſeinem Tode wurden fünf Marken daraus, die jedoch wieder zu zweien verſchmolzen wurden, nemlich Brandenburg und Meißen, die dann aber immer getrennt blieben. Woher dieſe Trennung?

Nach Stuhr erfolgte sie aus strategischen Gründen, weil die Angriffslinie zu ausgedehnt war. Man bedurfte nemlich im Norden einen Stützpunkt gegen die Wilzen und Obotriten, und fand ihn in Werben; nach Süden hin galt der Kampf den Sorben und Dalemnitzen, welche einen Rückhalt an Böhmen hatten, und gegen diese zog man von Merseburg aus. Die Kriegführung war dadurch getheilt. Nach dem Emporkommen von Magdeburg hätte man nun freilich ein Centrum für den ganzen Krieg daraus machen können, aber nun hatte sich das Kriegssystem einmal festgestellt, und blieb in seinen Grundlagen unverändert; und so blieben auch die Marken.

Die Mark Meißen entwickelte sich vergleichsweise schnell, und war schon ein aufblühendes Land, als Brandenburg noch eine Wüste war. Die Kriegführung war dort viel leichter, weil die Sorben ein viel weicheres Geschlecht waren als die Wilzen in Brandenburg, welche den zähesten Widerstand leisteten. Aber eben deswegen concentrit sich auch bei Weitem das Hauptinteresse des großen Kampfes zwischen Deutschen und Wenden in Brandenburg, und hier war es, wo er entschieden wurde.

Auch dies beruht auf strategischen Verhältnissen.

Ging man nemlich von Werben aus die Havel herauf nach Spandau, so konnte man von da aus der Havel folgend nach Norden ziehen, und der Spree folgend nach Süden, und näherte sich dann zugleich der Oder. Diese überschritten, lehnte man sich an die Warthe, und drang nach Polen vor. So wurde das ganze Slawenland durchschnitten, und eine Verbindung der Lausitzer und Schlesier mit ihren Stammverwandten in Mecklenburg und Pommern unmöglich gemacht, und dies entschied den Sieg. Die Mark Brandenburg beherrschte die Elbe wie die Oder, und eröffnete den Weg nach der Weichsel. Es war darum eine natürliche Folge daraus, daß späterhin auch das Herzogthum Schlesien an Brandenburg fiel, und nicht an Sachsen (Meißen), obgleich dasselbe doch näher an Schlesien liegt. Aber Sachsen kann keine strategische Herrschaft ausüben, sondern wird vielmehr in strategischer Hinsicht selbst beherrscht, von Brandenburg oder von Böhmen aus.

10.

Endlich ist noch zu sehen, wie es eben dieser militairische Colonisationsproceß war, welcher auch der politischen Verfassung der brandenburgischen Länder ihr eigenthümliches Gepräge gab.

Das Vorherrschen des militairischen Charakters folgte aus der Natur der Dinge, und damit hing es von vorn herein zusammen, daß die landesherrliche Gewalt in der Mark eine viel concentrirtere und stärkere war als in den älteren deutschen Territorien. Auch waren die Markgrafen in den von ihnen erworbenen Territorien viel unabhängiger von Kaiser nnd Reich als die übrigen Fürsten.

Diese größere landesherrliche Gewalt hatte die Folge, daß die Bischöfe dagegen zurücktraten. Sie blieben in den Marken landsässig, während sie in dem westlichen Deutschland überall reichsunmittelbar wurden. In dem ganzen Complex der deutschen Colonialländer sind die geistlichen Herren nirgends zu einer großen politischen Gewalt gelangt, außer einerseits der Erzbischof von Magdeburg, dessen Territorium grade an der Grenze der Mark lag, und andererseits der Erzbischof von Riga. Dieser letztere hatte eine ebenso hervorragende als eigenthümliche Stellung, um deswillen nemlich, weil die Eroberung Liflands ursprünglich von der Kirche ausgegangen war, welche sich daher die Oberhoheit vorbehielt, und den Rittern nur den dritten Theil des Landes überwies. Obgleich nun die Ritter diesen Vertrag nicht hielten, sondern hinterher das Verhältniß umkehren wollten, und die Rechte des Erzbischofs sehr wesentlich schmälerten, so blieb derselbe doch immer ein regierender Herr von beträchtlicher Macht, und galt als ein deutscher Reichsstand. In Preußen hingegen standen die Bischöfe unter dem Orden (außer dem Bischof von Ermeland); während sie in Pommern und Mecklenburg unmittelbar sein wollten, aber doch niemals viel bedeutet haben. In den eigentlichen Marken blieben sie wie gesagt dem Landesherrn unterworfen. Ebenso konnten daselbst keine Reichsstädte, und keine kleinen Dynasten aufkommen. Auch der Mißbrauch der fürstlichen Ländertheilungen fand hier seine Grenze, denn noch ehe die goldene Bulle die Untheilbarkeit der Kurfürstenthümer

feſtſtellte, lag es in der Natur der Sache, daß Militairſtaaten ohne die augenfälligſte Gefahr nicht getheilt werden konnten.

Während alſo in den weltlichen Territorien des weſtlichen Deutſchlands der patrimoniale Charakter vorherrſchte, und zur Zerſplitterung führte, blieben die Marken größere, abgeſchloſſene und mehr uniforme Territorien. Wie nun die Reformation kam, wurden ſie entweder ganz evangeliſch, oder blieben ganz katholiſch. Darum entſtand im nordöſtlichen Deutſchland ein compacter Proteſtantismus, wie im ſüdöſtlichen Deutſchland ein compacter Katholicismus, während das weſtliche Deutſchland wegen der vielen geiſtlichen Territorien, Reichsſtädte und kleineren Herrſchaften, größtentheils gemiſcht wurde.

11.

Es war alſo das Weſen einer Grenzmark, woraus die eigenthümliche Entwickelung der brandenburgiſchen Länder hervorging, und dieſen Charakter hat die ganze öſtliche Hälfte des preußiſchen Staates bis dieſen Tag behalten.

Noch heute bildet die preußiſche Bevölkerung ein Gemiſch, und umfaßt Bruchſtücke von fremden Nationalitäten, deren letzte Ueberbleibſel in der Lauſitz ſich bis auf wenige Meilen der Hauptſtadt nähern. Noch heute iſt dieſes Miſchvolk nach Sitte und Denkweiſe von den Weſtdeutſchen merklich verſchieden, und wird immer verſchieden bleiben, ſo gewiß als es immer die Geſchichte iſt, welche den Hintergrund bildet, worauf das Volksbewußtſein ruht. Die brandenburgiſchen Länder haben aber eine erheblich andere Geſchichte als das weſtliche Deutſchland. In dieſem nemlich ruht das Volksbewußtſein auf den Traditionen des Kaiſerthums, in den brandenburgiſchen Ländern aber auf den Traditionen der Markgrafen, der Hochmeiſter und der Hanſa. Dort verläuft die Geſchichte in das unbeſtimmte Dunkel der Stammſage, hier aber bricht ſie mit einem hiſtoriſchen Ereigniß ab, nemlich mit dem Sieg der Deutſchen über die Slawen, und mit dem Anfang der deutſchen Coloniſation. Es iſt deshalb die Geiſtesrichtung einer Colonie, und zwar einer Militaircolonie, welche hier vorherrſchen muß.

Darum ſind die Brandenburger in militairiſchen und adminiſtra-

tiven Fähigkeiten den Weſtdeutſchen überlegen, und auch wohl in der Technik, ſo daß Berlin ſchon jetzt die hohe Schule der Technik für ganz Deutſchland wird, wie es auch diejenige deutſche Stadt iſt, wo ſich die Induſtrie am meiſten zur geſchmackvollen Form erhebt. Dahingegen ſind die Weſtdeutſchen in allen denjenigen Dingen überlegen, welche auf dem inneren Gemüthsleben und auf der Phantaſie beruhen. Von daher ſtammen faſt alle unſere großen Dichter und Künſtler. Und wie viel andere große Männer kamen von daher nach Preußen! Denn die Wirkung jener Seelenkräfte reicht weit über das Gebiet der Kunſt hinaus.

Durch dies Alles iſt der Charakter des preußiſchen Staates beſtimmt. Sein heutiger Zuſtand iſt nichts anderes als das Reſultat der ſchon mit den Markgrafen und Hochmeiſtern begonnenen Geſchichte.

So war die militairiſche Entwickelung Preußens nur eine Wiederherſtellung des ſchon in viel älteren Zeiten ausgebildeten militairiſchen Charakters dieſer Länder, die von Anfang an Militairſtaaten waren. Denn während der Blüthezeit des Ordens iſt Preußen die hohe Kriegsſchule für ganz Deutſchland, und das dortige Kriegsweſen das ausgebildetſte in ganz Europa geweſen; wie es auch Preußen war, wo zuerſt die damals erfundenen Feuerwaffen im Felde angewandt worden ſind. Alſo iſt es wohl nichts Neues, daß das moderne Preußen abermals wieder ſo vorwiegend militairiſch wurde. Ebenſo wenig war es etwas Neues, daß der große Kurfürſt und der große Friedrich in die durch den dreißigjährigen Krieg verwüſteten und verödeten Länder Coloniſten berief, aus allerlei Volk, und daß er Sümpfe austrocknete und Dämme baute. Schon die Markgrafen und Hochmeiſter hatten ganz daſſelbe gethan, und ſogar in viel größerem Umfange; wie auch die Trockenlegung der Weichſelniederungen, welche ſchon die Hochmeiſter ausführten, unſtreitig ein größeres Werk war als die Trockenlegung des Warthe- und Oderbruchs. Oder ſind etwa die brandenburgiſchen Länder ſeit dem großen Kurfürſten in einen vorher ganz unbekannten Flor gebracht? Vielmehr hat das Ordensland Preußen wohl ſelbſt heute den Wohlſtand noch nicht wieder erreicht, den es unter den Hochmeiſtern beſaß. Und was die Mark Brandenburg anbetrifft, ſo war dieſelbe unter den

letzten Askaniern doch wenigstens schon ebenso bevölkert als zur Zeit des großen Friedrich, und zwar in den Städten nicht minder als auf dem platten Lande, nur daß es keine so große Stadt wie Berlin gab, sondern das städtische Gewerbe sich weit mehr zertheilte. Und das war vielleicht kein Nachtheil.

„Denen Städten," sagt der alte Buchholz, „wollten die Markgrafen vom Hause Anhalt auf alle Weise geholfen wissen, und es ist gewiß, daß sie zu ihrer Zeit in bestem Flor gestanden. Es scheint sogar, daß der Adel darüber eifersüchtig geworden. Es waren aber viele adlige Familien in den Städten wohnhaft, und die nahmen sehr vielfältig rathhäusliche Bedienungen an," — der sprechendste Beweis, wie geachtet das Städtewesen damals sein mußte. Wenn nun die Städteordnung von 1808 dem Bürgerstande durch die Selbstverwaltung die alte Ehre zurückgab, ist das eine neue Schöpfung? Oder hatten nicht schon die Hochmeister in Preußen vor mehr als fünf Jahrhunderten die Culmische Handveste gegeben?

Schöpfer des preußischen Staates im eigentlichen Sinne des Wortes sind also die hohenzollernschen Regenten durchaus nicht gewesen, aus dem einfachen Grunde, weil die Schöpfung schon längst stattgefunden hatte. Sondern sie haben ihn wiederhergestellt und umgebildet, und wir wollen jetzt sehen, wie das geschah.

12.

Wie die Kaiserzeit, d. h. die Zeit von Heinrich I. bis zum Sturz der Hohenstaufen, das Heroenalter der deutschen Geschichte bildet, so kann man wiederum die Zeit von Albrecht dem Bären bis zur Schlacht von Tannenberg als das Heroenalter der preußischen Geschichte bezeichnen. Darum kann man sie auch einigermaaßen mit jener Periode der griechischen Geschichte vergleichen, in welche der Argonautenzug und der trojanische Krieg fällt. Wie nun die alten Hellenen diese Zeiten immer im Gedächtniß trugen, und daran ihren Geist erhoben, und ihre Phantasie belebten, woraus alle ihre späteren Großthaten und Kunstwerke hervorgingen, so müssen sich die Deutschen das Bild der Kaiser-

zeit vor Augen halten; und die Preußen insbesondere das Bild der Askanier und der Hochmeister. Wie es aber ferner auch bei anderen Völkern in alten und neueren Zeiten geschehen ist, so folgte auch auf das preußische Heroenalter eine lange Periode der Zerrüttung.

Ein großer National-Aufschwung, aus Glaubenseifer, Kriegslust und Handelsgeist gemischt, hatte, wie soeben gezeigt, eine weite Ausbreitung der deutschen Herrschaft und der deutschen Civilisation über die Elbe, Oder und Weichsel hervorgerufen. Die Markgrafen und die Hochmeister bildeten die beiden Knotenpunkte in dieser Bewegung, und dirigirten dieselbe innerhalb ihrer Bezirke, aber sie waren keineswegs selbst die Triebkraft, sondern dies war jene unsichtbare Macht des deutschen Geistes. Darum ging die deutsche Civilisation auch noch weit über die Grenzen der Mark und des Ordensstaates hinaus. Sie ergriff ganz Mecklenburg und Pommern, sie drang tief in Schlesien ein, und namentlich nach den Verheerungen der Mongolen wurde bald ganz Niederschlesien deutsch. Wie Bienenschwärme zogen die deutschen Colonisten aus, die Warthe und Netze hinauf, bis in die Nähe von Warschau, dann die Oder hinauf, und von da an die obere Weichsel, bis an den Donajec und Poprat. Deutsche bildeten einen großen Theil der Bürgerschaften in den polnischen Städten, sie herrschten selbst in dem Magistrat von Krakau und Sandomir, ähnlich wie in Wisby, in Stockholm, in Schonen und Bergen. Deutsches Stadtrecht galt in ganz Polen, unter dem Namen des magdeburger Rechts, und hat daselbst bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegolten. Ebenso siedelten sich deutsche Colonisten in den ungarischen Städten an, und gründeten die große Colonie in Siebenbürgen. Die ganze vordere Hälfte des östlichen Europa's wurde von deutscher Bildung durchdrungen. Aber keine deutsche Centralgewalt hat diese Unternehmungen hervorgerufen, sondern es waren recht eigentlich die centrifugalen Tendenzen der deutschen Nation, welche sich hier geltend machten. Es war der Sprudel des deutschen Geistes, der aber einen festen Niederschlag hinterließ, wie der Sprudel von Carlsbad.

Doch wie nun aber, wenn die Sprudelkraft erlosch? Dann konnte Zweierlei eintreten, entweder nemlich, daß das Deutschthum wieder

zurückgedrängt und unterworfen wurde, oder daß die neugewonnenen Territorien einer innern Desorganisation verfielen.

In dem preußischen Ordenslande geschah Beides, und auf den höchsten Glanz folgte die tiefste Erniedrigung. Eine innere Zerrüttung rief die Polen herbei, denen sich die eine Hälfte des Landes freiwillig ergab, während die andere Hälfte ein polnisches Vasallenland wurde. Das hochmeisterliche, und nachmals herzogliche Preußen, verfiel seitdem nicht minder als das polnische, welchem die Polen das gegebene Wort nicht hielten. Sondern sie wollten das Land polonisiren, und unter der üblen Wirthschaft ihrer Staroſten und Woiwoden verfielen Dörfer und Städte, so daß es die Deutschen in Westpreußen gar sehr gereute, sich den Polen ergeben zu haben. Nur in Liefland, welches seitdem seine Verbindung mit Preußen ganz löste, erhielt sich noch ein Rest der alten Größe, den die Lorbeeren eines Walter v. Plettenberg schmückten. Mit ihm ging die Ritterherrschaft zu Grabe. Sie erlag den polnischen, russischen und schwedischen Waffen, bis endlich dieses edle Land, halb zur Wüste geworden, durch den Frieden zu Nystadt definitiv der russischen Herrschaft anheim fiel.

In der Mark erfolgte zuvörderst das Eine, nemlich die innere Zerrüttung, nach dem Abgang der Askanier. Aber auch das Andere, nemlich der Untergang ihrer Selbstständigkeit, trat als Gefahr heran, als Kaiser Carl IV. die Mark erwarb, um sie mit Böhmen zu verbinden. Wie ganz anders würde die spätere Geschichte verlaufen sein, wenn diese Pläne Bestand gewonnen hätten! Der heutige preußische Staat würde dann nicht existiren, und die heutige österreichische Monarchie auch nicht. Gott wollte es anders, und grade durch den Fortschritt der inneren Zerrüttung der Mark wurde das mit Böhmen angeknüpfte Band wieder gelöst, und Brandenburg, nachdem es wie eine Waare aus einer Hand in die andere gegangen, sich selbst zurück gegeben. Aber was war inzwischen aus diesem Garten der Askanier geworden!

„Mit dem Tode Waldemars," sagt Stuhr, „verloren Adel, Städte und Volk in den Marken den einenden Mittelpunkt, der bisher als ihr Haupt den gemeinsamen, auf den Angriff gegen die Slawen gerichteten Geist in einiger Gesinnung hatte zügeln können. Der von

den Fürsten anhaltinischen Stammes (Askanier) bis dahin, durch die Begeisterung für christliches und deutsches Wesen, darniedergehaltene ursprüngliche Widerstreit zwischen den einzelnen Theilen des von ihnen beherrschten Körpers brach nunmehr unverhalten hervor. Die verschiedenen Theile trennten sich von dem gesammten Körper. Alles wurde zerrissen. Die benachbarten Fürsten griffen zu, und besetzten wiederum die durch Eroberungen früherer Kriege entrissenen Länder. Einzelne Mächtige von Adel mißbrauchten ihre Macht und ihren Reichthum, um in der allgemeinen Verwirrung durch Hülfe geworbener Schaaren immer neue Besitzungen an sich zu reißen. Da die Städte des Schutzes der Fürsten beraubt waren, so brach gewaltiger der alte Haß des Adels gegen die Städte hervor, und diese sahen sich nunmehr genöthig, zur Beschützung ihrer Rechte und Freiheiten gegen die Angriffe des Adels sich zu rüsten, und durch gegenseitige Schutz- und Trutzbündnisse sich unter einander zu stärken. Die armen Bauern auf dem platten Lande, welche die anhaltischen Fürsten unter vortheilhaften Versprechungen aus allen Gegenden Deutschlands zur Ansiedelung in den Marken herbeigerufen hatten, sahen sich am verlassensten, und denen mag wohl eben um diese Zeit das meiste ihrer Rechte durch den Adel entrissen worden sein.

Das Letztere ist nicht bloße Hypothese sondern Thatsache. Auch in dem Ordenslande Preußen begann die Leibeigenschaft der Bauern erst in Folge der inneren Zerrüttung nach der Schlacht bei Tannenberg, und ihre Befreiung durch die neuere Gesetzgebung ist somit auch nichts wesentlich Neues, sondern weit mehr eine Wiederherstellung.

13.

Unter solchen Umständen erschienen nun die Hohenzollern in der Mark, und mit ihnen begann die allmälige Wiederherstellung. Nicht aber kann man sagen, daß von da an erst die brandenburgisch-preußische Geschichte beginne, sondern sie beginnt vielmehr mit Albrecht dem Bären; und grade die Periode von da an bis zur Schlacht von Tannenberg ist nicht etwa die minder wichtige, sondern sie ist mindestens zehnmal so wichtig als die Periode von dem ersten hohenzollernschen

Markgrafen bis auf den großen Kurfürsten. Denn jenes war die Periode der Schöpfung, und eines großartigen Nationalaufschwunges, dieses hingegen war nichts weiter, als die Periode einer langsamen, durch keinen Nationalaufschwung getragenen, und darum auch nur kümmerlichen und nur partiellen Wiederherstellung, welche sogar in dem dreißigjährigen Kriege mit einer neuen Verwüstung endigte.

Die Kraft der Nationalentwickelung war gebrochen, die Kabinetspolitik noch nicht ausgebildet, und was dazwischen lag, war ein beschränktes und mattherziges Wesen, welches grade diesen Theil der preußischen Geschichte zu dem allerunintereſſantesten macht. Wäre etwas dahinter gewesen, wie könnte man denn die unbeschreibliche Misère erklären, die doch mit dem dreißigjährigen Kriege überall hervortrat, da die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen gleichsam um den Preis der Erbärmlichkeit in ihrer Politik wetteiferten, und in den Städten wie bei dem Adel die eine und selbe Schlaffheit und Geistlosigkeit herrschte, so daß Gustav Adolpf fast als der einzige Mann erschien?

Dieser Schwede ist es, welcher das unter Georg Wilhelm und Schwarzenberg ganz in Lethargie versunkene Brandenburg-Preußen aufgerüttelt hat, indem er es in die harte Schule des Krieges nahm. Dafür hat er aber seinen Geist und seinen Ruhm auf den großen Kurfürsten vererbt, und gewissermaßen sogar seine Armee. Denn nach dem westphälischen Frieden traten viele Soldaten und Officiere aus den ehemals schwedisch-deutschen Truppen in brandenburgische Dienste. Aus diesen Elementen ging die neue brandenburgische Armee hervor, welche die dreitägige Schlacht von Warschau schlug, und damit die Scharte von Tannenberg auswetzte. Die polnische Lehnsherrschaft wurde seitdem abgeschüttelt. Und nachdem dann auch den Schweden das annoch schuldige Lehrgeld bei Fehrbellin in guter klingender Münze ausgezahlt worden, — erst da war der thatsächliche Beweis geliefert, daß die Preußen und Brandenburger wieder anfingen sich zu fühlen.

Erst von da beginnt die wirkliche Wiederherstellung, wovon die vorhergehende Periode nur die Einleitung bildet, welche kaum irgend etwas Großes oder Bedeutendes darbietet. Nur die Reformation, in welcher Brandenburg doch nur eine untergeordnete Rolle spielte, giebt

dieſer Periode ein Intereſſe, aber für die preußiſche Staatsgeſchichte hat ſie weiter keine Bedeutung, als daß die alten zerriſſenen Fäden wieder zuſammengeknüpft, und dann weiter geſponnen wurden.

Der erſte dieſer Fäden war die Lehnsherrſchaft über Pommern, der ſich die pommerſchen Herzöge durchaus entziehen wollten. Die hohenzollernſchen Kurfürſten mußten um deswillen lange Fehden führen, und waren endlich froh, wenigſtens ihre Erbanſprüche geſichert zu ſehen. Die Mark in den alten Grenzen der Askanier wieder herzuſtellen, gelang ihnen nicht. Noch weniger die Erwerbung des Kurkreiſes Wittenberg, der vielmehr an Meißen fiel. Nur von der Lauſitz bekamen ſie einige Stücke zurück.

Das Zweite war die Verbindung mit Preußen wiederherzuſtellen, freilich nicht in der realen Weiſe, wie ſie zur Zeit der Askanier beſtand, ſondern zunächſt nur in dynaſtiſcher Form, durch eine fürſtliche Verheirathung. Ebenſo ſchloſſen ſie Verbindungen mit den Piaſten in Schleſien, und mit dem herzoglichen Hauſe von Kleve, welche beide ſpäter ſo wichtig wurden.

Von einer deutſchen Nationalentwickelung, oder von irgend welchen großen Culturzwecken konnte dabei gar nicht die Rede ſein, ſondern es war lediglich eine Hauspolitik, die auf Erwerb ausging, unbekümmert darum, ob die zu erwerbenden Länder in einem natürlichen und geſchichtlichen Zuſammenhang ſtanden oder nicht. Dadurch bekam alſo der preußiſche Staat das Ausſehen einer ganz zufälligen und künſtlichen Zuſammenſetzung, was er indeſſen nur zum kleineren Theil wirklich iſt, dem bei weitem größeren Theil nach aber nicht. Denn alle die Länder, welche aus dem nordöſtlichen Coloniſationsproceß hervorgegangen waren, haben unleugbar einen natürlichen und geſchichtlichen Zuſammenhang, worüber man zwar damals nur ein ſchwaches Bewußtſein beſitzen mochte, der aber um deswillen doch nicht minder beſtand. Auch hat er ſeine Wirkung ſehr deutlich gezeigt. Alles nemlich, was von dieſen Ländern erworben wurde, konnte ſich zu einem Körper verſchmelzen, und blieb darum dauernd mit Brandenburg verbunden, während von den bloß dynaſtiſchen Erwerbungen auch manches wieder verloren gegangen iſt, wie namentlich Anspach, Bayreuth, Friesland und Neuenburg.

Darnach bekam der preußische Staat dadurch das Ansehen eines hohenzollernschen Patrimonialstaates. Aber gerade in dieser Hinsicht haben nun eben der große Kurfürst und seine Nachfolger einen hohen Sinn gezeigt, daß sie über den Patrimonialstaat hinausgingen, und obwohl sie die Principien desselben zu ihren Vermehrungen benutzten, doch das Erworbene hinterher nicht als ein Patrimonium regierten, sondern ein politisches Ganze daraus machten, worin sie einen gemeinsamen Staatszweck zur Geltung brachten. Und zwar geschah dies dadurch, daß sie den Patrimonialstaat wieder zum Militärstaat machten, wie es die Mark und das Ordensland ursprünglich gewesen waren. Denn der Militärstaat erfordert eine einheitliche Staatsgewalt, welche den patrimonialen Particularismus aufhebt.

So näherte man sich wieder demselben Principe, dem die preußischen Länder ihre ursprüngliche Bildung verdankten. In dem großen Kurfürsten und in Friedrich II lebten die Askanier und die Hochmeister wieder auf, und bald stellte das alte preußische [illegible] kriegerische Waffenwesen. Der Unterschied war nur, daß der Impuls eines gewaltigen Nationalaufschwunges fehlte, vielmehr aller Impuls nur vom Cabinet herausging, und das Ganze dadurch eine Maschine wurde. Allein in dieser Maschine hatte sich allmälig ein Geist entwickelt, den man nur der todten Maschine einstweilen nicht sah. Doch als diese Maschine bei Jena zusammenbrach, sprang dieser Geist heraus, und zum ersten Male erhob sich der moderne preußische Staat mit der Kraft eines nationalen Aufschwunges in dem Freiheitskriege.

Soll jetzt nur die Wiederherstellung vollendet. Denn wie gezeigt ist, war es ja eben der große deutsche Aufschwung, welcher von den sächsischen Kaisern her datirt, wodurch vor 900 Jahren die ersten Grundlagen des preußischen Staates gelegt wurden, und durch einen dreihundertjährigen Colonisationsproceß die brandenburgisch preußischen Länder das deutsche Gepräge erhielten, welches allein die Bildung des modernen preußischen Staates ermöglicht hat.

II

Damit fällt nun erst das rechte Licht auf unsere ganze Entwicke-

lung, und wir dürfen hoffen, daß man uns nicht tadeln wird, in unserer Untersuchung in so ferne Zeiten zurückgegangen zu sein, von welchen man auf den ersten Anblick meinen mag, daß sie mit den Fragen der Gegenwart in gar keinem Zusammenhang ständen. Der Zusammenhang liegt jetzt vor Augen.

Nie darf man vergessen, wenn man die Natur eines Staates untersucht, daß es sich dabei um ein Wesen handelt, welches für eine Lebensdauer von Jahrtausenden bestimmt ist, und dessen Entwickelung darum nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten erfolgt. Was also zu irgend einer Zeit sehr auffallend hervortreten mag, ist darum noch nicht das Wesen, und kann vielleicht eine bloße Episode sein.

An dem preußischen Staate konnte es lange als charakteristisch erscheinen, daß er sich nach einer dynastischen Cabinetspolitik entwickelte, und für die Zwecke dieser Politik Kriege führte, unter Umständen selbst gegen andere deutsche Staaten, und mit Hülfe des Auslandes. Auch mag es noch heute nicht an Liebhabern einer solchen Politik fehlen, hoffen wir aber, daß diese Politik bereits zur Episode geworden ist. Und als eine Episode müssen sie wenigstens diejenigen ansehen, welche jetzt von Preußen eine deutsche Nationalpolitik fordern. Denn wäre wirklich Preußens wesentlicher Charakter so, wie er unter dem großen Friedrich erschien, — wie könnte dieser Staat eine deutsche Nationalpolitik führen? Wie könnte er es ferner, wenn er nicht durch seinen Ursprung selbst ein wesentliches Glied des deutschen Körpers wäre, und folglich seinen Gravitationspunkt in Deutschland zu suchen hätte, nicht aber in der europäischen Pentarchie? Und wie könnte endlich in Preußen überhaupt von einem nationalen Aufschwung die Rede sein, wenn diese scheinbar so willkürliche und zusammenhangslose Bildung nicht doch auf einer gemeinsamen Grundlage ruhte, die sich um so mehr geltend machen kann und soll, weil sie ursprünglich selbst durch einen deutschen Aufschwung gelegt wurde?

Es ist von Wichtigkeit, sich an diese Entstehungsgeschichte zu erinnern, weil sie ihrerseits wiederum daran erinnert, daß es eine Zeit gab, wo die Deutschen noch etwas Besseres verstanden als sich untereinander selbst zu vernichten, um dafür der Spott der Fremden zu

werden, sondern wo sie sich nach allen Seiten hin auszubreiten vermochten, und Erwerbungen zu Stande brachten, wovon ein späteres Geschlecht, das sich für soviel klüger hält, kaum die Trümmern zu conserviren weiß.

B. Oesterreich.

1. Alter der österreichischen Marken. — 2. Gemeinsame Bestimmung der deutschen Marken. — 3. Strategische Wichtigkeit der Ostmark. — 4. Wichtigkeit Böhmens. — 5. Unterschied zwischen den österreichischen und preußischen Marken. — 6. Bevorzugte Stellung der Ostmark. — 7. Ihr kirchlicher Charakter. — 8. Die Habsburger. — 9. Erwerbung Böhmens und Ungarns. — 10. Verhältniß zu Polen. — 11. Charakteristik der österreichischen Monarchie. — 12. Vergleich mit Preußen. — 13. Falsche Auffassung der deutschen Geschichte.

1.

Wie Preußen aus den nordöstlichen Marken hervorgegangen ist, so Oesterreich aus den südöstlichen. Die Entwickelung der ersteren ist in dem Vorstehenden dargelegt worden, und rücksichtlich der letzteren können wir uns nun kürzer fassen, indem wir uns darauf beschränken, die charakteristischen Unterschiede hervorzuheben.

Ganz anders waren schon die geschichtlichen Antecedenzien. Die preußischen Marken nemlich waren bei dem Beginn der deutschen Herrschaft noch nicht aus ihrem Naturzustande herausgetreten, die österreichischen hingegen hatten eine alte Cultur hinter sich, weil sie vordem romanisirt waren. Nach der Organisation des Kaisers Constantin gehörten sie zur Präfectur Illyrien, und Wien gehörte zu dem Standquartier der zehnten Legion. Der Kaiser Marc Aurel ist daselbst gestorben.

Man wird nicht glauben können, daß diese alten Verbindungen mit Italien durch die darauf folgenden Völkerstürme ganz spurlos vernichtet seien, sondern wie sich in den österreichischen Marken noch so

viele Ueberbleibsel römischer Bauwerke erhalten haben, so ist gewiß auch der Zusammenhang in den Traditionen und Institutionen niemals ganz zerrissen. Nur ein Beispiel dafür.

Nach der Errichtung des Erzbisthums Salzburg entstand ein Streit über den Amtssprengel mit dem Patriarchen von Aquileja, welcher letztere sich auf seine Rechte aus der Römerzeit her berief, und Karl der Große schlichtete den Streit durch eine Theilung, wonach der Sprengel von Aquileja bis an die Drau reichen sollte. (Vergl. Muchar, Geschichte der Steyermark).

Die Verbindungen mit Italien waren also weder ganz vergessen noch ganz abgebrochen, und so sah man, wie das deutsche Reich von Anfang an in Italien hineinreichte.

Man hat oft bemerkt, daß derjenige Theil von Deutschland, welcher die römische Grenzlinie umfaßte, sich späterhin auch als die Hauptstütze des römischen Katholicismus bewährte. Denn die rheinischen Erzbisthümer, wie Baiern und Salzburg, gehören dazu. So gehören denn auch die österreichischen Marken dazu.

Nach ihrer Vorgeschichte sind dieselben also ein sehr viel älteres Land als die preußischen Marken. Und auch die eigentliche Markengeschichte begann im Südosten weit früher als im Norden.

Schon Karl der Große stiftete die avarische Mark (Ostmark), woraus das heutige Erzherzogthum Oesterreich hervorgegangen ist. Die Landschaften von Steyermark, Kärnthen und Krain waren schon unter den Merovingern als Marken eingerichtet, und damals mit dem Herzogthum Baiern verbunden gewesen. Das Christenthum war daselbst seit der Römerzeit nie ganz erloschen. Auch hatten sich viele keltische und deutsche Niederlassungen erhalten, mit welchen sich die später im Gefolge der Avaren eingedrungenen Slawen assimilirten, so daß sich die deutsche Herrschaft dort weit leichter festsetzte, und die Christianisirung weit früher und schneller erfolgte als in Brandenburg. Selbst die so eben gedachte Einrichtung der avarischen Mark unter Karl dem Großen geschah doch wenigstens 150 Jahre früher als die Einrichtung der Nordmark unter den sächsischen Kaisern.

Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie sich dieselbe Differenz

durch die ganze österreichische und preußische Geschichte hindurchzieht. Hier folgen einige Data.

Kaiser Otto II. verlieh die avarische Mark (Ostmark) an die Babenberger, welche für Oesterreich eine ähnliche Bedeutung haben, wie die Askanier für Brandenburg, und das geschah 150 Jahre vor Albrecht dem Bären. Wie nun die Babenberger ausstarben, folgte in Oesterreich eine ähnliche Zerrüttung wie in Brandenburg nach dem Abgang der Askanier, welche man das österreichische Interregnum nennt, das aber hier nur 40 Jahre dauerte, während es in Brandenburg fast 100 Jahre dauerte. Darauf folgten die Habsburger, und das war circa 140 Jahre, bevor die Hohenzollern nach der Mark kamen. Endlich erwarb Ferdinand Böhmen und Ungarn, wodurch die österreichische Monarchie eine europäische Macht wurde, und das war 130 Jahre vor dem Frieden von Oliva, wodurch der große Kurfürst die Souveränität in Preußen gewann, und seit dem der moderne preußische Staat entstand, der also in jeder Hinsicht eine viel jüngere Bildung ist.

2.

Trotz dieses Unterschiedes im Alter liegt es auf der Hand, wie die österreichische Monarchie aus demselben deutschen Ausbreitungstriebe entstanden ist wie Preußen. Und was noch mehr ist, es waren grade auch die sächsischen Kaiser, welche am entschiedensten darauf eingewirkt haben.

Heinrich I. schlug die Ungarn und bezwang die Böhmen, dergestalt, daß die letzteren von da an immer dem Reiche huldigen mußten. Kaiser Otto I. schlug die Ungarn auf's Haupt, und erst von da an gewann die Ostmark eine gesicherte Existenz. Zugleich wurden dadurch die ersten Verbindungen angeknüpft, welche späterhin den Anschluß Böhmens und Ungarns an Oesterreich ermöglichten, denn beide Länder empfanden seitdem das Uebergewicht der deutschen Waffen wie der deutschen Civilisation.

Weit entfernt daher, daß die Bildungsgeschichte der österreichischen und preußischen Monarchie auf einen ursprünglichen Gegensatz der

deutschen Interessen hindeutete, spricht sie vielmehr für die Einheit derselben. Ja diese Einheit trat selbst äußerlich hervor, weil der Krieg mit den Wenden, den Böhmen und Ungarn im Grunde genommen nur ein Krieg war, da alle diese Völker in ihrer gemeinsamen Feindschaft gegen die Deutschen sich gegenseitig unterstützten.

Auf der ganzen Linie von der unteren Elbe bis an die österreichischen Alpen galt es den Sieg des Christenthums wie der deutschen Civilisation, gegenüber den asiatischen und halbasiatischen Lebensformen, die bei den Slawen und Magyaren herrschten; obwohl die Slawen ein Zweig der kaukasischen Race sind, während die Magyaren auch dem Blute nach einer ganz asiatischen Race angehören. Jahrhunderte darauf erschienen die Tartaren, dann die Türken, und damit wird es deutlich, daß es sich allerdings um die Frage handelte, ob asiatische Lebensformen nach Europa, oder europäische Lebensformen nach Asien vordringen sollten. Es ist uns jetzt aus der Erinnerung entschwunden, daß auch Preußen zu dieser Frage eine Beziehung hat, aber zur Zeit des Ordens lag es klar genug vor Augen. Denn die Litthauer konnten in ihrer Rohheit wohl für Asiaten gelten. Dazu hatten sie die Tartaren in ihrem Gefolge, mit denen die Ritter oft genug zu kämpfen hatten. Selbst in dem Brandenburgischen sind sie gewesen, und wie haben sie in Schlesien gehaust!

Die deutschen Marken waren darum nicht nur die Marken Deutschlands, sondern zugleich die Marken der europäischen Civilisation. Das ist die Bedeutung von Preußen und Oesterreich. Wo diese beiden Staaten im Osten aufhören, da beginnt eine halbasiatische Welt, und was in dieser Welt europäisch ist, ist es durch den Einfluß der abendländischen Kirche und der deutschen Bildung geworden.

3.

Wie die Mark Brandenburg die Verbindung der Obotriten und Pommern mit den Slawen in der Lausitz und Schlesien durchschnitt, so wurden durch Oesterreich die Moraven und Tschechen von den Slawen in Kärnthen und Illyrien getrennt, und dadurch der Sieg der deutschen Bildung im südöstlichen Deutschland sicher gestellt. Denn

obgleich in diesen Ländern der Grundstock der Bevölkerung slawisch blieb, und Böhmen auch sein nationales Staatswesen behielt, so drang doch deutsche Bildung ein, und die Abhängigkeit vom Reiche konnte nicht bestritten werden, weil die Macht dazu fehlte.

Die Neigung dazu fehlte den Böhmen durchaus nicht, und unter Ottokar zeigte es sich wohl, wieviel auf Oesterreich für Deutschland ankam. Denn wäre es Ottokar gelungen, sich in Oesterreich zu behaupten, womit er noch die Steyermark, Kärnthen und Krain verband, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Ganzen ein Slawenreich geworden, und Deutschlands Grenze war wieder der Böhmer Wald.

Auch der König Bela von Ungarn machte damals Ansprüche auf die Steyermark. Er gerieth darüber in Krieg mit Ottokar, und jetzt sah man, wie alsbald die halbe Slawenwelt wach wurde. Bela verband sich mit den Fürsten von Kiew, von Krakau und von Lancicz, und zog mit 140,000 Mann von allerlei östlichem Volk auf das Marchfeld, Ottokar hatte 100,000, und schlug die Ungarn aufs Haupt. Die Frage zwischen Böhmen und Ungarn war hiermit entschieden. Aber nun kam die Frage zwischen Böhmen und Deutschland. Ottokar erhielt Zuzug von den polnischen Herzögen, Kaiser Rudolph hingegen erhielt nun Unterstützung von den Ungarn, und die Entscheidung erfolgte wiederum auf dem Marchfelde, dem klassischen Boden der österreichischen Geschichte, wo sich damals zugleich die Geschicke Deutschlands entschieden. Aspern und Wagram erinnern auch daran.

4.

Ottokars Unternehmen war der Sache nach eine Reaction des Slawismus gegen das Deutschthum. Diese Reaction erlag damals, aber Böhmens Kraft blieb ungebrochen, und obwohl den Kern seiner Bevölkerung nach slawisch geblieben, hat es sich doch als ein sehr wichtiges Glied des deutschen Körpers erwiesen, und sehr bedeutend in die deutsche Geschichte eingegriffen.

Zunächst schon dadurch, daß es zwischen den nördlichen und südlichen Marken als ein slawischer Damm bestehen blieb, welcher ein Zusammenfließen

dieser Marken verhinderte, und dadurch die Bildung zweier besonderer Staatskörper bedingte.

Unter den Luxemburgern wurde es die Basis des Kaiserthums, und erwies sich als ein Uebergangsglied zwischen Nord und Süd. Denn nördlich verlief sich die Herrschaft der Luxemburger in die Mark Brandenburg, südlich nach Ungarn, indem grade Böhmen die Brücke wurde, um den kaiserlichen Sitz nach Ungarn zu übertragen. Ebenso war es eine Klammer zwischen Deutschland und Polen, und durch Böhmen wurde Schlesien an Deutschland gefesselt.

Kann man nach solchen Thatsachen Böhmen aus der deutschen Geschichte eliminiren? Jahrhunderte derselben würden ganz unverständlich sein, wenn man den Einfluß Böhmens außer Rechnung ließe.

Dann reagirte wieder der tschechische Nationalgeist in den Bewegungen der Hussiten, welche unleugbar der Reformation vorgearbeitet haben. Er reagirte noch einmal im dreißigjährigen Kriege, und obwohl auf dem weißen Berge darnieder geworfen, wußte er die Waffe, welche ihn bezwungen hatte, zum Werkzeug seiner Rache zu machen. Er incarnirte sich in Wallenstein, der aus einer hussitischen Familie stammte, und dann zwar kaiserlicher Generalissimus war, — aber der Kaiser selbst zitterte vor ihm wie vor Gustav Adolph. Noch immer ist dieser tschechische Nationalgeist nicht erloschen, und so sieht man, wie es heutzutage grade die tschechischen Gelehrten sind, welche an der Spitze der geistigen Bewegung des Slawismus stehen.

5.

Die Ostmark, oder avarische Mark, war, wie ihr Name andeutet, ursprünglich gegen die Avaren und Magyaren errichtet. Diese waren ein Reitervolk, welches zwar verheerende Streifzüge auszuführen, aber keinen nachhaltigen Widerstand zu leisten vermochte. Die Niederlagen, welche ihnen die sächsischen Kaiser bereiteten, hatten ihre Kriegslust gedämpft; worauf die avarische Mark alsbald zur Ruhe kam. Steyermark und Kärnthen hatten sich wie oben bemerkt, schon früher entwickelt, so daß das ganze österreichische Markensystem weit eher zum Abschluß kommen konnte, als das nördliche. Auch die natürlichen Landesver-

hältniſſe haben gewiß mit darauf eingewirkt, denn ſie gaben dieſen Marken eine natürliche Feſtigkeit und Abgeſchloſſenheit, welche im Norden durchaus fehlte, wo man ſich überall faſt ins Unbeſtimmte ausbreiten konnte, aber auch immer viel weniger geſichert blieb. Ein gewiſſer Stabilismus iſt daher jenen Ländern von Natur eigen, und charakteriſirt die öſterreichiſche Monarchie, wie der preußiſche Staat hingegen wohl eher durch den Mangel an Stabilität charakteriſirt iſt. Darum haben die öſterreichiſchen Marken niemals einen ſo glänzenden Aufſchwung genommen wie die nördlichen, ſind aber auch niemals ſo tief zerrüttet worden.

Aus demſelben Grunde iſt auch der militairiſche Charakter dieſer Marken bei Weitem nicht in dem Maße hervorgetreten wie im Norden, und aus demſelben Grunde hat auch die Coloniſation und Verdeutſchung dort nur in viel geringerem Maße ſtattgefunden, — weil dieſe Länder weit weniger verwüſtet waren. In Böhmen konnte davon ohnehin gar nicht die Rede ſein, ſondern nachdem dieſes Land die Reichshoheit anerkannt, und das Chriſtenthum angenommen, mußte man es in ſeiner Selbſtſtändigkeit, und in ſeinem ſlawiſchen Weſen belaſſen, ſo daß es niemals zu den eigentlichen Marken gehört hat. Im Norden hingegen, wo ſich das Heidenthum Jahrhunderte lang gewehrt hatte, ging mit dem endlichen Sieg der chriſtlichen Waffen auch die ſlawiſche Nationalität faſt ganz zu Grunde.

6.

Die Oſtmark wurde daher ſehr bald ein blühendes Land, und die Babenberger zählten ſchon zu den mächtigſten Fürſten Deutſchlands. Kaiſer Conrad III. verlieh ihnen noch das Herzogthum Baiern dazu, welches ſie aber unter Friedrich I. wieder an Heinrich dem Löwen abtreten mußten. Sie behielten jedoch davon das Land über der Ens, und die dadurch vergrößerte Oſtmark wurde ſeitdem zu dem Range eines Herzogthums erhoben. Mit Kärnthen war dies ſchon früher geſchehen, und heute erinnert nur noch der Name der Steiermark an das alte Markenſyſtem.

Noch viel wichtiger aber waren die ausgedehnten Privilegien, mit

welchen das neue Herzogthum Oesterreich begnadigt wurde. „Das Herzogthum war hiernach untheilbar, in männlicher und weiblicher Linie vererblich, zu keiner Reichssteuer oder Hülfe verpflichtet, außer gegen Ungarn. Das Reich darf keine Lehen besitzen in Oesterreich. Der Herzog ist nicht schuldig den Reichstag zu besuchen, keinem Reichsgericht unterworfen, wenn er es nicht freiwillig anerkennt; was er in Oesterreich befiehlt, darf keine Gewalt, selbst der Kaiser nicht, ungültig machen. Andererseits ist ihm das Reich zur Hülfe verflichtet gegen alle Feinde. Und endlich sollen diese Privilegien selbst für alle Länder gelten, welche die Herzöge in Zukunft noch erwerben mögen." (Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates).

Somit waren die Herzöge von Oesterreich gradezu Kaiser in ihrem Lande geworden, und schon von da an datirt die exceptionelle und privilegirte Stellung Oesterreichs, die man oft irrigerweise aus der Politik der Habsburger ableitet, während sie doch schon viel älter ist, und nicht sowohl auf der Dynastie als auf dem Lande beruht. Es war schon damals eine kaiserliche Mark, und da der letzte Babenberger auch bereits die Steiermark und Krain besaß, so konnte er allen Ernstes daran denken, seine Länder zu einem Königreich zu erheben; worüber ihn jedoch der Tod ereilte.

7.

Waren die österreichischen Marken weit weniger militärisch als die preußischen, so waren sie hingegen weit mehr kirchlich. Und auch in dieser Hinsicht zeigt sich, daß die kirchlich-clericale Richtung, welche man den Habsburgern zuschreibt, schon unter den Babenbergern hervorgetreten ist, und also auch weit weniger auf der Dynastie als auf dem Lande ruht.

Die Namen „Leopold der Heilige" und „Friedrich der Katholische" sprechen wohl für die Geistesrichtung der Babenberger. Noch mehr sprechen dafür ihre vielen Kreuzzüge; denn kein deutsches Land hat einen so lebhaften Antheil an den Kreuzzügen genommen, wie Oesterreich. Weltbekannt ist die Kreuzfahrt des Herzogs Leopold V., welcher hernach den englischen König Richard Löwenherz gefangen nahm, und

auf dem Dürenstein in Gewahrsam hielt, weil derselbe das österreichische Banner in Ptolemäis beschimpft hatte. Was mußte dieser Babenberger schon für ein stolzer Herr sein, wenn er sich so etwas gegen diesen Löwenherz erlauben konnte! Noch heute glotzt jeder Engländer den Dürenstein an, wenn er auf dem Dampfer vorbeifährt. Leopold VI. ließ es nun vollends keine Ruhe. Er zog nach Spanien gegen die Araber, und wüthete unterwegs gegen die Albigenser; dann zog er nach Syrien, und dann nach Aegypten.

Keinem deutschen Lande ist auch späterhin der Islam so nahe getreten, wie Oesterreich. Dreihundert Jahre ziehen sich die Türkenkriege wie der rothe Faden durch die österreichische Geschichte, und wenn diese Kriege nicht bloß politische, sondern immer zugleich Religionskriege waren, so mußten sie wesentlich dazu beitragen der österreichischen Politik eine kirchliche Richtung zu geben. Andererseits trat grade in den österreichischen Ländern die Reformation mit einem vorwiegend politischen Charakter auf, (wie es sich schon an den Hussiten gezeigt hatte, die doch weit mehr eine national-politische als eine religiöse Sekte gewesen waren), und wenn dieselbe im nördlichen Deutschland zu einer Verstärkung der landesherlichen Gewalt führte, so schloß sie sich in Oesterreich vielmehr an die ständische Opposition an, ähnlich wie in Frankreich, und veranlaßte eben deshalb eine so blutige Reaction, welche mehr politische als religiöse Gründe gehabt hat.

8.

Wenn es unrichtig ist den preußischen Staat für eine bloße Schöpfung der hohenzollernschen Regenten anzusehen, so gilt ganz dasselbe von der österreichischen Monarchie und den Habsburgern. Denn einmal fanden sie ja den Complex der österreichischen Marken bereits als ein sehr angesehenes Land vor; und wenn sie dann noch Böhmen und Ungarn dazu erwarben, so geschah dies doch nur in Kraft der vielen Verbindungen, welche schon seit Jahrhunderten zwischen diesen Ländern und dem deutschen Reiche bestanden. Darum konnte diese Erwerbung auch nur sehr allmälig zu Stande kommen.

Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts saß einmal ein habs-

burgischer Prinz auf dem Thron von Böhmen, aber nur für einen Moment. Dann verfloß über ein Jahrhundert, bis auf Albrecht II., der doch auch nur drei Jahre regierte, und dann fast wieder ein Jahrhundert bis zur definitiven Herrschaft der Habsburger in Böhmen. Ja, erst nach der Schlacht am weißen Berge ist Böhmen im vollen Sinne des Wortes ein österreichisches Land geworden. Und hatten nicht die Luxemburger den Habsburgern vorgearbeitet? Diese waren es desgleichen gewesen, welche die Verbindung zwischen Böhmen und Ungarn begründeten, und das erste Beispiel gaben, das deutsche Kaiserthum mit der Krone von Ungarn zu verbinden.

Geschah dies zufällig, oder geschah es nicht wie im Vorgefühl der nahen Türkengefahr, welche die Blicke nach dem Osten richtete, und die Bildung eines großen Ländercomplexes an der Donau nöthig machte? Es war nur 15 Jahre nach der großen Schlacht von Nicopolis, als Siegismund zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Darauf folgten die Niederlagen von Varna und Mohacz, und bald darauf standen die Türken vor Wien, und ihre Renner und Brenner streiften bis Regensburg.

Ist es die habsburgische Hauspolitik gewesen, welche diese großen Ereignisse und ihre großen Folgen hervorgerufen hat? Denn eben in Folge der Niederlage von Mohacz kam die definitive Verbindung Ungarns und Böhmens mit Oesterreich zu Stande, worauf die heutige österreichische Monarchie beruht. Es scheint wohl, die Türken haben mehr zur Entstehung derselben beigetragen als die habsburgische Hauspolitik. Grade die Türkenkriege wurden ferner ein sehr wirksames Mittel, um die österreichischen Völker zusammenzuschweißen, weil der Ruhm wie die Gefahr gemeinsam war. Wien mußte in Ungarn vertheidigt werden, die Steiermark und Kärnthen in Croatien. Denn dahin öffnen sich die Flußthäler der Mur, der Drau und der Sau, welche die Türken so oft durchstreift haben. Diese strategischen Verhältnisse sind so unveränderlich wie die Naturgesetze.

Allerdings haben die Habsburger ihre Hauspolitik geführt, und insbesondere eine Heirathspolitik, deren Glück sprichwörtlich geworden ist, aber wenn sie dadurch so mancherlei Länder erwarben, so zeigt doch

andererſeits der Erfolg, daß ſie einen großen Theil derſelben auch wieder verloren, und nur diejenigen behielten und zu einem Körper zu verbinden vermochten, deren Erwerbung eben nicht bloß auf dynaſtiſchen Combinationen beruhte, ſondern auf der Entwickelung der Jahrhunderte, welche die Habsburger nicht hervorgerufen, ſondern woraus ſie nur das Facit gezogen haben.

Noch irriger wäre es, den ſpäter hervorgetretenen Gegenſatz zwiſchen Oeſterreich und Preußen in den Dynaſtien zu ſuchen, da vielmehr grade die Habsburger und die Hohenzollern von Anfang an in den innigſten Verhältniſſen ſtanden, und Jahrhunderte lang blieben, ſelbſt noch über die Reformation hinaus, bis auf den Streit um die jülichſche Erbſchaft. Auch entſprang der Gegenſatz nicht etwa daraus, daß die erſteren eine Hauspolitik führten, die letzteren aber nicht, ſondern die Hohenzollern haben ganz dieſelbe Hauspolitik geführt wie die Habsburger, und wie mehr oder weniger alle deutſchen Fürſtenhäuſer. Der Unterſchied iſt nur, daß ſie ſich dabei in weit weniger günſtigen Verhältniſſen befanden als die Habsburger, und durch ihre Hauspolitik faſt nur Anſprüche erlangten, die erſt durch den Säbel realiſirt werden mußten, ſo daß der heutige preußiſche Staat weit mehr den Charakter einer *Erwerbung* als einer *Ererbung* hat; welcher letztere hingegen der öſterreichiſchen Monarchie eigen iſt. Man kann darum ſagen, daß in der Bildungsgeſchichte der preußiſchen Monarchie das Princip des Militairſtaats vorherrſcht, wie hingegen in der Bildungsgeſchichte der öſterreichiſchen Monarchie das Princip des Patrimonialſtaats; woraus dann freilich eine verſchiedene Politik folgt.

Die habsburgiſchen Erbſchaften ſind aber nicht die wirkende Urſache, ſondern nur das ſtaatsrechtliche Mittel geweſen, wodurch die Verbindung der öſterreichiſchen Länder zu Stande kam. Auch iſt es nicht ſowohl das Erbe ihrer Ahnen, welches die Habsburger beſitzen, (welches ſie vielmehr gänzlich verloren haben, wie auch der neue Stamm Habsburg-Lothringen ſein Stammland aufgeben mußte), ſondern es iſt die *Hinterlaſſenſchaft der Geſchichte*, welche ſie beſitzen; und es iſt nicht die habsburgiſche Hauspolitik, ſondern es

sind die Geschicke der Völker, woraus die österreichische Monarchie hervorgegangen ist.

So haben die Habsburger zuvörderst das deutsche Kaiserthum geerbt. Und wer hätte es sonst wohl erben sollen? Ein Erbstück aber war es in der That geworden, nachdem der lebendige Geist daraus gewichen. Seitdem stand das Reich da wie ein alter ehrwürdiger Dom, in welchem man aber keine Choräle mehr singt, sondern die Gewölbe sind geborsten, und der Wind heult durch die Fensterbögen. Diese Ruine haben die Habsburger geerbt, und so gut es gehen wollte wohnlich zu machen gesucht, auch was sich noch an altem Schmuck und Reliquien darin vorfand, an sich genommen, und dieses alte Gemäuer als Absteigequartier benutzt, bis es in Trümmern zusammenfiel.

Auch haben sie desgleichen die ehemaligen Rechte des Reiches auf Italien geerbt, und wie diese Rechte selbst während der eigentlichen Kaiserzeit nie zu einem sicheren Besitz führten, sondern fast immer nur Rechts-Ansprüche waren, so ungefähr sind sie auch geblieben, — ein langes Fragezeichen.

Dies ist es, was die Habsburger mit dem deutschen Kaiserthum geerbt haben. Es gehört wie dieses selbst der Vergangenheit an, denn das deutsche Kaiserthum ist untergegangen, und hat nur die Erinnerung zurückgelassen. Dahingegen ist ihr eigentlich lebendiges Erbe das, was sich an die Ostmark anschließt; welcher Oesterreich auch seinen Namen verdankt. Denn dieses Erbe gehört nicht bloß der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft an. Sind es dort die Ueberreste einer abgelaufenen Entwickelung, welche Oesterreich zugefallen, so findet hier das Umgekehrte statt. Oesterreich selbst hat hier die Entwickelung weiter geführt, und das, was während der Kaiserzeit nur erst ein Anspruch war, zu einem wirklichen Besitz erhoben, den wir noch besonders zu betrachten haben.

9.

In Böhmen wie in Ungarn waren zu Anfang des 14. Jahrhunderts fast gleichzeitig die nationalen Dynastien der Przemysliden und

Arpaden ausgestorben. In Polen geschah dasselbe mit den Piasten gegen Ende dieses Jahrhunderts. Keines dieser drei Königreiche hat wieder eine nationale Dynastie bekommen. Sie haben dann bis ins sechszehnte Jahrhundert wiederholt unter gemeinsamen Regenten gestanden, und ihre Geschichte fließt in dieser Zeit oft ganz zusammen. Auch haben sie schon an und für sich eine große innere Verwandtschaft, obwohl die Magyaren einer ganz anderen Race angehören als die Polen und Böhmen.

Das Schicksal dieser drei Länder kann für Deutschland niemals gleichgültig sein, denn sie sind mit der deutschen Entwickelung verflochten, und nicht etwa erst durch die habsburgische Hauspolitik, sondern von Anfang des deutschen Reiches, dessen Entstehung mit den Kämpfen gegen die Magyaren und Slawen beginnt; und welches ohne diese Kämpfe vielleicht selbst gar nicht entstanden wäre. Die Ottonen hatten diese drei Länder an das deutsche Reich attachirt, und alle drei nahmen die römisch-katholische Religion an. Seitdem war dieser doppelte Einfluß, nemlich der römischen Kirche und des deutschen Reiches, das Ferment ihrer nationalen Entwickelung geworden. Es fragte sich nun aber, ob etwas daraus hervorgehen würde, was für sich selbst zu bestehen vermöchte. Und diese Frage stellte sich ein bei dem Aussterben der nationalen Dynastieen.

Es ist zu sehen, wie verschieden sich diese drei Länder dabei benahmen, und welche Folgen daraus entsprangen.

Böhmen, am tiefsten in die deutsche Geschichte hineingezogen, nahm eine deutsche Dynastie an, und erlebte grade unter den Luxemburgern seine glänzendste Periode. Was war Prag unter Carl IV. und nicht nur für Böhmen, sondern für ganz Deutschland! Aber eben deswegen wurde es nur um somehr deutsch, und eben deswegen reagirte das Tschechenthum nur um so heftiger, und in den Hussitenkriegen zeigte sich dann wohl, welche wilden Wasser daraus hervorbrechen, wenn der alte slawische Urgrund erregt wird. Erst nach langen Kämpfen wieder beruhigt, gehorchte dann Böhmen dem Siegismund, darauf dessen Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich, und dessen Sohne, dem Ladislaus Posthumus. Aber nach dem Tode dieses letzteren wählte man

doch einen Tſchechen, den Utraquiſten Podiebrad; darauf den Wladislaw von Polen, dem ſein Sohn Ludwig folgte. Und dann erſt begann die ununterbrochene Herrſchaft der öſterreichiſchen Dynaſtie.

Man ſieht, das tſchechiſche Princip konnte nicht für ſich ſelbſt beſtehen, aber es verſuchte es doch. Es kämpfte und erlag, verſuchte es abermals, und fügte ſich endlich.

Die Ungarn hingegen beriefen ein neues Herrſchergeſchlecht aus Neapel, aus dem Hauſe Anjou. Fragt man, wie ſie denn zu dieſer Verbindung mit Italien kamen, ſo iſt die Antwort: durch Dalmatien, welches ſie ſchon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts erobert hatten. Seitdem ſtanden ſie um deswillen in fortwährendem Streit mit Venedig, und das war gewiſſermaßen der Gegenpol von Neapel. Den Zugang zu Dalmatien aber hatte ihnen Croatien eröffnet, welches ſeit dem zwölften Jahrhundert immer mit Ungarn verbunden war.

Jetzt kam alſo Karl Robert von Anjou auf den ungariſchen Thron. Unter deſſen Sohn, Ludwig dem Großen, der auch König von Polen wurde, ſah Ungarn die Tage ſeines höchſten Glanzes. Allein dieſer Glanz ruhte auf einer importirten Cultur, und nicht auf einer nationalen Entwickelung. Auch erloſch der neue Herrſcherſtamm ſchon wieder im zweiten Gliede. Auf Ludwig folgte daher ſein Schwiegerſohn, der luxemburger Siegismund, und dann wieder deſſen Schwiegerſohn, der öſterreichiſche Albrecht. Dann wählten die Ungarn Wladislaw von Polen, der bei Varna blieb, und nahmen hierauf den bis dahin verſchmähten Poſthumus an. Auf dieſen folgte ein nationaler König, Matthias Corvinus, dann wieder der Böhmenkönig Wladislaw, und deſſen Sohn Ludwig, der bei Mohacz blieb.

Alſo in zwei Jahrhunderten fünf verſchiedene Königsgeſchlechter, und davon vier aus dem Auslande. Soll man dies nicht auf eine innere Unruhe und Unſicherheit deuten? Es ſcheint wohl, man hatte das Bedürfniß ſich anzulehnen, und trotz der glänzenden Regierung eines Ludwig und Matthias Corvinus, beſaß Ungarn doch in der That nicht die Kraft ſich für ſich zu erhalten. Es ſchwankte zwiſchen Polen, Böhmen und Oeſterreich, und für welche Seite mußte es ſich endlich entſcheiden? Wenn die fünfhundertjährigen Einflüſſe, die es von

Deutschland aus erfahren, keine Chimäre sind, so konnte es sich nur für Oesterreich entscheiden.

Oesterreich und dem gesammten Deutschland hat es Ungarn zu verdanken, daß es heute kein türkisches Hospodarat ist, wie die Moldau und Wallachei. Denn das war es nach der Schlacht bei Mohacz, und würde es geblieben sein unter dem Regiment eines Zapolya. Nicht die aufflackernde Tapferkeit der Polen hätte es zu retten vermocht, deren Hülfe vor Wien unter Sobieski eine so übertriebene Bedeutung beigelegt wird, (denn warum hat dieselbe Tapferkeit nicht auch die Moldau zu retten vermocht, wozu die Polen doch die dringendste Veranlassung gehabt hätten, da sie zeitweilig die Hoheit über dieses Land in Anspruch nahmen, und kein Land ihnen so bequem lag, als die Moldau), sondern die zwar langsame, aber stetige Kraft der Deutschen hat die Türken wieder aus Ungarn herausgeschlagen. Es giebt kein deutsches Fürstenhaus, welches nicht an diesen 200jährigen Kämpfen einen persönlichen Antheil genommen hätte. So ist Ungarn wieder gewonnen, und ist unter allen österreichischen Ländern grade dasjenige, welches am meisten als ein nicht bloß ererbter, sondern zugleich erworbener Besitz erscheint.

Seitdem sind Böhmen wie Ungarn ununterbrochen mit Oesterreich verbunden gewesen, und ist das Ganze immer mehr verwachsen, indem Wien den natürlichen Knotenpunkt bildet, welcher alle diese Länder mit dem südöstlichen Deutschland verbindet. St. Stephan ragt wie eine gemeinsame Standarte daraus hervor, auf welche sich die Blicke aller österreichischen Völker richten. Darum wollte Ottokar von Böhmen gar zu gern Wien haben. Die Ungarn hätten es auch gern gehabt, und unter dem schwachen Kaiser Friedrich III. ging es bekanntlich an Matthias Corvinus verloren. Wie derselbe nun diese Kaiserstadt eingenommen, wollte er gar nicht gern wieder heraus, sondern hätte sie am liebsten zur Hauptstadt von Ungarn gemacht, und ist auch darin gestorben. Wenn also die Böhmen wie die Ungarn beide gleich gern Wien gehabt hätten, so heißt das wohl nichts anders, als daß sie es für die gemeinsame Hauptstadt ansahen; was es denn auch geworden ist.

So kamen Böhmen und Ungarn an Oeſterreich. Sehen wir jetzt, wie die Dinge in Polen verliefen.

10.

Nachdem in Polen der Mannsſtamm der Piaſten mit Kaſimir dem Großen ausgeſtorben war, folgte auf denſelben ſein Schweſterſohn Ludwig von Ungarn, und auf dieſen, der abermals keine Söhne hinterließ, folgte in Polen ſeine Tochter Hedwig. Sie war mit dem Herzog Wilhelm von Oeſterreich verlobt, oder wie die Sage geht, bereits vermählt. Die polniſchen Magnaten nöthigten ſie aber, ſich dem Großfürſten Jagello von Litthauen zu vermählen, der von dem Ruf der Schönheit dieſer jungen Königin bezaubert, ihre Hand begehrte, und dafür mit ſeinem ganze Volke die Taufe anzunehmen, und das litthauiſche Reich mit Polen zu verbinden verſprach. Herzog Wilhelm verſuchte dies zu hindern. Im Einverſtändniſſe mit ſeiner Hedwig kam er nach Krakau, wurde aber dort von den polniſchen Magnaten mit Gewalt aus dem Schloſſe entfernt, und darauf die Vermählung der Königin mit Jagello, welcher in der Taufe den Namen Wladislaw annahm, unverzüglich vollzogen. Und nun, — wie wunderbar ſpielt die Geſchichte! daſſelbe Krakau, und ganz daſſelbe Schloß, aus welchem damals der Herzog Wilhelm vertrieben war, iſt heute in den Händen der Oeſterreicher, und es iſt ihnen faſt aufgedrungen worden.

Hören wir, was der polniſche Geſchichtsſchreiber Dlugosz über dieſe Vermählungsgeſchichte ſagt. Er lebte im funfzehnten Jahrhundert, ſah bereits den Glanz der Jagelloniſchen Periode, aber auch die Keime des Verderbens, welche daraus hervorſchoſſen. Er urtheilt immer nach moraliſchen Geſichtspunkten, und wenn er kein großer Kritiker war, ſo war er um ſo mehr ein rechtlicher Mann.

„Wegen dieſes Verbrechens (ex eo facinore), ſagt er, welches damals die polniſchen Großen, die chriſtliche Religion verachtend, begingen, als ſie den katholiſchen Herzog Wilhelm von Oeſterreich ſchimpflich von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin trennten, und ohne Scheu vor dem zu begehenden Ehebruch die widerſtrebende Frau nöthigten ſich dem Heiden Jagello zu vermählen, glaubt man, daß der allmächtige

Gott der Rache die Polen durch eine ungeordnete Regierung (per inordinatum regimen) hart gestraft habe."

Die Sache hatte also doch zwei Seiten, und wer heute darüber urtheilt, wird nicht umhin können, der Meinung beizupflichten, daß es für Polen besser gewesen sein würde, eine deutsche Dynastie zu bekommen, die es wahrscheinlich vor dem Untergange bewahrt hätte. Statt dessen wählte es dieses litthauische Geschlecht, welches nicht nur ausländisch, sondern damals sogar noch heidnisch war.

Man sieht hier wieder dieselbe Unsicherheit wie in Böhmen und Ungarn, und das Bedürfniß nach einem äußeren Anhalt. Erst wählte man den Ungarnkönig Ludwig, und dann den Großfürsten von Litthauen. Dieser bot, wie gesagt, sein Land als Morgengabe für die schöne Hedwig, und das schien ein unermeßliches Glück für Polen zu sein, welches grade an Litthauen seinen schlimmsten Feind hatte. Denn Litthauen war damals ein sehr großes Reich, von Preußen und Curland an bis fast an das schwarze Meer reichend, aber ein ganz asiatisches Reich, welches die Litthauer als ein wildes Heidenvolk zusammen erobert hatten, und zwar meist aus russischen Provinzen, weil Rußland (damals von den Mongolen unterjocht, und in viele Fürstenthümer zertheilt), keinen Widerstand zu leisten vermocht hatte. Dieses Reich, (wenn man eine solche wüste Masse überhaupt so nennen kann), fiel also den Polen zu; denn diese, als der viel gebildetere Theil, wollten natürlich den Herrn spielen. Und allerdings wäre es auch ihre Aufgabe gewesen, dasselbe zu civilisiren. Aber darin eben lag die Schwierigkeit, weil es den Polen selbst an dem geistigen Fond dazu fehlte. Vielmehr mußte das Polenthum, als es sich über diese weiten Länder verbreitete, sich selbst so sehr verdünnen und verflachen, daß es allen Kern verlor. Es wurde nichts weiter als ein Firniß daraus, der diesem Reiche einen kurzen Glanz verlieh, welcher aber den späteren Verfall nur um so greller erscheinen läßt.

Grade diese Verbindung mit Litthauen hat darum Polen ins Verderben gestürzt. Hätte es sich dagegen in engeren Grenzen gehalten, so würde es zu einer inneren Consistenz gelangt sein, und wahrscheinlich noch heute bestehen. Auch hat die spätere Geschichte selbst gezeigt, wie

die vornehmsten Ursachen seines Untergangs in Litthauen lagen. Waren es doch grade die litthauischen Provinzen, welche wegen ihrer griechisch-katholischen Bevölkerung die Dissidentenfrage hervorriefen, die einen Hauptvorwand zur Einmischung des Auslandes gab. Da ferner diese Provinzen, wie schon erwähnt, ursprünglich großentheils russisch gewesen, so war es ganz natürlich, daß Rußland dieselben reclamirte, sobald es selbst wieder zu Kräften kam. Es blieb dann aber nicht dabei stehen, sondern einmal ins Essen gekommen, wollte es immer mehr, und verschlang ganz Polen.

Hören wir noch, was Dlugosz über die Wahl dieser litthauischen Dynastie sagt: „Soviel dieselbe durch den Zuwachs von Ländern nützt, ebenso viel schadet sie durch Verschleuderung der königlichen Einkünfte. Denn der bis dahin gemäßigte Sinn des polnischen Adels begann zuerst unter dem litthauischen Wladislaw übermüthig zu werden, und mit seinen maßlosen Ansprüchen das polnische Königreich zu Grunde zu richten (lacerare), und so ist es bis in unsere Zeit gegangen, welche noch weniger Tugend und mehr Ehrgeiz besitzt." Kein Ausländer könnte heute unbefangener darüber urtheilen, als damals dieser Pole.

In dieser Weise also wurde Polen mit Litthauen verbunden, und dadurch der deutschen Entwickelung ganz entfremdet, nicht nur zu seinem eigenen Verderben, sondern ohne Frage auch zum Nachtheil für Deutschland.

Als ein Lehen des deutschen Reiches hatte es einst seine politische Geschichte begonnen. Seinen Kern bildete damals das sogenannte Großpolen, wovon die heutige Provinz Posen den vornehmsten Theil ausmacht, so daß die gegenwärtige Verbindung dieser Landschaft mit Preußen weder für etwas ganz Neues noch für etwas ganz Zufälliges gelten kann. Was aber die österreichisch-polnischen Besitzungen anbetrifft, so hatte Galizien und Lodomerien auch schon im 14. Jahrhundert zu Ungarn gehört, d. h. das Land östlich vom San, während das heutige West-Galizien damals Kleinpolen hieß, und immer zu Polen gehört hatte. Ganz neu und zufällig ist also diese österreichische Erwerbung doch auch nicht. Zudem ist Polen fast niemals ein compactes Reich mit festen Grenzen gewesen, weil es ihm an innerer Consistenz

fehlte, und hat darum in jedem Jahrhundert große Veränderungen erfahren; wie sich denn auch sein Schwerpunkt wiederholt verschoben hat. Unter den ersten Piasten lag er in Posen, d. i. in Groß-Polen; unter den letzten Piasten und unter den Jagellonen in Krakau, d. i. in Klein-Polen; zur Zeit der Wahlkönige in Warschau, d. i. in Masovien.

Es hatte begonnen sich dem abendländischen Staatensystem anzuschließen, bis es in dieses litthauische Wesen verfiel, wodurch es nicht nur untergegangen, sondern leider auch zum größten Theil dem Abendlande entfremdet ist. Daß dieses letztere geschah, davon trifft drei Mächte die größte Schuld wie der größte Nachtheil, nemlich Preußen, Oesterreich und den Pabst; welche alle drei das gemeinsame Interesse gehabt hätten es zu verhindern, und dies durch gegenseitige Verständigung allerdings hätten bewirken können.

11.

Nach dem Allen ergiebt sich die folgende Charakteristik der österreichischen Monarchie.

Ihr Kern liegt in den südöstlichen Marken, wohin das Erzherzogthum, die Steiermark, Kärnthen und Krain gehören, deren Geschichte nur ein Zweig der deutschen Geschichte ist. Dahingegen haben Böhmen und Ungarn eine eigene nationale Entwickelung gehabt, so daß sie an und für sich nicht als deutsche Marken betrachtet werden können, was sie auch niemals waren. Allein sie sind seit 900 Jahren mit der deutschen Geschichte verflochten, und endlich mit den eigentlichen Marken zu einem Ganzen verschmolzen, und dieses Ganze hat nun doch in Beziehung auf Deutschland den Charakter einer Mark. Es zeigt das Herausgehen Deutschlands aus sich selbst, wie es auch vorkommenden Falles die deutsche Grenzfeste gegen Südosten bildet. Und zur Zeit der Türkengefahr lag es wohl vor Augen, wie die österreichische Monarchie in der That die deutsche Ostmark ist.

Aber es ist eine Mark im Großen, und so tritt auch das Völkergemisch, welches in der Natur einer Grenzmark liegt, hier im Großen auf, so daß kein eigentliches Mischvolk daraus entsteht, sondern differente Nationalitäten neben einander wohnen, welche ihre eigene Entwickelung

gehabt haben, und dieselbe noch heute fortsetzen. Darum entsprang auch das vereinigende Band nicht sowohl aus der Markgrafschaft, d. h. aus dem Erzherzogthum Oesterreich, sondern aus dem Kaiserthum, welches seit 400 Jahren mit dieser Mark verbunden war, und in dessen Idee es von Anfang an lag, nicht über ein Volk, sondern über Völker zu herrschen. Diese kaiserliche Idee verband sich nun hier mit der fürstlichen Territorialherrschaft. Der Erzherzog von Oesterreich wurde König von Böhmen, von Ungarn, von Croatien u. s. w., aber als Kaiser stand er über allen Nationalitäten, und erhielt dadurch eine Autorität, vor welcher der Particularismus der Nationalitäten sich beugen mußte. Darum hat sich die Kaiseridee in der österreichischen Monarchie bis diesen Tag erhalten, und ist derselben ganz unentbehrlich. Und grade in demselben Maaße, als diese Idee im übrigen Deutschland abstarb, hat sie in den österreichischen Ländern neue Wurzel geschlagen, und ist daraus ein metamorphosirtes österreichisches Kaiserthum hervorgegangen.

Aber der Sache nach ist Oesterreich nicht sowohl ein Kaiserthum, als vielmehr eine kaiserliche Mark, welche Königreiche in sich einschließt, vor Allem Böhmen und Ungarn. Diese bilden mit dem Erzherzogthum und den dazu gehörigen Marken den eigentlichen Körper der Monarchie, welche in Wien, Prag und Pesth ihre drei Knotenpunkte hat. Alle anderen österreichischen Besitzungen gehören nicht zu dem eigentlichen Körper der Monarchie, sondern sind nur als Nebenländer anzusehen. Sie können darum auch verloren gehen, ohne daß es tief empfunden wird, wohingegen der Verlust von Böhmen, oder von Ungarn, die Auflösung der ganzen Monarchie zur Folge haben würde.

12.

Hiernach ist zugleich der Unterschied dieser Monarchie von der preußischen sehr leicht anzugeben.

Diese letztere hat zuvörderst nur zwei Kernländer, nemlich Brandenburg und das Ordensland, und in beiden waren nur die untergegangenen Nationalitäten von differentem Ursprung, nemlich Wenden und Preußen, die eingewanderte und herrschende aber in beiden deutsch.

Obgleich daher die Geschichte der Mark und des Ordenslandes sehr verschieden waren, so ist doch aus beiden fast dasselbe Resultat hervorgegangen, nemlich ein ganz verdeutschtes Land. Pommern und Schlesien sind als brandenburgische Nebenländer anzusehen, und haben niemals eine selbstständige Geschichte gehabt. Da nun überall derselbe Colonisationsproceß stattfand, so ist die ganze östliche Hälfte der preußischen Monarchie eine fast ganz homogene Masse geworden, wie es die österreichischen Länder niemals werden können.

Das vereinigende Princip lag hier nicht etwa in der Kaiseridee, sondern vielmehr grade in dem Markgrafenthum, welches allmälig so weit emporkam, daß es sich zum Königthum steigerte, wonach das heutige Preußen im eigentlichen Sinne des Wortes als ein Emporkömmling erscheint. Die Hebel dazu waren einerseits das Militairwesen, andererseits die moderne Idee des Staatszweckes. Nirgends wird daher soviel vom Staate gesprochen als in Preußen, während dies in Oesterreich sehr wenig üblich ist; sondern man spricht dort von der Monarchie und vom Kaiserthum, oder etwa von dem Aerar und von der Finanz. Niemals spricht man vom österreichischen Staate, sondern immer von dem österreichischen Kaiserstaate, weil es in der That nicht die Idee des Staats sondern die Idee des Kaiserthums ist, welche das Ganze zusammenhält; während man hingegen wohl niemals von dem preußischen Königsstaat, sondern schlechtweg vom preußischen Staat spricht, weil hier eben die Staats-Idee das Ganze zusammen hält, und das Königthum nur der Träger dieser Idee ist.

Wie nun die Seele der österreichischen Monarchie in dieser traditionellen Kaiser-Idee liegt, so hielt man dort auch an der traditionellen Kirche fest, während in Preußen die moderne Staats-Idee sich mit dem Protestantismus verband, und das Eine das Andere unterstützte.

Diese Unterschiede sind so augenfällig und weitreichend in ihren Wirkungen, daß sich kaum zwei Staaten denken lassen, welche nach ihrem inneren Gefüge, wie nach dem ihnen innewohnenden Geiste so verschieden wären, wie Preußen und Oesterreich. Darin aber stimmen sie vollkommen überein, daß sie aus dem einen und selben deutschen Ausbreitungstriebe hervorgegangen, und die großen deutschen Marken

ſind. Iſt dies nun in der That der Fall, ſo iſt damit ihre untrennbare Verbindung mit Deutſchland ſelbſt ausgeſprochen. Denn in dem Begriff einer Mark liegt es ja ſchon, daß ſie auf etwas Anderes deutet, wozu ſie gehört, und wovon ſie eben die Mark iſt. Als deutſche Marken haben daher Preußen und Oeſterreich immer ihre Ergänzung in Deutſchland zu ſuchen, und können in Wirklichkeit niemals zu für ſich ſelbſt beſtehenden europäiſchen Großmächten werden, ſo lange nicht irgend ein Zauberer eine preußiſche und öſterreichiſche Nationalität, Sprache, Literatur u. ſ. w. erfindet, und ſo lange nicht an der Stelle der geſchichtlichen Staatenbildung der ganz rohe Begriff einer bloßen Kraftmaſſe tritt. Was iſt aber ein Staat oder ein Volk ohne ſeine Geſchichte, da es doch grade die Verkettung der Geſchlechter iſt, worauf die Staaten und Völker beruhen?

13.

Man würde darüber wohl nicht in ſolche Irrthümer gerathen ſein, wie es in der That geſchehen, wenn man nicht ganz vergeſſen hätte, daß dieſe beiden Staaten auf dem deutſchen Coloniſations-Proceß beruhen. Es iſt aber aus vielen Gründen überaus wichtig ſich daran zu erinnern.

Einmal nemlich um zu ſehen, wie die deutſche Nation, welche ſich bei der Theilung der fremden Erdtheile leider nicht geltend zu machen vermocht hat, doch allerdings ſehr erhebliche Coloniſations-Fähigkeiten beſitzt, da ſie durch ihre Coloniſationen große Staaten hervorgerufen hat. Sodann, weil man daraus erſieht, daß dieſe Staaten eben deshalb auch zu Deutſchland gehören, und inwiefern ſie dazu gehören, nemlich als Colonialländer; wonach es denn freilich ſehr ſonderbar erſcheinen muß, wenn man einerſeits die Mark Brandenburg für den Mittelpunkt von Deutſchland ausgeben, und andererſeits von Oeſterreich behaupten will, daß es eigentlich gar nicht zu Deutſchland gehöre, obgleich es doch von Anfang des deutſchen Reiches an immer dazu gehört hat, und ſogar vier Jahrhunderte lang die Baſis des deutſchen Kaiſerthums

war. Welche Verwirrung der Köpfe gehört dazu, um solche Ansichten entstehen zu lassen. Sie entspringt aber aus einer falschen Auffassung der deutschen Geschichte.

Wenn man nemlich dieselbe nach der Analogie mit andern Länderen behandelt, welche abgeschlossene Nationalkörper sind, und deren Entwickelung sich an der Centralgewalt verläuft, so fällt der deutsche Colonisations-Proceß fast ganz in die Brüche, weil dieser nur sehr wenig von der deutschen Centralgewalt ausging, und eben darauf beruht, daß die deutsche Nation aus sich selbst herausstrebte, und fremde Nationalitäten in ihre Entwickelung hineinzog. Nach der gewöhnlichen Darstellung wird daher von diesen Dingen nur ganz beiläufig gesprochen, während der Faden der Entwickelung an der Kaisergeschichte fortläuft. Allein was ist die Kaisergeschichte nach dem Sturz der Hohenstaufen? Sie ist in den folgenden Jahrhunderten entschieden viel unwichtiger als die Geschichte des deutschen Ordens, Brandenburgs und Böhmens, und man muß zugleich auf Polen und Ungarn blicken, um den Knoten der Ereignisse zu finden.

Oder wie will man es denn erklären, daß während der eigentlichen Kaiserzeit der Schwerpunkt der deutschen Geschichte am Rhein lag, und zwei Jahrhunderte später vielmehr im östlichen Deutschland? Was bedeutet diese Verschiebung, und müssen nicht inzwischen sehr wichtige Dinge geschehen sein? Der alte Reichsmechanismus hat doch diese Verschiebung nicht verursacht, sondern sie muß wohl durch andere und sehr reale Kräfte veranlaßt sein. Nun liegt hernach zwar die Thatsache unbestreitbar vor Augen, aber man weiß dieselbe nicht richtig zu deuten. Es erscheint dann fast wunderlich, wie es doch geschehen konnte, daß der alte Kaisersitz von Aachen nach Prag, und sogar nach Wien gerückt wurde, und die Erzherzöge von Oesterreich, und Könige von Böhmen und Ungarn, wie auf ihrem Erbtheil darauf saßen, und man will dies allermeist aus der habsburgischen Hauspolitik erklären, die wohl eine wahre Zauberkraft besessen haben muß, um dieses Wunder zu Stande zu bringen. Andererseits erscheint im Norden der preußische Staat wie ein Deus ex machina, und wird darum fast für eine Erfindung der Hohenzollern gehalten. Aber es handelt sich weder um Zauber

noch Wunder, ſondern es ging Alles ganz natürlich zu, da das Eine wie das Andere das Reſultat des deutſchen Colonial-Proceſſes war.

Dieſer Proceß hatte eine doppelte Entwickelung, und eben darauf beruht der Unterſchied von Preußen und Oeſterreich.

Im Nordoſten nemlich herrſchte aus den ſchon früher angeführten Gründen die eigentliche Coloniſation vor, und auch die Ueberbleibſel der ſlawiſchen Bevölkerung wurden faſt ganz verdeutſcht, ſo daß ausgedehnte deutſche Territorien entſtanden, die aber zunächſt noch kein ſtaatsrechtliches Ganze bildeten, obgleich ſie der Sache nach vermöge des gemeinſamen Colonial-Proceſſes von Anfang an in Verbindung ſtanden. Doch trat dann wieder ein Verfall ein, und der Zuſammenhang konnte ſich lange nicht geltend machen, bis der große Kurfürſt kam. Der erkannte, daß hier das Material zu einem eigenthümlichen Staat vorliege, ſtellte die erforderlichen Verbindungeu her, half mit dem Säbel nach, und der preußiſche Staat ſtand da. Die Geiſter der Askanier und der Hochmeiſter wurden wieder wach, und reichten einander die Hand, und daraus entſtand die moderne brandenburgiſch-preußiſche Macht.

Im Südoſten hingegen fand außer den eigentlichen Marken nur eine ſporadiſche Coloniſation ſtatt, aber es wurden große Länder in die deutſche Entwickelung hineingezogen, und durch das Erzherzogthum Oeſterreich zu einem Ganzen verbunden, welches ſofort als eine große Macht erſchien. Und dieſe Macht gehörte weſentlich zum deutſchen Staatenſyſtem, obwohl der größte Theil ihrer Bevölkerung aus fremden Nationalitäten beſtand. Denn ob verdeutſcht oder nicht verdeutſcht, das iſt für ſich allein nicht maßgebend.

Um ſich davon zu überzeugen, vergleiche man nur einmal Schleſien und Böhmen. Wer kann leugnen, daß dieſes letztere, obwohl nur wenig verdeutſcht, doch für die deutſche Entwickelung viel wichtiger war als das erſtere, welches faſt ganz verdeutſcht iſt. Auch gilt dies nicht etwa bloß für die Vergangenheit, ſondern auch noch heute. Man bedenke nur, welche Folgen es haben würde, wenn Böhmen einmal in den Beſitz einer fremden Macht überginge. Würde dieſelbe nicht von Böhmen aus halb Deutſchland beherrſchen? Iſt alſo Böhmen um

deswillen weniger wichtig für Deutschland, weil es größtentheils tschechisch geblieben, oder ist etwa auch der Elsaß um deswillen weniger wichtig für Frankreich, weil er größtentheils deutsch geblieben ist? Nicht die Nationalitäts-Statistik, sondern die Geschichte, die Politik und die Strategie haben über solche Fragen zu entscheiden, und alle drei machen die österreichische Monarchie zu einem unentbehrlichen Gliede des deutschen Staatensystems.

Um dies Alles desto einleuchtender zu machen, haben wir die vorstehende historische Analyse versucht, wodurch die Bedeutung des deutschen Colonial-Processes nunmehr klar geworden sein wird. Wir gingen von der Elbe, von der Saale und von dem Böhmer Wald aus, und schritten vor in der Richtung nach Litthauen, wie in der Richtung nach Siebenbürgen. Blicken wir jetzt auf das westliche Deutschland, wo die Dinge inzwischen einen ganz anderen Verlauf nahmen.

C. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten.

1. Die deutschen Volksstämme. — 2. Das Kaiserthum und die Herzogthümer. — 3. Die Welfen und die Hohenstaufen. — 4. Folgen, welche aus der Zersplitterung der Herzogthümer für die innere Verfassung Deutschlands entsprangen. — 5. Desgleichen für seine Machtentwickelung. — 6. Innere Umbildung der deutschen Nation. — 7. Das Fürstenthum. — 8. Die deutschen Mittelstaaten. — 9. Besondere Eigenthümlichkeit Mecklenburgs. — 10. Desgleichen Sachsens.

Im östlichen Deutschland bildeten sich nach dem Sturz der Hohenstaufen große Ländercomplexe, deren Zusammensetzung wir so eben betrachtet haben, das westliche Deutschland hingegen verfiel einer zunehmenden Zersplitterung, woraus die heutigen Mittel- und Kleinstaaten hervorgingen. Wie ist dies geschehen?

1.

Um die Antwort darauf zu finden, fragen wir zuvörderſt, was war denn außer den Marken, woraus die öſtliche Staatenbildung erwuchs, noch ſonſt an deutſchen Elementen vorhanden? Nichts anderes als die alten Herzogthümer. Oder eigentlich hätte man ſie wohl Großherzogthümer nennen müſſen, weil ſie einen ganzen Volksſtamm umfaßten, in welchem es neben dem Herzog noch andere Fürſten geben konnte, dieſer aber den Oberbefehl führte, und die Stammeinheit repräſentirte.

Vergeblich hatte Karl der Große dieſe Herzogthümer in Grafſchaften aufzulöſen verſucht. Sie bildeten ſich durch die Natur der Sache immer wieder, denn ſie ruhten auf altgermaniſchen Grundlagen, und wurzelten in der Eigenthümlichkeit der Stämme. Es gab alſo Herzöge, weil es ein Stamm-Bewußtſein gab, und es gab deren ſo lange, als dieſes Stamm-Bewußtſein noch kräftig genug war, um ſich in einer Spitze zu concentriren.

Sachſen, Franken, Baiern und Schwaben waren nach der Völkerwanderung die vier deutſchen Hauptſtämme in Germanien geworden, neben welchen Frieſen, Thüringer und Heſſen als kleinere Stämme erſchienen. Man kann ſogar dieſe Stämme als eben ſo viele Nationen bezeichnen, denn ſie waren damals noch ſo verſchieden von einander, wie heute etwa die Deutſchen und Skandinavier, und ſie wurden früherhin auch Nationen genannt, da der gemeinſame Name der deutſchen Nation erſt ſpäter zur Geltung kam. Daraus alſo entſprangen die vier großen Herzogthümer: Sachſen, Franken, Schwaben und Baiern. Heinrich I. fügte noch Lotharingen als das fünfte hinzu, welches hinterher in Ober- und Nieder-Lotharingen getheilt wurde. Es war aber kein eigentliches Stammherzogthum, ſondern aus deutſchen und wälſchen Elementen gemiſcht, ſo daß es doch eigentlich nur die ſo eben genannten vier Hauptſtämme blieben, von welchen die deutſche Entwicklung ausging. Was aber dieſe für eine Fülle von Lebenskraft in ſich enthielten, davon zeugen ihre Thaten.

Die Sachſen ſchickten ihre Kolonieen über das deutſche Meer,

und gründeten die angelsächsische Heptarchie, woraus das heutige England hervorging. Sie sandten dann später ihre Colonien über die Elbe, so daß auch der preußische Staat größtentheils als ein Product des sächsischen Stammes anzusehen ist. Die Franken gründeten Frankreich. Die Baiern, kann man sagen; gründeten Oesterreich, denn die avarische Mark, wie die übrigen südöstlichen Marken, gehörten früher zum Herzogthum Baiern, und von Baiern ging die Colonisation aus. Die Schwaben allein haben kein großes Reich gestiftet, aber sie haben die Hohenstaufen aufzuweisen, die Heroen des Mittelalters und die Blüthe aller Ritterschaft.

Solche Lebensfülle haben diese Stämme offenbart. Welche außerordentlichen Folgen mußten aus dem Nebeneinanderbestehen, und aus den gegenseitigen Einwirkungen dieser Stämme entspringen! Und in der That ist fast Alles daraus entsprungen, was die deutsche Nation, und die deutsche Geschichte, im Guten wie im Bösen charakterisirt.

Nemlich eben darin meinen wir zuvörderst, liegt der Vorzug der deutschen Nation, daß sie solche Stämme hat. Die romanischen Völker haben dergleichen nie gehabt, sondern sind überall nur ein Mischvolk, das zwar sehr große, provinzielle und locale Verschiedenheiten zeigt, die aber nicht auf einer eigenthümlichen und lebendigen Volksart, sondern auf den besonderen Mischungsverhältnissen beruhen, je nachdem die Basis römisch, gallisch oder celtiberisch war, und die Zuthat griechisch, arabisch, baskisch, normannisch, gothisch, fränkisch u. s. w. Aus diesem Durcheinander entsprang allermeist kein wirkliches Volk, sondern eigentlich nur eine Populace, die auch keine wirkliche Sprache hatte, sondern nur eine Sprechweise, weil die höheren Klassen, wegen ihres fremden Ursprungs, nicht mit der Masse verwuchsen. Und so ist das Patois der Bauern in Frankreich noch heute keine wahrhafte Sprache, sondern nur ein Wälschen. Welche weitreichenden Folgen für die geistige Entwickelung der romanischen Völker dies haben mußte, hat Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation hervorgehoben. Nur in Spanien fand eine vollkommenere Vermischung der eingewanderten höheren Klassen mit dem niederen Volke statt, nemlich durch die siebenhundertjährigen Maurenkriege, wodurch ein neues Volk entstand, und die Masse selbst geadelt wurde. In Italien ist die Differenz geblieben, und in Frankreich nur

dadurch ausgelöſcht, daß man den Adel exſtirpirte, und darauf Alles zur Populace wurde. Wie frappant iſt der Unterſchied, wenn man von Frankreich aus über die Pyrenäen geht! Man findet je nach Umſtänden ein indolentes oder ein wildes verwegenes Geſchlecht, aber nur wenig Pöbel, da Alles eine ſtolze Haltung hat.

Nun iſt in Frankreich durch die Centraliſation und durch die Revolution allerdings eine ſehr homogene Maſſe entſtanden, aber ohne alles urſprüngliche Leben, ſondern nur durch künſtliche Reizmittel in Bewegung zu ſetzen; auch ohne alle innere Cohärenz, ſondern nur durch eine imperialiſtiſche Maſchinerie in Ordnung zu halten, deren Druckfedern ſämmtlich in Paris liegen. Da werden desgleichen alle Ideen zuſammengebraut, um dann der großen Nation durch die Journale und durch die Telegraphen zu verkündigen, was ſie für wahr, gut, ſchön, niedlich, häßlich u. ſ. w. halten ſoll, und damit dieſer immerfort brodelnde Hexenkeſſel nicht überläuft, baut man Baſtillen herum. Das iſt das moderne Frankreich! Und ſo iſt es geworden, eben deshalb, weil es keine Stammentwickelung in Frankreich gab. Iſt es nicht trotz ſeiner Einheit doch in der That viel unglücklicher als Deutſchland in ſeiner Zerriſſenheit? Und hat dieſes trotz ſeiner Zerriſſenheit nicht doch viel mehr Keime der Zukunft in ſich als Frankreich trotz ſeiner Einheit?

Eben darin liegt ferner der Adel der deutſchen Nation, daß es keinem deutſchen Stamme gelungen iſt, die anderen dermaßen zu überwältigen, daß er dem Ganzen ſeinen Charakter aufzudrücken vermocht hätte. Verſucht wurde es allerdings, nemlich unter den Merovingern und Carolingern, welche die von ihnen unterworfenen deutſchen Stämme unter die gemeinſame Herrſchaft des fränkiſchen Stammes beugen wollten; und hätte ihr Reich fortbeſtanden, ſo wäre es dann freilich ein großes Frankenreich geworden, mit den Formen der Centraliſation, die man in dem römiſchen Gallien vorgefunden hatte, und es würde nie ein Deutſchland, noch eine deutſche Nation gegeben haben. Aber grade die deutſchen Volksſtämme ſetzten ſich gegen dieſe Centraliſation, und da ſie doch grade die Hauptbaſis bildeten, worauf ſich Karl der Große ſtützte, ſo mußte das große Frankenreich wieder zuſammenfallen. Die in Gallien angeſiedelten Franken verſchmolzen ſeitdem mit den

Römern und Galliern, und wurden Franzosen; die in Deutschland zurückgebliebenen Franken hingegen wurden wieder, was sie ursprünglich gewesen waren, d. h. nicht eine herrschende Nation, sondern nur ein Volksstamm neben anderen.

Jeder Volksstamm hatte das Selbstgefühl, den anderen nicht dienen zu wollen, sondern wollte seinen Antheil an der gemeinsamen Ehre und Herrschaft haben, und so stellen die vier ersten Jahrhunderte der deutschen Reichsgeschichte gewissermaßen einen Turnus dar, nach welchem die Hegemonie von dem einen Stamm auf den anderen überging.

Der sächsische Stamm, als der am spätesten in die Geschichte eingetretene, und mit dem naiven Glauben erfüllt, den er erst vor Kurzem durch die Taufe erhalten, gründete das deutsche Reich. Er gab demselben in ununterbrochener Folge einen König und drei Kaiser, die vor Allen am meisten auf das nordöstliche Europa eingewirkt, und diesen Beruf späterhin dem preußischen Staate hinterlassen haben. Darauf folgten die fränkischen Kaiser. Am meisten dem französischen Geiste verwandt, erwarben sie die burgundischen Länder, und eröffneten den Kampf mit der Hierarchie. Ihnen folgten die schwäbischen Kaiser. Ihr romantischer Geist führte sie nach dem Orient und nach dem Süden, und sie verloren sich in Neapel. Nun wäre die Reihe an die Baiern gekommen, sich auch ihrerseits zu versuchen, aber die eigentliche Kaiserzeit war eben vorüber. Sie konnten nur einen Kaiser präsentiren, Ludwig den Baier, und es folgten vielmehr die Luxemburger, welche man gewissermaßen als Repräsentanten des ehemaligen lothringischen Großherzogthums ansehen kann. Diese vermittelten den Uebergang zu dem österreichischen Kaiserthum. Das deutsche Kaiserthum verschwand von der Bühne der Geschichte, wie die Volksstämme verschwanden, und die Volksstämme verschwanden mit den alten Herzogthümern.

Seitdem beherrschte der Particularismus das öffentliche Leben der Deutschen, und fast nur in ihrem geistigen Leben bildete sich die Gemeinschaft fort. Aber wo dann der deutsche Geist hervortrat, da geschah es immer in der Weise der alten Kaiser. Wie diese, an keinen bestimmten Sitz gebunden, im Reiche herumwanderten, so wanderte

später die Literatur in Deutschland, und hat bei uns niemals einen bleibenden und herrschenden Concentrationspunkt gefunden, wie es Paris für Frankreich ist. So wandern jetzt die wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Vereine, und nirgends sind diese Wandervereine seit Oken so ausgebildet und so zahlreich als in Deutschland.

Was beweisen aber diese Erscheinungen? Sie beweisen, daß die deutsche Nation keine Hauptstadt hat, noch haben will, nicht einmal eine Metropole der Intelligenz, die man neuerdings erfinden möchte, wenn sich nur auch der Glaube daran erfinden ließe. Warum hat aber Deutschland nie eine Hauptstadt gehabt, und warum will es keine haben und kann keine haben? Antwort, weil es Volksstämme hat, die sich alle ebenbürtig fühlen.

In England gab es einen vorherrschenden Stamm, nemlich die Angelsachsen, und die daraus entstandene Heptarchie hat niemals auf Volksstämmen beruht; die Einheit war also leicht zu erreichen. Dann kamen die Normannen, und wurden der vorherrschende Stamm, vermischten sich dann aber mit den Angelsachsen, und unterwarfen die Kelten in Wales, wie Irland und Schottland, und es entstand das heutige britische Reich, in welchem sich überall die Herrschaft des einen Elementes über die anderen darstellt, weil es ursprünglich schon keine verschiedenen und doch gleichberechtigten Elemente gegeben hatte. Das slawische Rußland hingegen umfaßte ursprünglich zahlreiche Volksstämme von gleicher Berechtigung, aber alle beugten sich unter die Herrschaft der eingewanderten Waräger, und dann diese wieder unter das Joch der Mongolen. Seitdem wurde der großrussische Stamm der herrschende, und durch eine traurige Monotonie, wie durch die gemeinsame Knechtschaft, ist die heutige Nationaleinheit in Rußland erreicht worden.

Die deutschen Stämme sind noch von keinem fremden Eroberer dauernd unterjocht worden, noch haben sie sich einer unter den anderen beugen wollen. Die Aufgabe war darum, eine Form zu finden, welche die Reichseinheit zugleich mit der Eigenthümlichkeit der Volksstämme erhielt. Diese Form wurde aber nicht gefunden, oder richtiger gesagt, die Form, welche das Kaiserthum dafür schuf, war doch nicht stark genug, um sich auf die Dauer zu erhalten, und darum zerfiel nicht nur

die Reichseinheit, sondern die Volksstämme selbst wurden zerrissen. Die deutsche Nationalgeschichte wurde seitdem zur Geschichte der deutschen Staatenbildung, die wir nunmehr zu betrachten haben.

2.

Aus den Herzogthümern, oder aus den Marken, sind alle deutschen Staaten entstanden. Die deutsche Staatenbildung ist daher einem Baum vergleichbar, der sich in zwei Stämme spaltet. Der eine treibt wieder zwei mächtige Aeste, nemlich Preußen und Oesterreich, der andere verbreitet sich in viele Zweige, nemlich in die Mittel- und Kleinstaaten, und viel edles Holz haben die Stürme abgebrochen, — will sagen, die verloren gegangenen deutschen Länder. Wie geschah nun diese Verzweigung?

Die östliche Staatenbildung begann, als sich die Markgrafschaften von den Herzogthümern ablösten, denen sie früher untergeordnet waren. Mit der Nordmark geschah dies durch Albrecht den Bären unter Kaiser Conrad III., mit der Ostmark unter Friedrich I., durch den Babenberger Heinrich, mit dem Beinamen Jasomirgott. Dieser wurde, wie schon bemerkt, selbst zum Rang eines Herzogs erhoben, und erhielt das seines Ortes angeführte herrliche Privilegium, welches ihn fast unabhängig vom Reiche machte, und vor allen anderen Fürsten bevorzugte. Albrecht der Bär erhielt kein so herrliches Privilegium, sondern nur die Nordmark, d. h. die heutige Altmark, aber er hatte das Schwert an seiner Seite, und damit die Anwartschaft auf alle die Länder, die er zu erobern vermöchte. Und es gab im Norden noch Etwas zu erobern, denn es gab noch Heiden, und die Heiden gehörten den Christen. Dazu hatte sich der Gegensatz von Christen und Heiden durch den langen Kampf in den Gegensatz von Deutschen und Wenden verwandelt. Man konnte erobern in allen wendischen Ländern.

Fast gleichzeitig mit dieser Ablösung der Marken von den Herzogthümern begann auch die Zersplitterung der letzteren. Sie beruhte auf einem allmälig fortschreitenden Proceß, der aber, wie wir alsbald sehen werden, mit zwei großen Katastrophen endigte. Die Grundursache war der Streit zwischen dem Kaiserthum und dem Herzogthum.

König Heinrich I. fühlte ſich vor Allem ſelbſt als Sachſenherzog. Er ſuchte die Reichseinheit mehr durch kluges Nachgeben als durch Gewalt zu gründen, und machte insbeſondere den Herzog von Baiern faſt ganz unabhängig. Otto I. brachte das Kaiſerthum an die Deutſchen, und wie er durch daſſelbe hoch über alle Fürſten erhoben war, fühlte er ſich vor Allem als Kaiſer, und wollte das Herzogthum in eine viel tiefere Stellung herabdrücken, vielleicht ganz beſeitigen; was indeſſen nicht gelang. Sein ſächſiſches Herzogthum legte er nieder, ließ aber das herzogliche Amt in Sachſen doch nicht eingehen, ſondern verlieh es an die Billunger, und erkannte damit ſelbſt die Unentbehrlichkeit, oder wenigſtens die Unvermeidlichkeit dieſer Inſtitution an. Er und ſeine Nachfolger machten nun verſchiedene Verſuche, den Gehorſam der Herzöge, und damit die Reichseinheit ſicher zu ſtellen, doch alle dazu angewandten Mittel waren nur Palliative, die hinterher das Uebel immer verſchlimmerten.

Eines dieſer Mittel war, die Herzogthümer, deren Erblichkeit damals noch keineswegs feſtſtand, an Mitglieder der kaiſerlichen Familie zu verleihen, um ſie dadurch in der geziemenden Unterordnung unter die kaiſerliche Gewalt zu erhalten, aber die Herzöge wurden durch ihre kaiſerliche Verwandtſchaft im Gegentheil nur um ſo anſpruchsvoller. Ein anderes Mittel beſtand darin, ihnen die Erzbiſchöfe und Biſchöfe als Gegengewicht entgegenzuſtellen, und denſelben zu dieſem Ende ſelbſt die herzoglichen Rechte zu verleihen, aber es half auch nur momentan. Die geiſtlichen Herren ließen ſich dieſen Zuwachs an Macht gern gefallen, aber einmal zu weltlichen Potentaten geworden, machten ſie dann mit den weltlichen Fürſten gemeinſame Sache, um die kaiſerliche Gewalt immer mehr einzuengen, und das Reſultat war nicht etwa, daß die herzogliche Gewalt heruntergedrückt wurde, ſondern daß die herzoglichen Territorien zerſplittert wurden. Daſſelbe wiederholte ſich mit den Grafen, deren Selbſtſtändigkeit man auch begünſtigte, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die großen Fürſten zu gewinnen. Sie wurden bald ganz ebenſo ungefügig. Man mußte immer tiefer herabſteigen, und wie die Grafen von der herzoglichen Gewalt eximirt wurden, oder ſich ſelbſt eximirten, ſo die Aebte und kleineren Dynaſten

von den Grafen. Die Exemtion wurde endlich fast zur Regel, und dadurch die Gauverfassung gleicherweise aufgelöst wie die Stammherzogthümer.

Die kaiserliche Gewalt verlor immer mehr an intensiver Kraft, während sie noch die alte Extension behielt, d. h. sie verbreitete sich zwar immer noch über das ganze Reich, aber nicht als eine Regierungsgewalt, sondern nur als eine Oberlehnsherrschaft. Die herzogliche Gewalt hingegen gewann zwar fortwährend an Intensität, aber sie verlor immer mehr an Extension, indem eine Landschaft nach der anderen von der herzoglichen Gewalt eximirt, und dadurch der herzogliche Sprengel immer mehr zerbröckelt wurde; und wie man später sagte: „Jeder Fürst ist in seinem Lande Kaiser," so hätte man auch sagen können: „Jeder ist in seinem Lande Herzog." Denn sie gewannen Alle dieselbe Landeshoheit, und alle Fürstenthümer wurden gleicher Weise erblich, mit Ausnahme natürlich der geistlichen, die um deswillen doch nicht weniger unabhängig wurden.

Unter Friedrich II. war die Sache schon so weit gediehen, daß die Landeshoheit der geistlichen wie der weltlichen Fürsten urkundlich anerkannt wurde. Die Kaiserzeit ging damit zu Ende, und es war nicht fern mehr von dem Sturz der Hohenstaufen.

3.

Gleichsam das Vorspiel zu dieser großen Tragödie war der Sturz Heinrichs des Löwen, worin der Kampf zwischen dem Kaiserthum und dem Herzogthum seinen Culminationspunkt fand, und der wiederum nur das Seitenstück zu dem Kampf zwischen dem Pabstthum und dem Kaiserthum bildete. Ja im Grunde genommen, war es nur der ein und selbe Antagonismus, der sich nach zwei Seiten hin offenbarte, und die Parteien der Welfen und Waiblinger hervorrief, deren Kämpfe Jahrhunderte lang die deutsche wie die italienische Geschichte erfüllen, und der Schlachtruf „Hie Welf, hie Waiblingen" wurde die Parole für alle Gegensätze jener Zeit. Es geschah unter Kaiser Conrad III., bei der Belagerung von Weinsberg im Jahr 1140, daß dieser Ruf zum ersten Male erscholl, aber der Gegensatz war schon älter. Denn

in den Hohenstaufen (Waiblinger) setzten sich die Tendenzen der fränkischen Heinriche fort, von welchen sie selbst mütterlicher Seits abstammten, die Welfen aber hatten schon unter den fränkischen Kaisern mit an der Spitze der Opposition gestanden.

„Zwei berühmte Geschlechter," sagt Otto von Freisingen (De gestis Friederici I.), „gab es bisher im römischen Reiche, an der Grenze Galliens und Germaniens angesessen, das eine der Heinriche von Waiblingen, das andere der Welfen von Altdorf, das eine gewohnt Kaiser, das andere große Herzöge hervorzubringen. Diese Geschlechter, wie es unter großen und ruhmbegierigen Männern zu geschehen pflegt, hatten durch ihre gegenseitige Eifersucht oft die Ruhe des Reiches gestört, doch durch göttliche Fügung, um dem Volke Frieden zu verschaffen, geschah es unter Heinrich V., daß Herzog Friedrich, der Vater dessen (des Barbarossa), der von dem königlichen Geschlechte abstammte, sich mit der Tochter des Baiernherzogs Heinrich aus dem anderen Geschlechte vermählte, und mit derselben den jetzt regierenden Friedrich erzeugte." Soweit der ehrwürdige Bischof, an dessen Worte wir nun einige Bemerkungen anknüpfen wollen.

Zuvörderst also ist es hiermit ausdrücklich ausgesprochen, daß es die Principien des Kaiserthums und des Herzogthums waren, welche sich in den Geschlechtern der Hohenstaufen und der Welfen incarnirten, und wir sagen, daß es eben der Widerstreit dieser beiden Principien war, woraus die deutschen Parteikämpfe entsprangen, dergestalt, daß auch der noch größere Widerstreit zwischen Pabstthum und Kaiserthum doch auf jenem ersteren beruhte, und gewissermaaßen selbst daraus hervorging. Auch war dies ganz natürlich, da das Herzogthum grade in dem Pabstthum den allerwirksamsten Bundesgenossen gegen die Uebermacht des Kaiserthums fand. Und eben deswegen wurde die kaiserliche Gewalt so vollständig gebrochen, weil sie zugleich von zwei Seiten angegriffen, und von oben her durch das Pabstthum, von unten her durch das Herzogthum, gewissermaaßen wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben wurde. Es machte sich also ganz von selbst, daß die Vorkämpfer des Herzogthums es mit dem Pabstthum hielten, und wie die Welfen von altersher Opposition gegen das Kaiserthum gemacht, so

haben sie sich auch von altersher durch ihre kirchliche Richtung charakterisirt. Welf III., der Letzte der älteren welfischen Linie, hatte alle seine Güter der Kirche vermacht, Welf I., der Stifter der jüngeren Linie, war unter Gottfried von Bouillon in Jerusalem gewesen. Auch Heinrich den Löwen führte der Drang seines Herzens nach Palästina. Er hat sich neben seinen Kriegesthaten auch durch die Stiftung von Kirchen und kirchlichen Anstalten hervorgethan, und kann im Sinne seiner Zeit als ein religiöser Mann gelten. Man kann sagen, daß sich in den Welfen in dieser Hinsicht die Richtung der sächsischen Kaiser fortsetzte, welche den Frieden mit der Kirche erhielt, während die Politik der fränkischen Kaiser zum Streit mit der Kirche führte, den die Hohenstaufen fortsetzten.

Was besagte aber der Widerstreit zwischen dem Herzogthum und dem Kaiserthum? Jenes repräsentirte den Particularismus, der gegen die universale Tendenz des Kaiserthums reagirte. Aber es war ein Particularismus, der an dem Stammbewußtsein eine volksthümliche Grundlage hatte, und der keineswegs auf eine kleinstädtische Kirchthurmspolitik hinauslief, wie sie die späteren Zeiten Deutschlands charakterisirt, sondern der sich selbst zu großen Dingen berufen fühlte, und sich selbst auszubreiten strebte. Je höhere Ideen also der Herzog von seinem Beruf und Recht hatte, um so mehr suchte er seine Gewalt zur königlichen zu steigern, und je höher wiederum der Kaiser von seinem Beruf und Recht dachte, um so weniger konnte er dies dulden. Wie unvermeidlich war also der Conflict zwischen zwei so stolzen Geschlechtern wie die Hohenstaufen und die Welfen! Denn wenn Kaiser Friedrich I. vielleicht der Stolzeste der deutschen Kaiser war, so war Heinrich der Löwe der Sohn von Heinrich dem Stolzen, und hätte wohl selbst den Beinamen bekommen mögen, den sein Vater trug, wenn er nicht eben der Löwe hieße.

Und wie groß war seine Macht, da er mit dem Herzogthum Sachsen zugleich das Herzogthum Baiern verband, also die beiden größten Herzogthümer, die es überhaupt im Reiche gab. Dazu hatte er noch bedeutende Eroberungen in den wendischen Ländern hinzugefügt. Er ist es, der hier im Bunde mit Albrecht dem Bären den Sieg des

Deutſchthums und Chriſtenthums entſchied; beide als ſächſiſche Fürſten, und mit der Kraft der Sachſen. Von ihm wurden die Obotriten bezwungen, und ſelbſt pommerſche Fürſten mußten ihm huldigen. Wer weiß, ob er nicht in ſeiner Löwenkühnheit gar noch bis an die Weichſel gezogen, und dem deutſchen Orden zuvorgekommen wäre, hätte er ſich noch länger zu halten vermocht. Endlich hatte er von ſeinen Vorfahren auch in Italien noch bedeutende Anſprüche ererbt, ſo daß ſein Machtgebiet ſich von der Nord- und Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere erſtreckte. Im Reiche war ihm Niemand gleich, und größer nur der Kaiſer. Seine Gemahlin, die edle Mathilde (Stammmutter des ganzen ſpäteren Welfengeſchlechtes), war die Tochter Heinrichs II. von England, Richard Löwenherz war ſein Schwager. Mit den europäiſchen Regenten verkehrte er wie mit ſeines Gleichen, und empfing ſelbſt Geſandte von dem griechiſchen Kaiſer. Er war ein königlicher Herzog, aber eben deswegen für einen Vaſallen in jeder Hinſicht zu groß geworden. Er, oder der Kaiſer mußte ſtürzen.

Andererſeits aber war er doch ſelbſt der Vetter des Kaiſers, und dieſe Blutsverwandtſchaft war auch zugleich ein Symbol ihrer gegenſeitigen politiſchen Stellung. Der Kaiſer ſelbſt hatte ja ſeine Größe befördert, und bedurfte ſeiner. Und war der Herzog der Antagoniſt der kaiſerlichen Gewalt, ſo war er doch andererſeits ſelbſt die vornehmſte Stütze derſelben, denn Barbaroſſa war des Sieges wie der Herrſchaft gewiß, ſo lange er des großen Herzogs gewiß war. Obwohl ein Repräſentant des Particularismus, diente er alſo doch der univerſalen kaiſerlichen Tendenz, indem er die anderen Fürſten im Zaume hielt. Sie waren auch Repräſentanten des Particularismus, aber eines Particularismus viel niedrigerer Art, der zu dem höheren Particularismus Heinrichs des Löwen in den entſchiedenſten Gegenſatz trat. Dieſer wollte in ſeinem herzoglichen Sprengel keinen Gleichen neben ſich dulden, ſondern alle Gewalten ſollten ſich dem Herzoge unterordnen, jene aber wollten in ihren kleineren Bezirken überall ſelbſt Herzog ſein. So erging es dem Herzogthum grade wie dem Kaiſerthum, daß es auch von zwei Seiten zugleich angegriffen wurde, nemlich von Oben her von dem Kaiſer, von Unten her von den Biſchöfen und kleineren

Fürsten. Und eben deshalb wurde es auch ganz eben so zerrieben wie das Kaiserthum selbst. Von beiden blieb nur ein Schatten. Welfen und Hohenstaufen richteten sich gegenseitig zu Grunde.

Immer lag also der Gegensatz wie die Verwandtschaft dieser beiden Geschlechter dicht neben einander. Auch darin, daß einerseits die Welfen aus Italien herkamen, andererseits die Hohenstaufen nach Italien hinzogen. Und danach waren auch ihre Geschicke. Kaiser Heinrich VI. hatte durch die Vermählung mit der Erbtochter von Sicilien dieses Königreich an sein Haus gebracht, die Welfen hingegen hatten durch die Vermählung Heinrichs des Stolzen mit der Erbtochter des Kaisers Lothar das Herzogthum Sachsen erworben, und waren seitdem in Sachsen einheimisch geworden. Heinrich der Löwe fühlte sich ganz als Sachse, wie er es mütterlicher Seits auch war. Bei weitem seine Hauptthätigkeit gehört dem nördlichen Deutschland an, und nirgends war ihm so froh zu Muthe als in seinem Lübeck, welches er gegründet, und in seinem Braunschweig, welches er ererbt hatte. Obgleich nun die Welfen späterhin nicht nur ihre italienischen Güter und Ansprüche, sondern auch das Herzogthum Baiern und ihre Besitzungen in Schwaben ganz verloren, so haben sie sich doch in Sachsen erhalten. Die Hohenstaufen hingegen haben nach einer kurzen Periode des Glanzes in Neapel ihr Grab gefunden.

Es ist der Verlauf der ganzen späteren Geschichte, der sich in diesen beiden Geschlechtern symbolisirt. Die Hohenstaufen, als die Repräsentanten des weltherrschaftlichen Kaiserthums stürzten, und ihr Stamm erlosch. Die Welfen, als Repräsentanten des herzoglichen Particularismus, stürzten auch von ihrer Höhe herab, aber ihr Stamm hatte Wurzeln im alten Sachsenlande geschlagen und grünte fort; denn das Princip, welches sie repräsentirten, war doch das siegende geblieben. Jene konnten den Verlust ihrer weltlichen Herrlichkeit nicht überwinden, und so trieb es den jungen Conradin nach Neapel, um das Erbe seines Stammes wiederzugewinnen, und doch nur einen schmählichen Tod auf dem Blutgerüste zu finden. Heinrich der Löwe hingegen, nachdem er lange gekämpft und endlich erlegen, starb ruhig in Braunschweig, wo er in seinen letzten Jahren vor Allem mit kirch-

lichen Stiftungen beschäftigt war, dem Charakter seines Geschlechtes getreu. Er hatte überwunden, und seine Grabschrift schließt mit den Worten:

Qui legis haec metra, memor horum, peto, pensa:
Quid caro, quid vita, quid mors — cinis umbra.

welche die Resignation eines religiösen Gemüthes aussprechen (Vergl. Böttiger, Heinrich der Löwe). Nicht so hoch gestiegen als die Hohenstaufen, sind die Welfen auch nicht so tief gefallen, und doch von allen noch blühenden Fürstengeschlechtern, deren Ruhm schon aus der alten Kaiserzeit her datirt, bei weitem das berühmteste.

Das ist die große Tragödie der Geschichte. Zwei Gewalten kämpfen mit einander, und jede hat ein Recht. Aber sie werden zu Gegensätzen, und doch bedürfen sie einander, und die siegende Gewalt bereitet eben dadurch ihren eigenen Untergang vor. Nach dem Herzogthum stürzte das Kaiserthum, denn es hatte ja nur durch das aus dem Verfall des Herzogthums hervorgehende Fürstenthum gesiegt, das nun um so mächtiger wurde. Und wie sollte die deutsche National-Einheit bestehen, wo sich nicht einmal die Stammeinheit zu erhalten vermochte? So stürzten die Hohenstaufen zwei Menschenalter nach den Welfen. Das Pabstthum stürzte sie, indem es einen eben so vollständigen Sieg über das Kaiserthum erlangte, wie dieses über das Herzogthum. Auch trug es grade nur denselben Gewinn davon, d. h. es hatte sich selbst zu Grunde gerichtet. Mit den großen Kaisern verschwanden darum auch die großen Päbste. Kaum funfzig Jahr darauf, und sie lebten in Avignon fast wie Gefangene, und waren zu einem Werkzeug der französischen Politik heruntergekommen.

Alle großen Gestalten des deutschen Mittelalters waren seitdem von der Bühne der Geschichte verschwunden, da die Herzöge, wie die Kaiser und die Päbste, alle zusammen viel kleiner wurden. Fast nur unter den Markgrafen und Hochmeistern traten seitdem noch Heldengestalten hervor. Die ganze deutsche Entwickelung nahm einen anderen Charakter an.

Was nun insbesondere die Herzogthümer anbetrifft, so wurde das baiersche Herzogthum nach der Aechtung Heinrichs des Löwen an Otto

von Wittelsbach verliehen, aber mit sehr geschmälerter Macht. Das sächsische Herzogthum wurde ganz zersplittert. Den Welfen blieben darin nur ihre Allodien, Braunschweig und Lüneburg, und dem Sachsenvolke blieb nicht einmal sein Name. Nur in einem kleinen Zipfel des Sachsenlandes erhielt er sich, nemlich in Lauenburg (wo noch heute der große Sachsenwald), und auf diesem Ländchen ruhte nun die sächsische Herzogswürde. Sie wurde an den Askanier Bernhard von Wittenberg verliehen, welcher dann den Herzogstitel wie den Sachsennamen zugleich mit Wittenberg verband. Seine Nachkommen theilten sich in die Linien Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg, und als das Letztere an Meißen fiel, so ging auch der sächsische Name, wie die sächsische Herzogswürde (inzwischen zur Kurwürde umgewandelt) auf Meißen über. Daraus entstand das heutige Königreich Sachsen, als eins der merkwürdigsten Beispiele, wie Namen ihre Bedeutung verändern. Die alten Sachsen heißen seitdem: Holsteiner, Altmärker, Magdeburger, Halberstädter, Braunschweiger, Hannoveraner und Westphalen; und die Meißener hingegen nennen sich Sachsen, obgleich sie mit den alten Sachsen doch fast nichts gemein haben. Denn Dresden mag vielleicht an Florenz erinnern, aber gewiß nicht an Wittekind, noch an die Ottonen, noch an Heinrich den Löwen.

Nur das Symbol der alten Sachsen blieb erhalten, als das Roß in dem Wappen von Braunschweig. Wie bäumte sich das edle Thier, da es der Löwe ritt, und Roß und Reiter stürzten! War's Welfentrotz oder Sachsentrotz, und nicht vielmehr Beides? Der Reiter blieb am Boden liegen, das Roß hingegen, d. h. die sächsische Volkskraft, sprang wieder auf, und nahm seinen Lauf noch weit über die Oder und Weichsel, bis an den Peipus, — aber es waren die Markgrafen und die Hochmeister, welche es seitdem ritten.

Zwei Menschenalter darauf erfolgte die Katastrophe der Hohenstaufen. Mit ihnen erlosch das Herzogthum Schwaben, wie auch das Herzogthum Franken, welches sie gleichfalls inne gehabt hatten, obwohl seit lange schon sehr geschmälert. Schwaben und Franken verfielen der gemeinsamen Zersplitterung, aber das Stammgefühl ist daselbst doch nie

ganz erloschen, und der Name hat sich in diesen Landschaften noch bis heute erhalten.

Das sind die beiden großen Katastrophen, worauf die Bildung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten beruht. Und von da an begann der Verfall der deutschen Nationalgröße, deren Hoheit grade in diesen gigantischen Kämpfen hervortrat, womit das deutsche Heroenalter endigt.

Warum hat keiner unserer klassischen Dichter diese Kämpfe besungen? Wohl deshalb nicht, weil der deutsche Geist seitdem so abgeschwächt, und auch heute noch lange nicht wieder genugsam erstarkt ist, um solche Gestalten geistig reproduziren zu können. Denn kein Dichter kann einen Helden darstellen, dessen Empfindungen er nicht zu theilen vermag, und welchem er nicht geistig ebenbürtig ist.

Schiller dichtete den Wilhelm Tell als das reifste Product seines Geistes; und danach wird zu ermessen sein, wie weit seine Kraft reichte. Für den Wallenstein, den man sonst gewöhnlich für sein Meisterwerk hält, reichte sie in der That schon nicht aus, wie man wohl daraus ersieht, daß er ihn als ein Räthsel dastehen läßt, und also selbst nicht zu fassen vermochte. Jetzt vergleiche man aber jene Schweizeridylle an dem Vierwaldstätterse mit der Geschichte der Hohenstaufen, deren Bühne von Skandinavien bis nach Palästina reicht, und worauf sich der Löwe und der Bär mit den Staufen und den Innocenz bewegen; und es ist nicht ein Kuhgeläute, welches im Hintergrunde vorüberzieht, sondern es sind die Kreuzzüge! Wie viel Male müßte sich also wohl Schillers Geist mit sich selbst vervielfachen, um das Drama dieser Geschichte zu dichten? So groß waren unsere Ahnen, und so klein sind wir geworden, daß wir nicht einmal ihre Thaten zu besingen vermögen.

4.

Seit dem großen Interregnum wurde die Zersplitterung nur um so allgemeiner, als von da an auch die Städte emporkamen, und eine eigene Territorialherrschaft erwarben. Diese städtischen Herrschaften bildeten ein Seitenstück zu den Priesterherrschaften, wie auch viele derselben ihre Entstehung grade der Kirche verdankten, mit deren

Organismus sie insofern übereinstimmten, als sie auch eine corporative Gewalt entwickelten. Ihre Magistrate waren gewissermaßen weltliche Domcapitel, und hier allein herrschte noch die Idee des Amtes. In den weltlichen Fürstenthümern hingegen ging sie fast gänzlich in der Idee des dynastischen Besitzes unter, da sie alle Patrimonial-Staaten wurden, und als solche nach den fürstlichen Hausinteressen zertheilt, oder zusammengefügt werden konnten.

Für die alten Germanen wäre dies ein ganz undenkbares Verhältniß gewesen. Auch würde es schwer zu erklären sein, wie die Nation in solche Zustände verfallen konnte, wenn nicht eben doch noch ein Rest von Reichseinheit bestanden hätte, welcher die territoriale Zerrissenheit weniger fühlbar machte; wenn nicht ferner das ständische Leben damals viel wichtiger gewesen wäre als das Staatsleben; und wenn nicht endlich auch der kirchliche Verband damals oft viel wichtiger gewesen wäre als der politische. Wie nun aber die Reichseinheit nach der Reformation immer mehr zerfiel, der kirchliche Verband großentheils aufgelöst wurde, die ständischen Corporationen verknöcherten, und auch das Einzige, welches den Patrimonialstaat veredeln kann, nemlich der patriarchalische Geist, durch das Eindringen französischer Sitten an den fürstlichen Höfen ganz verschwand, und dann nichts als der nackte Patrimonialstaat übrig blieb, — wie unsäglich mußte die Misere sein! Welche Wohlthat für ganz Deutschland war damals der preußische Militairstaat, der den ersten Schritt dazu that den Patrimonialstaat zu überwinden, und dadurch allmälig die Ideen der altgermanischen Freiheit wieder zu erwecken!

Nach diesen Ideen hatte das Fürstenthum niemals ein Eigenthum an Land und Leuten bedeutet, sondern es hatte die Gemeinde der Freien repräsentirt, wie der Kaiser die ganze Nation repräsentirte. Darum wurden die Kaiser ursprünglich von den Stammherzögen gewählt, als den Repräsentanten der Volksstämme, und die ganze Nation selbst hatte einen gewissen Antheil dabei. Jetzt waren die Volksstämme zerrissen, und an deren Stelle unzählige Territorialherren getreten.

Das Reich wurde eine Republik dieser Territorialherren, d. h. der geistlichen und weltlichen Fürsten; wozu noch die Reichsstädte

hinzukamen, doch mehr als geduldete wie als gleich berechtigte Mitglieder. Aus dieser Fürstenrepublik bildete sich dann noch die hohe Aristokratie der Kurfürsten heraus, welche durch das Privilegium der Kaiserwahl einen vorwiegenden Einfluß erlangte. Aber wie sehr hatte sich jetzt alles verändert!

Es waren nicht mehr die Herzöge, als Repräsentanten der Volksstämme, welche wählten, sondern gewisse privilegirte Fürsten, und so wurden auch die Kaiser nicht mehr nach den Volksstämmen benannt sondern nach den Dynastien, und man sprach nicht mehr von sächsischen oder fränkischen Kaisern u. s. w., sondern von Luxemburgern und Habsburgern. Auch verloren nun grade die Fürsten derjenigen Stämme, welche früher die großen Kaiser hervorgebracht hatten, allen Einfluß auf die Wahl. Das Wahlprivilegium haftete seitdem an den sogenannten Erzämtern, welche aber selbst wieder mit einem bestimmten Territorium verbunden wurden, so daß es schließlich der Besitz dieser Territorien war, welcher das Recht verlieh, und von den Volksstämmen gar keine Rede mehr war.

Diesen Erzämtern wurde dabei im Geiste des späteren Mittelalters ein mystischer Sinn untergelegt, der uns heut zu Tage ganz abenteuerlich vorkommen muß. Denn man begreift, was ein Erzkanzler und ein Pfalzgraf für das Reich bedeuteten, aber was sollte ein Erzmundschenk bedeuten? Von daher datirt die Titel- und Rangsucht, welche noch heute in Deutschland grassirt. Sie fing bei den Fürsten an, welche auf ihren Reichsamtstitel einen besonderen Werth legten. So fühlten sich die Herzöge von Mecklenburg hoch beglückt, als sie mit dem Titel eines Reichs-Erbvorschneiders beliehen wurden. Etwas besser klang das Reichs-Erzschatzmeister-Amt, welches die Kürfürsten von Hannover erhielten, nur gab es leider keinen Reichsschatz. Durch solches Titelwesen kam es nun dahin, daß grade diejenigen Würden, welche am meisten einen realen Sinn hatten, und woraus die Größe des Reiches hervorgegangen war, nemlich das Herzothum und das Markgrafenthum, hinterher für gering geachtet wurden. Die Herzöge von Oesterreich wurden Erzherzöge, und die Markgrafen

von Brandenburg nannten sich Kurfürsten, obgleich doch ihre charakteristische Bedeutung weit mehr in dem Markgrafenthum lag.

Unleugbar wurde diese Wendung der Dinge zum guten Theil durch den überwiegenden Einfluß der Kirche veranlaßt, deren Ideen und Institutionen immer mehr in den Reichsorganismus eindrangen, seitdem das Pabstthum so vollständig über das Kaiserthum gesiegt hatte. So saßen denn auch drei Erzbischöfe im Kurfürsten-Collegium, und es ist überhaupt wohl die Analogie des Kardinal-Collegiums gewesen, wonach dasselbe gebildet wurde (Zachariä, Geist der deutschen Territorialverfassung). Und was war gar das Erzherzogthum, wenn nicht eine handgreifliche Nachahmung des Erzbisthums? Das Kaiserthum selbst, in den Dom der Kirche hineingestellt, wurde ein mystisches Wesen, mit um so reicheren Symbolen geschmückt, je mehr seine wirkliche Macht verschwand, und mit der Weltkugel in der Hand, nachdem es die Weltherrschaft verloren.

Aber wodurch hat denn diese priesterliche Richtung die Oberhand bekommen? Am meisten doch wohl durch die Auflösung der großen Herzogthümer.

5.

Eine andere Folge, und die uns hier noch näher interessirt, war die, daß der Schwerpunkt der deutschen Geschichte nach Osten rückte, indem sich von nun an die Rückwirkung der deutschen Colonisationen geltend machte. Und wir müssen diesen Punkt um so schärfer ins Auge fassen, je mehr er durch die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse verdunkelt wird. Wie geschah es also?

Immer haben die Colonialländer eine Rückwirkung auf das Mutterland ausgeübt. Diese Erscheinung ist allgemein bekannt. Nur in Deutschland entzog sie sich der Beachtung, um deswillen nemlich, weil die deutschen Colonien von dem Mutterlande gar nicht verschieden zu sein schienen. Kein Meer trennte sie von demselben, nicht einmal ein Gebirge oder ein breiter Strom, überhaupt keine Naturgrenze. Vielmehr waren die Marken von Anfang an selbst nur Grenzbezirke der Herzogthümer. Sie begannen, so zu sagen, mit einem deutschen

Rande, von größerer oder geringerer Breite, und dehnten ſich dann ins Wendiſche aus, und der Uebergang war ganz allmälig. Dazu waren die Markgrafen von Anfang an deutſche Reichsfürſten. Vermochten ſie ihre wendiſchen Herrſchaften zu erweitern, und erwarben ſie dadurch eine Macht, deren Baſis nun ganz außerhalb der ehemaligen deutſchen Grenzen lag, ſo hörten ſie doch um deswillen nicht auf Reichsfürſten zu ſein, ſondern ſie wurden nur um ſo mächtigere Reichsfürſten. Es ſah dann ſo aus, als hätte lediglich eine Verſchiebung der Machtverhältniſſe in dem alten Reiche ſtattgefunden, während die Sache vielmehr die war, daß dieſes alte Reich ſelbſt einen Herausbau bekommen hatte, und der wirkliche Vorgang nicht ſowohl darin beſtand, daß die alte Macht verſchoben, ſondern daß eine neue Macht geſchaffen wurde.

Wie wichtig dieſe neue Macht war, dafür ſpricht am deutlichſten die Thatſache, daß aus den nördlichen Marken zwei Kurfürſtenthümer entſtanden, Brandenburg und Wittenberg. Die ſächſiſche Mark war alſo viel bedeutender geworden als das alte Sachſenland ſelbſt, welches nicht einmal eine Kurſtimme bekam. Desgleichen wurde Oeſterreich (die Oſtmark) ein Erzherzogthum, während Baiern noch lange nur ein Herzogthum blieb.

Noch einmal müſſen wir darum auf die Kataſtrophe Heinrichs des Löwen zurückkommen, ohne welche dieſe Wendung der Dinge nicht erklärbar wäre. Der Entwickelungsgang des ganzen nördlichen Deutſchlands war dadurch bedingt.

Die nächſte Folge war nemlich, daß Lübeck eine freie Reichsſtadt wurde, und dadurch die Fähigkeit erhielt, das Haupt der ſpäteren Hanſa zu werden, während es wahrſcheinlich nie eine Hanſa gegeben hätte, wenn ſich Heinrichs Macht vererbte. So würde es auch niemals einen oberdeutſchen Städtebund gegeben haben, wenn ſich das Herzogthum Franken und Schwaben erhalten hätten. Daraus mag man beiläufig auch erſehen, wie irrig die Meinung iſt, als ob die deutſche Größe jemals auf den ſtädtiſchen Herrſchaften beruht habe; ſondern dieſe entſprangen vielmehr aus der Zerrüttung, und haben dann allerdings das Verdienſt, eine neue bürgerliche Ordnung und eine höhere

Cultur begründet zu haben, aber wahrlich keine deutsche Größe, wozu die reichsstädtische Kirchthurmspolitik wohl am allerwenigsten befähigt war.

Ferner wurde Holstein, welches vordem ein sächsisches Lehn gewesen, nunmehr eine reichsunmittelbare Grafschaft. Andererseits kam Dänemark empor, und wenn dasselbe noch unter Barbarossa dem Reiche huldigen mußte, so konnte es jetzt sogar Holstein erobern, und zeitweilig behaupten, bis zur Schlacht von Bornhöved. Schon damals wurde der Grund zu der späteren Verbindung Holsteins mit Dänemark gelegt. Die wendischen Herren in Mecklenburg und Vorpommern, welche vordem Heinrich dem Löwen huldigen mußten, wurden Reichsfürsten, die letzteren jedoch hinterher von Brandenburg lehnbar.

Die Hauptsache aber ist, daß nun Brandenburg selbst eine viel größere Wichtigkeit bekam, seitdem es links von der Elbe kein großes Herzogthum mehr gab. Hätte sich dieses Herzogthum erhalten, so würde es Brandenburg eingeengt haben, und gegenüber diesem Colonialland wahrscheinlich das Hauptland geblieben sein. Jetzt geschah es umgekehrt, die Welfen wurden auf Braunschweig und Lüneburg beschränkt, und der alte Sachsengeist wanderte mit den Askaniern über die Elbe. Und wieviel sächsische Colonisten zogen desselben Weges! Man hat wohl viel von niederländischen und rheinischen Einwanderungen in der Mark gesprochen, (und sogar der Name von Cöln an der Spree, jetzt ein Stadttheil von Berlin, soll von Cöln am Rhein herkommen, während es doch ein corrumpirtes wendisches Wort ist, wie gewiß auch der Name von Berlin), in der That aber haben diese Einwanderungen nur einen geringen Umfang gehabt, und bei Weitem die meisten Colonisten waren vielmehr Sachsen, (vgl. Wersebe, die niederländischen Colonieen im nördlichen Deutschland). Wollte man daher dem heutigen Brandenburg-Preußen einen genetischen Namen geben, so müßte man es Neu-Sachsen nennen. Und daß dieses Neu-Sachsen nun so mächtig emporkam, wurde nur durch die Zersplitterung des alten Sachsens ermöglicht, d. h. durch die Katastrophe Heinrichs des Löwen.

Endlich erhielten seitdem auch die Bisthümer des ehemaligen Sachsenlandes einen bedeutenden Machtzuwachs, denn alle griffen zu. Die

herzogliche Gewalt über Westphalen ging sogar an den Erzbischof von Cöln über.

So mächtig war Heinrich der Löwe gewesen, daß aus den Erschütterungen, die sein Sturz verursachte, eine ganz neue Staatenbildung entsprang, als die eigentlichen vestigia leonis, die sich zwischen Rhein und Oder noch bis diesen Tag erhalten haben. Und sogar im südlichen Deutschland, wo die Herrschaft der Wittelsbacher ebenso von daher datirt. München hatte er auch gegründet.

Nachdem nun auch die Hohenstaufen noch hinterdrein gestürzt, und wie gesagt, die Herzogthümer Franken und Schwaben aufgelöst waren, blieb das ganze westliche Deutschland zersplittert. Seitdem waren es die geistlichen Herrschaften, welche in allen diesen Ländern das Uebergewicht erhielten. Der Rhein gehörte fast ganz dem Klerus, und von Cöln herauf gingen die geistlichen Etappen über Mainz, Worms, Speier und Straßburg bis nach Basel. Kaiser Maximilian nannte es die Pfaffenstraße. Nicht anders war es an den Nebenflüssen des Rheins, an der Maaß, an der Mosel und am Main. Ueberall trat der Bischof an die Stelle des Herzogs.

Aber die Hand, welche das Rauchfaß schwingt, vermag nur selten den Säbel zu schwingen, und die Folge war daher, daß alle diese Länder in eine militairische Ohnmacht versanken, welche es späterhin den Franzosen so leicht gemacht hat, ein Stück nach dem anderen vom Reiche abzubröckeln, und endlich gar bis in das Herz des Reiches vorzudringen Da ferner ohne Militairmacht sich auf die Dauer überhaupt keine politische Bedeutung erhalten kann, so geschah es, daß das ganze westliche Deutschland politisch ohnmächtig wurde, und also grade der schönste Theil des Reiches, und auf welchem noch bis heute die Traditionen der großen Kaiserzeit ruhen, ganz in den Hintergrund trat. Statt dessen waren es vielmehr die östlichen Colonialländer, welche seitdem vorherrschten.

Wenn der Reichs-Organismus von Anfang an ein priesterliches Element enthielt, aber gebunden unter die Vorherrschaft der weltlichen Macht, deren Symbol ursprünglich nicht das Scepter sondern das Schwert war, so kann man sagen, daß sich diese beiden Elemente

nunmehr von einander schieden. Im westlichen Deutschland herrschten die Priester, durch drei geistliche Kurfürsten repräsentirt, im Osten hingegen herrschte das Schwert, repräsentirt durch zwei markgräfliche Kurfürsten und die Hochmeister, wie durch den königlichen Böhmenherzog, der auch die Kur besaß, und durch den Erzherzog von Oesterreich. Darum im Westen Zersplitterung, im Osten hingegen eine concentrirte Gewalt. Wie schon bemerkt, gab es hier außer Lübeck keine eigentlichen Reichsstädte, auch wurden die Bischöfe nicht reichsunmittelbar, oder die es wurden, haben nie etwas bedeutet. Hier herrschten allein die Markgrafen, die Hochmeister und die Herzöge, aber die Herzöge waren hier slawische, dem deutschen Reiche unterworfene Fürsten, und eben durch das Markgrafenthum in die Reichsentwickelung hineingezogen. Die Herzöge von Oesterreich waren ursprünglich Markgrafen.

Von den alten deutschen Stammherzogthümern hatte sich nur Baiern erhalten, doch auf seiner östlichen und südlichen Seite erheblich geschmälert. Auch blieb es nicht ungetheilt, aber doch unter demselben Fürstenhause. Reichsstädte gab es dort außer Regensburg nicht. Da ferner das baiersche Haus außerdem auch die Rheinpfalz besaß, so war es doch von allen Fürstenhäusern im alten Deutschland ohne Frage das mächtigste. Darum konnte nur von Baiern der Versuch gemacht werden, dem beginnenden Uebergewicht der östlichen Colonialländer entgegenzutreten. Und er wurde auch gemacht.

So kämpfte Ludwig der Baier mit Friedrich von Oesterreich um die Kaiserkrone, und trug den Sieg davon. Jetzt wußte er sogar die Mark Brandenburg an sein Haus zu bringen. Welche Folgen würden daraus entstanden sein, wenn sich diese baiersche Dynastie in der Mark erhalten, und wenn es ein Jahrhundert lang baiersche Kaiser gegeben hätte, wie es doch vordem ein Jahrhundert lang sächsische, fränkische und schwäbische Kaiser gab? Gewiß wäre dann das Uebergewicht der Colonialländer erst um ein Jahrhundert später hervorgetreten. Aber das baiersche Haus konnte sich nicht in dieser Machtstellung behaupten. Es verlor das Kaiserthum, wie die Mark Brandenburg, beides an die Luxemburger in Böhmen.

Das Uebergewicht des Ostens war seitdem entschieden. So wurde

unter Karl IV. zeitweilig Prag zum Mittelpunkt des Reiches. Dann wurde es Wien; bis ſich im Nordoſten noch ein beſonderer Schwerpunkt in Berlin bildete.

Und nicht nur, daß das weſtliche Deutſchland durch die Zerſplitterung um ſeine ehemalige politiſche Bedeutung kam, ſondern wie es alle Cohäſionskraft verlor, ſo verlor es auch alle Attractionskraft. Darum trennten ſich ſpäter die Niederlande, wie die Schweiz, vom Reiche, während der Elſaß und Lothringen von Frankreich erobert wurden. Von Wien aus konnte man dieſe Länder weder vertheidigen noch feſthalten. Hätten hingegen die alten großen Stammherzogthümer von Sachſen, Franken und Schwaben noch fortbeſtanden, ſo würde dies Alles wahrſcheinlich nicht geſchehen ſein.

Nunmehr wird es klar ſein, wie viel die Zerſplitterung der Herzogthümer bedeutet, und wie viel die deutſche Coloniſation bedeutet, in ihrer Wirkung wie in ihrer Rückwirkung, und wie die Herzogthümer und die Marken als die beiden Grundelemente anzuſehen ſind, woraus die deutſche Staatenbildung hervorging. Jene wurden verkleinert und dismembrirt, dieſe wuchſen und conglomerirten.

Der Gegenſatz liegt vor Augen, und aus dieſem Gegenſatz mußte eine doppelte Staatenbildung entſpringen, oder der Gegenſatz ſelbſt hätte wieder verſchwinden, d. h. die Herzogthümer und die Marken hätten mit einander verſchmelzen müſſen; was aber grade nicht geſchah. Doch wurde es allerdings im Norden wie im Süden verſucht, jene beiden Elemente zu vereinigen, und wäre es gelungen, ſo würde Deutſchland heute ein ganz anderes Ausſehen haben, aber beide Male ſchlug es fehl. Es wird nicht ohne Intereſſe ſein, ſich daran zu erinnern.

Schon Albrecht der Bär erhielt vom Kaiſer Conrad III. zu ſeiner Nordmark noch das Herzogthum Sachſen, mußte es aber wieder abtreten, und blieb für immer auf ſeine Mark, und die von da aus eroberten wendiſchen Länder beſchränkt. Ganz daſſelbe geſchah mit den Babenbergern in der Oſtmark, denen derſelbe Kaiſer das Herzogthum Baiern verlieh, was ſie aber ebenfalls wieder abtreten mußten, und nur ein Stückchen davon behielten. Beide Male waren es die Welfen, Heinrich der Stolze und Heinrich der Löwe, welche dieſe be-

abſichtigte Uebertragung der Herzogthümer an die Markgrafen verhinderten. Es gehört mit zu ihrer hiſtoriſchen Wichtigkeit, daß ſie dadurch eine Scheidelinie zogen, welche ſich ſeitdem der Hauptſache nach bis dieſen Tag erhalten hat. In ſpäteren Zeiten hat Oeſterreich zwei Mal verſucht, daſſelbe Baiern zu erwerben, aber doch nur das Innviertel davon getragen. Ebenſo hat auch Preußen verſucht, den Kurſtaat Hannover, welcher den Kern des alten Herzogthums Sachſen bildet, zu erwerben, aber noch weniger als Nichts davongetragen, indem die Kataſtrophe von Jena darauf folgte.

Sollte dieſer zweimalige Verſuch mit dem zweimaligen Fehlſchlagen, und dieſer doppelte Parallelismus der Vorgänge im Norden wie im Süden, keine Lehre enthalten? Iſt es doch, wie wenn die Vorſehung damit ſagen wollte, daß die auf den Herzogthümern und die auf den Marken beruhende Staatenbildung getrennt bleiben ſollten. Oder iſt dies Alles ein bloßer Zufall, und wäre mit etwas mehr diplomatiſchem Geſchick wohl ein ganz anderes Reſultat zu erzielen geweſen? Dann mag es auch wohl zufällig ſein, daß ſich das Reich Karls des Großen wieder auflöſte, und es mag ebenſo zufällig ſein, daß öſtlich von der Elbe eine deutſche Herrſchaft entſtand. Daß aber jenes geſchah, beruhte auf den Herzogthümern, d. h. auf dem deutſchen Stammleben, und daß dieſes geſchah, beruhte auf den Marken, d. h. auf der deutſchen Coloniſation.

6.

Welche Bedeutung die Zerſplitterung der großen Stammherzogthümer hatte, iſt nunmehr dargelegt worden. Wie aber jedes Ding zwei Seiten hat, ſo dürfen neben den nachtheiligen Folgen, die in dem Vorſtehenden erörtert wurden, auch die wohlthätigen nicht überſehen werden.

Waren nemlich die Volksſtämme der mächtigſte Hebel der deutſchen Kraftentwickelung geweſen, ſo waren ſie doch auch das mächtigſte Hinderniß einer befeſtigten Ordnung und einer geſicherten Nationaleinheit, und als das Reich am größten war, war das deutſche Nationalbewußtſein doch immer nur ſchwach, weil vielmehr der Stammgeiſt vor-

herrſchte. Man fühlte ſich als Sachſe, Franke u. ſ. w., aber nicht als Deutſcher; wie es auch noch keine gemeinſame deutſche Sprache gab, ſondern die verſchiedenen Mundarten noch alle gleichberechtigt neben einander beſtanden. Sollte darum einſt eine wahre Nationaleinheit möglich werden, und deren Erhaltung nicht mehr bloß von dem Zufall einer großen kaiſerlichen Perſönlichkeit abhängen (und haben nicht ſelbſt die größten Kaiſer fortwährend mit Empörungen zu kämpfen gehabt!), ſo mußte die Nation ſich erſt innerlich einigen; was nicht möglich war, ohne vorher den Sondergeiſt der Stämme zu brechen.

Wie konnte dies wirkſamer geſchehen, als grade durch den Patrimonialſtaat, eben deshalb, weil das patrimoniale Fürſtenthum auf einem ganz anderen Principe beruhte, als das alte Volksherzogthum. Der Stammgeiſt mußte ſich unter den dynaſtiſchen Familiengeiſt beugen, dynaſtiſche Intereſſen traten an die Stelle der Stammintereſſen, und indem Land und Leute überall zu dynaſtiſchen Patrimonien wurden, welche beliebig zertheilt oder mit einander verbunden werden konnten, wurden die Stämme gleichſam durcheinander geknetet, und ſo von dem dynaſtiſchen Familienprincip durchdrungen, wurden ſie in der That ſelbſt zu Gliedern einer Familie. Aus Sachſen, Franken, Schwaben u. ſ. w. entſtand eine deutſche Nation, mit gemeinſamen Sitten und Lebensanſchauungen, mit einer gemeinſamen Sprache und Literatur. Der dynaſtiſche Egoismus war das Gegengift gegen den Egoismus der Volksſtämme, und indem die Fürſten dieſes Mittel genugſam applicirten, mußte die Starrheit und Ausſchließlichkeit des alten Stammgeiſtes mit der Zeit ſicher überwunden werden.

Gleichwohl ſind die Stämme dadurch keineswegs ganz untergegangen, ſondern nur metamorphoſirt, und auch in der Metamorphoſe iſt die alte Grundlage bis dieſen Tag ſehr deutlich erkennbar.

Niemals haben die Volksſtämme das Bewußtſein ihrer Eigenthümlichkeit ganz verloren, und niemals hat dieſelbe ganz aufgehört zu wirken. So gab es einen fränkiſchen, einen ſchwäbiſchen, einen niederſächſiſchen Kreis, als es längſt ſchon kein Herzogthum von Franken, Schwaben und Sachſen mehr gab. Noch heute ſpricht man von Thüringen, obwohl es ſchon ſeit einer Reihe von Jahrhunderten keine

Landgrafen von Thüringen mehr giebt, und das Thüringer Land seitdem niemals ein politisches Ganze gebildet hat. Nicht minder haben die Westphalen und die Friesen ihre Eigenthümlichkeit wie ihren Namen bis diesen Tag erhalten. Und was soll man gar von den Baiern sagen, die sich immer für eine Art von eigener Nation ansahen, und bei denen, wie schon bemerkt, auch das Herzogthum niemals untergegangen ist?

Auch hat der Stammgeist nicht etwa nur fortvegetirt, sondern er ist bis diesen Tag auch noch productiv. Und wenn er auch bei den obwaltenden Verhältnissen keine eigenthümlichen politischen Bildungen hervorbringen kann, so zeigt er sich doch in geistigen Werken. So hat sich erst noch vor einem Menschenalter im südlichen Deutschland eine Dichterschule gebildet, welche man die schwäbische nennt. Und wo hätte dieselbe wohl anders entstehen können, als grade in Schwaben? In der Mark Brandenburg doch gewiß nicht, und nicht einmal in Thüringen, sondern nur da,

„Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang."

Die Dichter dieser Schule besingen nicht sowohl die schwäbische Kaiserzeit, wozu ihre Kraft bei Weitem nicht ausreichen würde, als vielmehr die schwäbischen Local-Erinnerungen, nicht den Rothbart sondern den Rauschebart, aber doch hat diese schwäbische Blume einen erfrischenden Duft über ganz Deutschland verbreitet.

Der Stammgeist ist also noch immer wirksam, und keineswegs erloschen. Auch soll er gar nicht erlöschen. Im Gegentheil, sondern gereinigt von der alten Schroffheit, Ausschließlichkeit und Widerspenstigkeit, soll er als ein erneuter Geist wieder erwachen. Alle deutschen Volksstämme sollen ihre Stimmen erheben, und zu einer Musik zusammenwirken. Wenn dann schon das alte Quartett der Sachsen, Franken, Schwaben und Baiern so kräftig klang, daß halb Europa darauf lauschte, wie wird nicht erst diese neue Symphonie durch die Länder brausen?

Glaubt man an eine Zukunft der deutschen Nation, so muß man auch an eine Zukunft der deutschen Volksstämme glauben. Denn darin grade liegt die Eigenthümlichkeit der deutschen Nation, daß sie eine

Stammentwickelung hat, und nur so lange ist Deutschland groß und mächtig gewesen, als seine Volksstämme sich geltend machen konnten. Wenn es aber gleichwohl unvermeidlich war, daß die Volksstämme zerrissen wurden, so wird es nicht minder nothwendig sein, daß sie wieder zusammengefügt werden, und diese Wiederherstellung der Stämme wird ein wesentlicher Schritt zur Wiederherstellung Deutschlands sein.

Sehen wir jetzt, inwiefern eine solche Wiederherstellung bereits wirklich angefangen hat. Sie vollzieht sich durch die deutschen Mittelstaaten, deren Wesen und Beruf eben darin liegt, daß sie den Stammgeist repräsentiren.

7.

Nachdem nemlich das Princip der Zersplitterung im westlichen Deutschland mit dem Sturz der Hohenstaufen vollständig gesiegt hatte, und sich dann noch Jahrhunderte lang fortsetzte, begann doch gleichzeitig auch der entgegengesetzte Proceß der Reconsolidirung. Und wie die Zersplitterung theils nach den Principien des allmälig zur Geltung gekommenen Rechtes, theils aber auch gewaltsam erfolgt war, so geschah es auch mit der Reconsolidirung, nur mit dem Unterschiede, daß die dabei angewandte Gewalt zuletzt ganz vom Auslande kam, welches eben durch die frühere deutsche Zersplitterung übermächtig geworden war.

Nun war es grade der Patrimonialstaat, der, als das wirksamste Werkzeug der Zersplitterung, andererseits auch das einfachste Mittel der Reconsolidirung darbot, weil sich die Patrimonialstaaten in ganz friedlicher Weise, wie Grundstücke, erwerben und vereinigen ließen. Durch Erbschaft und Kauf konnten sich also wieder größere Ländercomplexe bilden; und würden sich auch viel schneller gebildet haben, wären nicht immer wieder neue Ländertheilungen eingetreten, welche die begonnene Conglomeration so oft wieder rückgängig machten. Erst im vorigen Jahrhundert wurde es die herrschende Maxime aller fürstlichen Häuser, keine neue Theilung zu gestatten, d. h. man erkannte allgemein, daß das Princip des Patrimonialstaates zu verlassen sei.

Neben diesen friedlichen Erwerbungen konnte man noch andere durch Eroberung machen, wozu das in Deutschland so lange bestandene

Fehderecht genugsame Gelegenheit bot. Endlich konnte man auch seine Nachbarn unterjochen, und früher reichsunmittelbare Stände zur Landsäßigkeit herabdrücken, wozu es bei den verwickelten Rechtsverhältnissen des Feudalismus, und bei dem mangelhaften Rechtsschutz im Reiche, fast überall Gelegenheit gab.

Alle diese Mittel wurden zusammen in Bewegung gesetzt, und man sieht leicht, wie es eben die Patrimonialstaaten, d. h. die weltlichen Fürsten waren, welche den Vortheil hatten, sie alle zusammen anwenden zu können. So mußten sie folglich auch vor allen Anderen emporkommen. Die Städte hingegen mußten nothwendig sinken, sobald sich wieder größere weltliche Territorien bildeten, und die geistlichen Fürsten desgleichen. Denn die Städte konnten ihre Territorien fast nur durch Kauf erweitern, die geistlichen Fürsten aber fast nur durch Rechtsdeutungen, oder etwa durch Vermächtnisse, während die weltlichen Fürsten doch jedenfalls viel häufiger erbten als die geistlichen, und außerdem noch eroberten, und überall, wo es auf Gewalt ankam (und wieviel kam darauf an!), jedenfalls den Priestern wie den Städten weit überlegen waren. Das weltliche Fürstenthum mußte also wachsen. Es gewann nach der Reformation, wodurch so viele geistliche Herrschaften untergingen, und so viele Kirchengüter der landesherrlichen Kammer zufielen, das entschiedene Uebergewicht. Seitdem konnten zwar die noch übrig gebliebenen Priesterstaaten ihre Unabhängigkeit noch über zwei Jahrhunderte lang behaupten, wie dasselbe auch den Reichsstädten gelang, aber beide verloren doch immer mehr an wirklicher Macht (die Städte besonders nach dem dreißigjährigen Kriege, wodurch fast alle verarmten), bis endlich die Revolution sie alle zusammen verschlang, und nur die jetzt noch bestehenden vier freien Städte wieder aus den Fluthen derselben emportauchten. Von den Priesterstaaten tauchte keiner wieder auf.

Die unvermeidliche Folge war demnach, daß Deutschland ein Fürstenland wurde, während es in dem späteren Mittelalter weit mehr ein Priester-, Adels- und Städte-Land gewesen war. Das war es nemlich damals durch die allgemeine Zersplitterung geworden. Seitdem bildeten aber die Fürsten die Krystallisationspunkte in dem fünfhundert-

jährigen Proceſſe der Reconſolidirung, und die daraus hervorgehende Staatenbildung hat darum die alten Volksnamen faſt ganz verdrängt, weil ſie weſentlich dynaſtiſch war. Nachdem nun alſo die altgermaniſche Freiheit ſchon in dem Feudalismus untergegangen, entſtand jetzt die neue Folge, daß auch die aus dem Feudalismus herausgewachſene ſtändiſche Freiheit wieder unterging, und zuletzt nur der landesherrliche Abſolutismus übrig blieb, der im beſten Falle doch nur durch eine wohlgeordnete Bureaukratie veredelt wurde, die ſeine Schöpfung wie ſein Werkzeug war.

Damit näherte man ſich aber auch dem Wendepunkte, wo man das alte gute Recht zurückforderte. Allein es entſtand nun zugleich die Frage, ob dieſes alte gute Recht die feudalen oder die altgermaniſchen Inſtitutionen bedeuten ſolle? Und wenn ſich in der That noch von Beidem einige Elemente erhalten hatten, ſo entſtand die weitere Frage, wie dieſelben nun mit den modernen Ideen, und mit den modernen Staatsbedürfniſſen in Uebereinſtimmung zu bringen ſeien? Nachdem alſo dieſe Staatenbildung zu einem gewiſſen äußeren Abſchluß gelangt, mußte ſie alsbald zu inneren Conflicten führen, welche noch der Gegenwart angehören, und die deutſchen Particularverfaſſungen noch bis dieſen Tag im Schwanken erhalten.

Das Allerſchlimmſte war aber, daß durch dieſe dynaſtiſche Staatenbildung allmälig alles Gefühl, nicht nur für die Ehre und Größe der Nation, ſondern ſelbſt für die Stammehre, in der dynaſtiſchen Selbſtſucht unterging, welche endlich alle Verpflichtungen gegen das Reich abwarf, und ſich ausdrücklich für ſouverän erklärte, dafür aber auch ſofort von der Strafe ereilt wurde, und dem napoleoniſchen Joche erlag. Aehnlich wie dieſe Staatenbildung mit gewaltſamen Erſchütterungen begonnen hatte, nemlich mit dem Sturze Heinrichs des Löwen und der Hohenſtaufen, ſo kam ſie nun auch durch eine große Erſchütterung zum Abſchluß, nemlich durch die franzöſiſche Revolution, deren Rückwirkungen auch in Deutſchland zu einer Kataſtrophe führten, welche man die Kataſtrophe der Schande nennen kann, und wir brauchen wohl kaum zu ſagen, daß wir damit die Zeiten vom Baſeler Frieden bis zum Frieden von Tilſit meinen.

Diese Schande verbreitete sich über ganz Deutschland, theilte sich aber zwischen Süden und Norden, nemlich grade in Folge des Baseler Friedens und der daraus hervorgegangenen Demarcationslinie. Preußen, welches diese Linie gezogen hatte, und dadurch dem nördlichen Deutschland die Neutralität gesichert, für sich selbst aber eine neue Machtbasis gewonnen zu haben glaubte, hatte keinen anderen Gewinn davon, als daß es nun auch die Schande für den ganzen deutschen Norden übernehmen, und selbst den größten Theil der Zeche bezahlen mußte. Die Süddeutschen hingegen trugen ihre eigene Schande.

Darauf folgte noch eine Katastrophe, nemlich die von 1848, welche man die Katastrophe des Schwindels nennen kann, wodurch die ganze deutsche Staatenbildung auf einmal in den Abgrund des deutschen Einheits-Enthusiasmus versenkt werden sollte. Dieser schwindliche Enthusiasmus ist natürlich verflogen, und die deutsche Staatenbildung stehen geblieben, aber andererseits ist auch die Frage geblieben, die Frage nemlich: ob und in wie fern diese dynastische Staatenbildung zugleich eine Organisation des deutschen Volksthums in sich schließt, oder eine solche wenigstens ermöglicht? Diese Frage muß über kurz oder lang ihre Beantwortung erhalten, und wird dann eine neue Periode der deutschen Entwickelung hervorrufen.

Die dynastische Periode geht damit zu Ende, nachdem sie über fünf Jahrhunderte gedauert. Denn sie begann schon im dreizehnten Jahrhundert, zerfällt aber selbst in drei Abschnitte. Der erste dauerte bis zur Reformation, und zeigt das Fürstenthum noch im Ständewesen eingehüllt, indem es selbst nur einen Stand bildete, und Kaiser und Reich das Ganze umschlossen. Darauf folgte der zweite Abschnitt bis zum westphälischen Frieden, während dessen sich diese mittelalterliche Bildung zersetzte. Hierauf der letzte Abschnitt, in welchem das Fürstenthum als absolute Gewalt hervortrat, indem es aus einem Stand zum Staat wurde, und eben damit das ehemalige Reich sich in ein Staatensystem auflöste.

Das Fürstenthum, welches der Träger dieser Staatenbildung war, ist darum auch an die Schicksale derselben gebunden, und wird mit derselben stehen und fallen. Die Frage ist daher, ob die daraus ent-

standenen Staaten selbst eine Basis haben, welche sich in der fortschreitenden Nationalentwickelung erhalten kann? Dieses aber wird wohl nur dann der Fall sein, wenn durch jene Staatenbildung, obwohl sie der Form nach rein dynastisch war, doch der Sache nach eine volksthümliche Bildung erreicht ist, welche durch eine Reconsolidirung der deutschen Volksstämme bedingt wird.

Wir behaupten nun, daß dies zum guten Theil allerdings geschehen ist, und werden dies beweisen, indem wir einige Anführungen über den geschichtlichen Verlauf dieser Reconsolidirung folgen lassen. Sie machen nicht den geringsten Anspruch darauf, dieses wichtige Thema zu erschöpfen, sondern mögen nur als Andeutungen gelten, wie dasselbe aufzufassen sein dürfte.

8.

Am schwierigsten war die Reconsolidirung in Schwaben, weil die Zersplitterung dort am weitesten fortgeschritten war, auch selbst die Landesnatur der Concentration nicht günstig ist. Wir beginnen darum mit

a. Würtemberg.

Es kam zunächst auf einen neuen Kern an, und dieses waren die Besitzungen der Grafen von Würtemberg, welche sich schon unter den letzten Hohenstaufen hervorgethan hatten. Aber wie mußten sie kämpfen, um diesen Kern zu erhalten und zu vergrößern, da die Städte wie die Rittergesellschaften, welche mit der Zersplitterung in Schwaben emporgekommen waren, sich beiderseits mit allen Kräften der Reconsolidirung widersetzten. Hätten diese gesiegt, so wäre aus Schwaben eine zweite Schweiz geworden, und nur die Frage geblieben, ob die Städte die Ritter, oder die Ritter die Städte bezwangen; doch in beiden Fällen würde das Land, wie die Schweiz, wahrscheinlich dem Reiche entfremdet worden sein.

In diesem ununterbrochenen Fehdewesen traten nun die großen Kampfhelden hervor, und als der größte der alte Greiner. Die Grafschaft wuchs und consolidirte sich. Unter Eberhardt im Barte, gegen

Ende des funfzehnten Jahrhunderts, kam sie zu einer festen Verfassung, und wurde zu einem Herzogthum erhoben.

Allein noch einmal wurde diese Reconsolidirung in Frage gestellt, als der schwäbische Bund den Herzog Ulrich vertrieb, und das Land desselben an Oesterreich verkaufte. Man sieht also einerseits, wie dieses halbschweizerische Bundeswesen gegen die Reconsolidirung reagirte, und andererseits, wie sich Oesterreich ebenso in Schwaben festzusetzen gedachte, als es dasselbe wiederholt in Baiern versucht hat. Das südwestliche Deutschland konnte also schweizerisch werden, oder es konnte österreichisch werden, und in beiden Fällen würde es kein Deutschland mehr gegeben haben. Philipp der Großmüthige von Hessen verhinderte Beides, indem er den vertriebenen Herzog wieder einsetzte, der aber doch die österreichische Afterlehnsherrschaft anerkennen mußte, welche jedoch späterhin in eine bloße Anwartschaft umgewandelt wurde.

Von da an erhielt sich der Umfang des Landes bis zur französischen Revolution fast unverändert, da die wiederholt gestifteten Nebenlinien wieder ausstarben. Der Friede von Luneville brachte dem Herzogthum eine territoriale Vergrößerung, der Rheinbund gab ihm die Krone und verdoppelte sogar sein Territorium, indem eine zahllose Menge kleiner Reichsstände, nebst der schwäbischen Reichsritterschaft, unter würtembergische Hoheit kam.

Seitdem umfaßt Würtemberg einen so beträchtlichen Theil des alten Schwabenlandes, daß es wohl als eine Wiederherstellung des alten schwäbischen Herzogthums angesehen werden kann. Man verdankt dieselbe ohne Frage den Grafen von Würtemberg. Aber was hatte sie gekostet, und mit welchen Mitteln war sie erreicht worden! Es hat sich zeitweilig ein Despotismus gezeigt, der an die schlimmsten Zeiten Frankreichs erinnert, und auch eine Maitressenherrschaft hat nicht gefehlt.

b. Baden.

Neben Würtemberg erhob sich Baden. Ein allemannisches Dynastengeschlecht, welches sich späterhin nach der Burg Zähringen im Breisgau nannte, bildete den Crystallisationspunkt. Der Titel Markgraf, den die Zähringer seit dem zwölften Jahrhundert führten, stammt von der

Mark Verona, welche ſie vordem inne hatten, und wurde von da aus auf die Zähringer Beſitzungen am Oberrhein übertragen. Es iſt ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß dieſer Titel der Markgrafſchaft, welcher für das Badener Land damals ſo wenig paßte, hinterher doch einen wirklichen Sinn bekommen hat, ſeitdem nemlich Baden in der That einen deutſchen Grenzſtreifen bildet, welcher in militairiſcher Hinſicht allerdings als eine Mark behandelt werden müßte. Den ſchnelleren Fortſchritt der Conſolidirung dieſer neuen Markgrafſchaft hinderte die Ländertheilung, wodurch die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach entſtanden, welche erſt im vorigen Jahrhundert wieder vereinigt wurden; worauf das Land ſchnell zu ſeinem heutigen Umfang anwuchs.

Wenn Würtemberg das ſchwäbiſche Herzogthum repräſentirt, ſo könnte man Baden wohl als die ſchwäbiſche Mark charakteriſiren. Es wäre damit zugleich der Umſchwung der Zeiten angedeutet, nemlich, daß es leider ſo weit gekommen iſt, daß es eine deutſche Rheingrenze giebt, und am Rhein Marken gebildet werden müſſen, und folglich auch eine ſchwäbiſche Mark, die es natürlich unter den Hohenſtaufen nicht gegeben hat. Sollte aber Deutſchland wieder einmal wachſen, ſo wird es dann eben der Beruf dieſer ſchwäbiſchen Mark ſein, den vom Reiche abgeriſſenen allemanniſchen Stamm wieder heranzuziehen, und die ſchwäbiſche Mark kann ſich dann in ein allemanniſches Herzogthum verwandeln.

c. Heſſen.

In Heſſen begann die Conſolidirung nach dem Tode des Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen, der auch über Heſſen geherrſcht hatte. Thüringen ſelbſt fiel an Meißen, und wurde dann hinterher zerſplittert, Heſſen hingegen fiel an die Herzogin Sophie von Brabant, deren Sohn ſeinen Sitz in Kaſſel nahm, der alten Reſidenz der Conradiner. Der Landgrafentitel übertrug ſich von Thüringen auf Heſſen.

Von da an wuchs das Land, wurde aber auch wieder zertheilt, bis Philipp der Großmüthige das Ganze wieder vereinigte. Die wichtige Rolle, welche derſelbe damals geſpielt hat, iſt ein unverwerfliches Zeugniß für die innere Kraft des heſſiſchen Volkes. Leider theilte er ſeine Beſitzungen wieder unter ſeine vier Söhne, wovon ſich

zwei Linien bis heute erhalten haben. Die politische Bedeutung des Hessenlandes beruht aber allein auf Hessen-Kassel, welches sich vorwiegend militairisch entwickelte. Nach dem Luneviller Frieden mit der Kurwürde geschmückt, wurde es bei der Länderausgleichung im Jahre 1815 durch Fulda vergrößert.

d. Hannover.

Die Bildungsgeschichte des heutigen Königreichs Hannover beginnt mit Heinrich dem Löwen, oder eigentlich mit der Aechtung desselben, also ungefähr gleichzeitig mit der brandenburgischen. Diese zeigt die Ausbreitung der sächsischen Nordmark, jene die allmälige, und wenigstens theilweise Reconstruction des sächsischen Herzogthums.

Heinrich dem Löwen waren nach seiner Acht nur seine Allodien in Sachsen geblieben, welche hinterher zu einem Herzogthum erhoben wurden. An die Stelle des alten großen sächsischen Volksherzogthums trat also dieses kleine, und rein dynastische Herzogthum Braunschweig-Lüneburg, dessen Territorium aber doch grade das Herz von jenem bildet. Nur war mit dem Untergang des ersteren auch die Idee von dem amtlichen Charakter der herzoglichen Gewalt fast ganz erloschen, und statt dessen der patrimoniale Charakter in diesem neuen Herzogthum um so mehr vorherrschend geworden. Die in allen deutschen Patrimonialstaaten damaliger Zeit üblichen Ländertheilungen haben daher kaum irgendwo häufiger stattgefunden, als in Braunschweig-Lüneburg. Erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kamen dieselben einigermaaßen zum Abschluß, als die noch jetzt bestehenden Linien Braunschweig und Hannover gestiftet wurden; womit die Reconsolidirung beginnt. Seitdem ist das alte welfische Erbe fortwährend gewachsen.

Durch den westphälischen Frieden wurde Osnabrück gewonnen, darauf die Herzogthümer Lauenburg, Bremen und Verden. Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts war Hannover schon ansehnlich genug, um seinen Anspruch auf die Kurwürde durchsetzen zu können, welche damals immer noch einige Bedeutung hatte. Die darauf erfolgte Erhebung der Kurfürsten von Hannover auf den Thron von

England hat das Anwachsen des Kurstaates begünstigt, aber denselben auch über ein Jahrhundert lang der deutschen Geschichte entfremdet. Doch wurde Hannover eben dadurch auch vor der Rheinbundsschande bewahrt. Denn das Land konnte freilich wohl erobert werden, aber es hat als Staat nicht zum Rheinbund gehört, sondern wurde durch denselben vielmehr seiner politischen Existenz beraubt.

Auch ist es wohl nicht zufällig, daß es grade Hannover war, welches durch seine damalige Verbindung mit England auch am meisten die Folgen des Gegensatzes erfuhr, in welchem damals England zu Frankreich stand. Denn im Grunde genommen war es doch derselbe Gegensatz, wegen dessen schon vor tausend Jahren die alten Sachsen den heftigsten Widerstand gegen die fränkische Centralisation geleistet hatten, und bis diesen Tag ist es von allen deutschen Volksstämmen grade der altsächsische, dem das französische, wie überhaupt das romanische Wesen, am meisten antipathisch ist. Man kann diesen Gegensatz sogar bis in die Römerzeit zurückführen, da doch die Cherusker, welche einst den Varus schlugen, wohl auch zu den Sachsen gehörten, oder denselben wenigstens nahe verwandt waren, wie dies auch von einem großen Theil der Bevölkerung des heutigen Kurhessens gilt. Es ist also wohl nicht zufällig, daß es grade diese Länder waren, woraus Napoleon das Königreich Westphalen zusammensetzte, welchem er einen französischen Prinzen zum Regenten gab, um die Bevölkerung derselben soviel als möglich zu franzöſiren, weil sie von Natur am meisten antifranzösisch ist. Die Küstenstriche an der Nordsee wurden dann sogar direct dem französischen Reiche einverleibt. Kurz Napoleon, der so oft an die Zeiten Karls des Großen dachte, wollte das alte Sachsenvolk knicken, und da es ihm nun allerdings gelang, es vollständig zu knebeln, so mußten es dann wohl die Angelsachsen in England sein, welche für ihre Stammgenossen auf dem Continent den Kampf fortsetzten.

Und so ist auch dies wohl nicht zufällig, daß es grade Göttingen war, wo sich im vorigen Jahrhundert der unter dem Namen des Hainbundes bekannte Dichterverein bildete, der eine so erfolgreiche Opposition gegen den französischen Geschmack in der Poesie erhob; und daß sich ebendaselbst die sogenannte historische Schule entwickelte, welche so viel zur

Bekämpfung französischer Staatsansichten und zur Wiedererweckung deutscher Staatsansichten beigetragen, und wodurch der Kurstaat Hannover eine geistige Einwirkung auf ganz Deutschland ausgeübt hat. Beides war ganz im Sinne des alten Sachsenvolkes. Justus Möser gehört auch dahin. Und wenn es grade das hannoversche Land gewesen ist, aus welchem diese alte Sachsenstimme herausprach, so liegt wohl ein Beweis darin, daß eben dieses Land auch grade den Kern des alten Sachsenvolkes enthält.

Sollte nun noch die braunschweigische Linie aussterben, so würde Hannover, durch Braunschweig arrondirt, den vornehmsten Theil des alten Herzogthums Sachsen wieder vereinigt haben, und dann als Repräsentant des alten Sachsenstammes anzusehen sein.

c. Baiern.

Bei Weitem am leichtesten endlich war die Consolidation in Baiern, weil das alte Volksherzogthum dort überhaupt niemals ganz erloschen war, so daß bei der allgemeinen Zersplitterung die baierschen Länder doch vergleichsweise immer noch große geschlossene Territorien geblieben waren. Seit dem dreißigjährigen Kriege war es nach Oesterreich bei Weitem der mächtigste Staat im südlichen Deutschland. Es hat darum auch die bedeutendsten Erwerbungen machen können, und dadurch zugleich eine Reconsolidirung des zerrissenen Frankenlandes bewirkt.

Das heutige Königreich Baiern repräsentirt seitdem zwei Volksstämme, nemlich Baiern und Franken, oder um in der Sprache des alten Reiches zu reden, es besteht aus der Verbindung zweier Herzogthümer. Aehnliches war schon in der alten Kaiserzeit wiederholt geschehen. Auch datirt schon von daher die Verbindung der Rheinpfalz mit Baiern, womit die Wittelsbacher von Kaiser Friedrich II. beliehen wurden.

Demnach ist die Zusammensetzung des heutigen Königreichs Baiern weder als etwas ganz Neues, noch als etwas ganz Zufälliges anzusehen, sondern dasselbe bildet selbst ein Element in dem allgemeinen Processe der Reconsolidirung, und ist dadurch der deutschen Nationalentwickelung ohne Frage förderlich gewesen. Denn es würde heute

um Deutschland nicht etwa besser, sondern ganz gewiß viel schlimmer stehen, wenn sich alle die Territorialherrschaften, welche von Baiern absorbirt wurden, noch forterhalten hätten.

Nach dem Allen wird es gleichwohl kaum der Bemerkung bedürfen, daß es keineswegs unsere Meinung ist, als ob nunmehr eine vollständige Wiederherstellung der alten deutschen Volksstämme erreicht sei, welches augenscheinlich nicht der Fall ist. Auch würde es ganz unmöglich sein, da die Volksstämme selbst sich im Laufe der Zeit gar sehr verändert haben, und eine fünfhundertjährige Geschichte nicht ohne bleibende Nachwirkungen vorüberziehen konnte, sondern wie man sagt, es ist cum grano salis zu verstehen. Außerdem bleibt dabei zu berücksichtigen, daß selbst schon die altdeutschen Volksstämme keine festen Grenzen hatten, sondern in einander geschoben waren, auch wiederholt sich selbst spalteten, oder von Anfang an aus verschiedenen Zweigen bestanden (wie die Sachsen aus Westphalen, Engeren, Ostphalen und Nordalbingern), so daß der gegenwärtige Zustand doch nicht so sehr davon verschieden ist, als es auf den ersten Anblick aussieht.

Selbst die traurige Rheinbundszeit war ein Element in dem Processe der deutschen Reconsolidirung, und erinnert an die Frankenherrschaft, durch welche vor mehr als tausend Jahren die Entstehung eines deutschen Reiches vorbereitet wurde. So wurden die deutschen Stämme unter Napoleon I. durch das gemeinsame Joch wie durch die gemeinsame Schande vereinigt, der Patrimonialstaat durch den Cäsarismus erstäuft, und dadurch eine Wiedererhebung ermöglicht; von wo auch das Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls herdatirt. Da sang man zuerst:

„Wo ist des Deutschen Vaterland?"

und mit ebenso schönem als richtigem Gefühl hat der Dichter das deutsche Vaterland in der Totalität der deutschen Stämme gefunden.

9.

Noch sind zwei deutsche Staaten hervorzuheben, welche nach ihrer heutigen politischen Bedeutung zu den Mittelstaaten gehören, aber eine erheblich andere Bildungsgeschichte haben als die Staaten des westlichen

Deutschlands, nemlich Mecklenburg und Sachsen. Wir sprechen zuvörderst von Mecklenburg.

Man kann von ihm sagen, daß es zwei Naturen in sich vereinigt, nemlich die Natur der Mark und die Natur eines Stammherzogthums, aber nicht deutschen sondern slawischen Ursprunges. Mecklenburg zeigt, was Pommern geworden sein würde, wenn es nicht unter die Lehnshoheit von Brandenburg gekommen, und dann mit demselben verbunden wäre. In seiner Verfassung hat sich die slawische Grundlage noch bis heute erhalten, und sie würde sogar rein slawisch sein, wenn einerseits nicht die deutschen und verdeutschten Städte hineingeschoben wären, und andererseits auch das alte obotritische Fürstenthum sich dem deutschen angenähert hätte, wodurch nun in der Verfassung ein Gemisch enstanden ist, ähnlich wie in der Bevölkerung. Und eben vermöge dieser Mischbevölkerung, und der importirten deutschen Cultur, ist dieses Land den Marken verwandt.

Während der Wendenzeit waren die Obotriten der mächtigste wendische Stamm, der wiederholt eine Art von Hegemonie über das ganze nördliche Slawenthum zwischen der Elbe und Oder ausübte. Es bedurfte des Löwen um sie zu bezwingen, und es war ein Kampf des Löwen mit dem Stier, in welchem letzteren sich das Obotritenthum symbolisirt hat. Noch heute ist das mecklenburgische Wappen der Stierkopf, welcher von dem slawischen Götzen Radigast herrührt. Dieser Radigast hatte auf dem Stierkopf noch einen Adler mit ausgespannten Flügeln, woraus, wie Buchholz meint, der brandenburgische Adler entstanden ist. Sollte dies wirklich wahr sein, (worüber die Antiquare entscheiden mögen), so wäre es eine sehr sinnvolle Vorbedeutung der Geschichte. Denn dieser brandenburgische Adler kreiste lange über dem mecklenburgischen Stier, um ihm die Lehnsherrschaft über den Nacken zu werfen, doch es gelang nicht. Das Obotritenland blieb frei, aber Preußen verdankt ihm seinen Blücher, der wohl ein rechtes Bild jener stierartigen Tapferkeit war.

Von allen deutsch-slawischen Ländern wurde, nächst Böhmen, allein Mecklenburg ein unmittelbares Reichsland, und hat als solches im nördlichen Deutschland keine unwichtige Rolle gespielt, auch wiederholt

in die ſkandinaviſche Geſchichte eingegriffen. Zugleich war hier der eigentliche Kern der Hanſa. Es zeigte ſich aber auch, daß die damalige Activität Mecklenburgs ſehr weſentlich durch dieſe Hanſa bedingt war, nach deren Verfall auch in Mecklenburg die ſlawiſche Paſſivität vorherrſchend geworden iſt, ſo daß es wohl das einzige deutſche Land ſein dürfte, welches ſich ſeit der Reformation in ſeiner Verfaſſung, wie in ſeinen Grenzen, faſt ganz unverändert erhalten hat.

Ferner iſt Mecklenburg von allen deutſch-ſlawiſchen, und überhaupt von allen bekannten ſlawiſchen Ländern, das einzige, in welchem die Continuität der Entwickelung niemals ganz abgebrochen iſt. Dieſer Vorzug beruht darauf, daß ſich allein in Mecklenburg die altſlawiſche Dynaſtie erhalten hat, während die Dynaſtieen aller anderen ſlawiſchen Länder ausſtarben, und dann fremde Stämme eingepflanzt wurden. Seitdem iſt die mecklenburgiſche-Dynaſtie in ganz Europa das einzige ſouveräne Haus von nachweislich ſlawiſchem Urſprung. Sollte dieſes Haus ausſterben, ſo würde dann das ſlawiſche Princip Mecklenburgs ſeine Geſchichte abgeſchloſſen haben, und nur noch dasjenige Princip übrig bleiben, wodurch das mecklenburgiſche Land der Mark verwandt iſt. Dann fällt daſſelbe an Brandenburg.

10.

Das heutige Königreich Sachſen entſtand aus der Mark Meißen, und hat alſo mit der Mark Brandenburg einen gleichen Urſprung; wie denn auch die erſten erblichen Markgrafen, in Meißen wie in Brandenburg, beide aus altſächſiſchen Dynaſtenfamilien ſtammten, hier die Askanier, oder auch Anhaltiner genannt, dort die Wettiner, welche in den ſächſiſchen Ländern noch heute regieren. Beide Marken waren als altſächſiſche Colonien anzuſehen, und inſofern durchaus gleichartig. Auch iſt ſchon ſeines Orts bemerkt, wie ſie unter Markgraf Gero verbunden geweſen, dann aber dieſe Verbindung wieder aufgelöſt wurde, und ſeitdem Meißen und die Nordmark für immer getrennt blieben. Es iſt nun zu ſehen, wie ſich hierauf ihr Unterſchied ausbildete.

Er lag nemlich ſchon in der früheren ſlawiſchen Bevölkerung der beiden Marken. Brandenburg war von Wilzen bewohnt, Meißen

hingegen von Sorben, deren beiderseitiges Naturell ebenso verschieden war wie ihre Geschicke. Jene gingen größtentheils unter, während sich diese größtentheils erhielten. Darum entstand in Brandenburg eine überwiegend deutsche Bevölkerung, nur mit wendischer Beimischung, während es in Meißen umgekehrt war, so daß die Bevölkerung des heutigen Königreichs Sachsen der Hauptsache nach nur ein verdeutschtes Wendenvolk ist. Denn um Meißen und Leipzig, wie in Altenburg und im Voigtlande, ist die große Masse des Landvolks durchaus wendischen Ursprungs, und auch in den dortigen Städten wohnten weit mehr Wenden als in den brandenburgischen. Selbst in Leipzig wurde im dreizehnten Jahrhundert noch wendisch gesprochen. Und wenn im brandenburgischen jedenfalls nur der kleinere Theil des Adels von wendischer Herkunft ist, so ist es in Sachsen gewiß der größte Theil.

Fast alle Ortsnamen sind dort wendisch, und bis diesen Tag tritt das wendische Element in der Gesichtsbildung des dortigen Volkes sehr deutlich hervor. Man bemerkt diese eigenthümlichen Physiognomien, sowie man sich von Westen aus der Saale nähert, wo dann auch eine andere Aussprache beginnt, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß Beides eine Nachwirkung des alten sorbischen Wendenthums ist. Im Brandenburgischen hingegen tritt eine slawische Grundlage viel weniger hervor, und ist in der Gesichtsbildung des Volkes der altsächsische Typus vorherrschend.

Wodurch kann dieser Unterschied zwischen Brandenburg und Meißen entstanden sein, da doch beide Marken von denselben sächsischen Kaisern angelegt wurden? Offenbar dadurch, daß die Sorben sich leicht und schnell unterwarfen, und dann zwar deutsche Sprache und Sitte annahmen, aber doch fortlebten, während die Wilzen sich auf das Hartnäckigste vertheidigten, und darum auch zum großen Theil vertilgt wurden. So war es eine natürliche Folge, daß in Brandenburg eine viel stärkere Einwanderung stattfand, daß sich ein deutscher Militairadel ansiedelte, und das ganze Staatswesen einen vorherrschend militairischen Charakter annahm, der sich dann in demselben Maße fort entwickelte, als er in der Mark Meißen immer mehr zurücktrat. Statt dessen kamen hier frühzeitig Handel und Industrie empor, beide wesent-

lich befördert durch den Anfangs so ergiebigen erzgebirgischen Bergbau. Gleichzeitig entstand aber auch die Neigung zu Glanz und Genuß, und die prächtigen Turnire unter Heinrich dem Erlauchten bildeten schon ein Vorspiel zu den Hoffesten unter August dem Starken.

Dieser Markgraf Heinrich erwarb um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wie schon bemerkt, die Landgrafschaft Thüringen. Das geschah gewiß nicht zufällig. Denn es waren wohl die thüringer Marken, welche damals mit der Mark Meißen verschmolzen waren, wodurch diese Erwerbung vorbereitet worden ist, welche für das Haus Wettin so wichtige Folgen hatte.

Wie verschieden wurde seitdem die Geschichte der Wettiner von der der Askanier! Diese letzteren lebten in ununterbrochenen Kämpfen mit Pommern, Polen und den heidnischen Preußen, so daß sie in jeder Weise Markgrafen blieben. Jene aber, die nun zu dem schönen Meißen noch das schöne Thüringen besaßen, hörten ganz auf Markgrafen- zu sein. Da sich aber der kriegerische Ursprung ihres Geschlechtes doch nicht verleugnen ließ, so führten sie nun untereinander selbst Krieg: Brüder gegen Brüder, Söhne gegen ihren Vater. Interessante Ereignisse knüpfen sich an diese Zerwürfnisse, welche aber einen dunklen Schatten auf die Geschichte der Wettiner werfen, den das fahle Licht eines Moritz von Sachsen wahrlich nicht zu erhellen vermag. Denn alle Talente dieses Mannes können nie vergessen machen, daß er ein Verräther war: Verräther an seinem Vetter, Verräther an seinen Glaubensgenossen, Verräther an seinem Kaiser, Verräther an dem deutschen Reich, welches durch seine That die lothringischen Bisthümer verlor. Kaum giebt es in der ganzen deutschen Geschichte eine so widerwärtige Gestalt wie diesen Moritz, welcher über sein Land, wie über sein Haus einen Fluch gebracht, den die nachfolgenden Geschlechter büßen mußten.

Außer Thüringen erwarb Meißen im Jahre 1423 noch Wittenberg nach dem Aussterben der dortigen askanischen Linie, und nahm mit der Kur zugleich den Namen Sachsen an. Dann erwarb es im dreißigjährigen Kriege noch die Lausitzen, womit die Bildung des sächsischen Territoriums der Hauptsache nach zum Abschluß kam.

Beruhte die Bedeutung der Staaten nur auf der Größe oder auf dem Reichthum der Länder, so wäre nun Sachsen, nächst Oesterreich, der wichtigste deutsche Staat gewesen. An Wohlstand und Cultur übertraf es alle Anderen, und insbesondere die Mark Brandenburg konnte sich in dieser Beziehung nicht entfernt mit Sachsen vergleichen. Aber wie verschieden gingen die Dinge!

Landerwerbungen sind nicht immer ein Glück für einen Staat, und für Meißen ist insbesondre die Erwerbung von Thüringen ein offenbares Unglück gewesen, weil es dadurch den Charakter der Mark verlor, und mit einem ganz anderen Princip in Verbindung trat, dessen Einfluß es eben so wenig zu überwinden, als zu ertragen vermochte. Denn Thüringen und Meißen sind nach ihrer Landesnatur eben so verschieden als nach ihrer Bevölkerung, deren Kern in Thüringen eben so entschieden deutsch, als in Meißen entschieden wendisch ist. Und wie verschieden war die beiderseitige Geschichte gewesen! Jetzt sollten beide Länder zu einem Ganzen verbunden werden, aber sofort brach auch die innere Zwietracht und der Bruderkrieg des wettiner Hauses aus, dessen Folgen bis diesen Tag vor Augen liegen.

Sehr auffallend tritt der Unterschied beider Länder in der Reformation hervor, welche nicht von Meißen, sondern von Thüringen ausging. Dieses hatte ein viel regeres Geistesleben, und in Erfurt seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts die erste Universität des nördlichen Deutschlands. Hier war es, wo Luther seine Bildung empfing. Dann war es die Wartburg, wo er die Bibel übersetzte. Und auch den Schauplatz seines öffentlichen Wirkens fand er nicht etwa in Meißen, noch im Osterlande (Leipzig), sondern in Wittenberg, welches eine Stadt der Askanier war, und ursprünglich zu Brandenburg gehört hatte, auch immer unter dem Bisthum Brandenburg stand.

Nun war es bekanntlich die ältere, ernestinische Linie des wettiner Hauses, welche nach der Ländertheilung zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts den Kurkreis Wittenberg, nebst den thüringischen und fränkischen Ländern besaß, die der Reformation zur Stütze diente, während die albertinische Linie, welche Leipzig und Meißen besaß, sich unter Georg dem Bärtigen vielmehr auf das Feindseligste gegen die Refor-

mation erwies. Dieser Herzog wollte sogar Luthern ermorden lassen. Ist es gleichwohl üblich geworden, Sachsen als die Wiege der Reformation zu bezeichnen, so erklärt sich dies nur aus der Verwirrung, welche daraus entstanden ist, daß der alte Name Sachsen von dem Herzogthum Heinrichs des Löwen auf Wittenberg, von da auf Meißen, und von da wieder auf alle Nebenländer von Meißen übertragen wurde, und in Folge dessen der Name Thüringen ganz aus der politischen Geschichte verschwand, Leipzig und Meißen hingegen unter dem Namen Sachsen sich mit einem fremden Ruhme schmückten. Seitdem spricht man von einem Sachsen-Weimar und Eisenach, und sogar von einem Sachsen-Meiningen, obgleich doch jenes thüringisch, und dieses sogar fränkisch ist. Die Fürsten der ernestinischen Linie waren also vielmehr die Repräsentanten von Thüringen. Und gewiß nicht von der leipziger Messe hatte Friedrich der Weise seine Weisheit bezogen, sondern auf der Wartburg, wo ihn der Geist der heiligen Elisabeth umschwebte, da mag er wohl erleuchtet worden sein. Und was sich in den thüringer Waldthälern, worauf der Duft so vieler Sagen und Geschichten ruht, in seinem Innern entwickelt haben mochte, das gewann die Kraft des Entschlusses in Wittenberg, d. h. im Brandenburgischen, wo ihn der Geist der Askanier umschwebte. Wie klar ist schon darin der Gang bezeichnet, den das protestantische Princip späterhin nahm!

Von Thüringen mußte die Reformation ausgehen, weil es der Herzpunkt von ganz Deutschland ist. Es bildet mit dem benachbarten Hessen das eigentliche deutsche Mittelland, sowohl nach seiner Lage und Landesnatur, als nach seiner Volksart, welche zwischen dem sächsischen und fränkischen Stamm in der Mitte liegt. In beiden Ländern hatte Bonifacius den vornehmsten Schauplatz seiner Thätigkeit gefunden. In dem Dorfe Altenberga, einige Stunden von Gotha, soll er die erste Kirche gebaut haben. Das Bisthum Erfurt ist von ihm gestiftet.

In diesen Landschaften war es desgleichen, wo der schmalkaldische Bund geschlossen wurde, und es waren die Fürsten von Hessen und Thüringen, d. h. die thüringer Linie des wettiner Hauses, welche dafür kämpften und litten, während die meißener Linie vielmehr die protestantische Sache unterdrücken half. Das politische Haupt des Bundes war

aber nicht Johann Friedrich, sondern Philipp von Hessen, weil er der einzige politische Kopf unter den verbündeten Fürsten war. Er faßte auch die Reformation mehr politisch auf, und war darum dem Zwinglianismus geneigt, während die Thüringer sie ganz theologisch auffaßten.

Das Eine wie das Andere ist charakteristisch. Denn die hessische Geschichte ist wesentlich politisch, Thüringen hingegen hat fast niemals eine politische Bedeutung gehabt, und es ist wohl der Mühe werth bei diesem Punkt noch einen Augenblick zu verweilen.

Es gab einmal ein Königreich Thüringen, welches aber schon von den Merowingern unterworfen wurde. Nach der Erichtung des deutschen Reiches kam das Land unter sächsische Herrschaft, und erst unter den fränkischen Kaisern entwickelte sich dort eine eigene Landgrafschaft, welche fast einem Herzogthum gleichkam. Ihre romantische Geschichte beginnt mit Ludwig dem Springer, und endigt kaum zweihundert Jahre darauf durch das Aussterben der Landgrafen mit Heinrich Raspe. Seitdem hat sich keine thüringer Landgrafschaft wieder consolidiren können. Hauptsächlich wohl deshalb nicht, weil dem Lande ein Concentrationspunkt fehlte, da grade die Stadt Erfurt, welche den natürlichen Mittelpunkt von Thüringen bildet, und im Mittelalter sehr blühend und volkreich war, eine reichsstädtische Unabhängigkeit beanspruchte, während andererseits die Erzbischöfe von Mainz ein Hoheitsrecht über dieselbe geltend machten, und endlich im siebzehnten Jahrhundert auch wirklich durchsetzten. So hat immer ein fremder Einfluß in Thüringen hineingereicht, und das Land konnte kein Ganzes werden. Aber grade die dadurch bedingte politische Zerrissenheit beförderte die geistige Bewegung, und wenn Thüringen bis diesen Tag ohne politische Bedeutung geblieben ist, so ist es andererseits wohl der geistig lebendigste Theil von ganz Deutschland.

Von hier also ging die Reformation aus, und hier fand auch die Literaturentwickelung des vorigen Jahrhunderts ihren vornehmsten Stützpunkt. Der große Unterschied aber, welcher zwischen Thüringen und Meißen besteht, und selbst die reale Ursache ist, wodurch die Spaltung des wettiner Hauses hervorgerufen und dauernd erhalten wurde, und welcher zur Zeit der Reformation in dem verschiedenen

Verhalten der erneſtiniſchen und albertiniſchen Linie ſo handgreiflich hervortritt, hat ſeitdem fortgewirkt, und wirkt bis dieſen Tag.

Faſt im Gegenſatze zu Leipzig wurde die Univerſität Jena geſtiftet. Der Kampf zwiſchen Moritz und Johann Friedrich ſetzte ſich fort in den Kämpfen der leipziger und jenaer Theologen, die ſich gegenſeitig mit Streitſchriften beſchoſſen. „Druckt Ihr dort," ſagten die Jenaer, „ſo drucken wir hier." (Vergl. Böttiger, Geſchichte von Sachſen). Während dann die albertiniſche Linie im dreißigjährigen Kriege den traurigen Separatfrieden von Prag ſchloß, der die Haupturſache davon wurde, daß der Krieg noch zwölf Jahre lang forttobte, entſprang aus der erneſtiniſchen Linie Bernhard von Weimar.

Es war in Meißen, wo der Verſuch gemacht wurde, das Lutherthum zu einer Hof- und Staatsreligion umzuwandeln, und in Folge dieſer, dem proteſtantiſchen Princip ſo ſehr widerſprechenden Richtung, wurde das geiſtige Leben dieſes Landes innerlich gebrochen. Die bedeutendſten Köpfe zogen ſeitdem fort. Thomaſius ging nach Halle, Leibnitz nach Hannover, Leſſing nach Wolfenbüttel, Fichte nach Jena und Berlin, und Spener, der zwar nicht aus Sachſen ſtammte, ſich aber doch anfänglich in Dresden niedergelaſſen hatte, ging auch nach Berlin. Alſo grade dieſe Männer, welche einen ſo großen Einfluß auf die geiſtige Entwickelung, namentlich in Norddeutſchland gehabt, wurden von Meißen ausgeſtoßen, zum deutlichſten Zeichen, in welchem Verhältniß daſſelbe zur Reformation ſteht. So herkömmlich es denn auch ſein mag, Sachſen als die Wiege der Reformation zu bezeichnen, ſo iſt doch genau genommen kein wahres Wort daran, wenn man anders das heutige Königreich Sachſen darunter verſteht, deſſen Kern in Meißen liegt.

Endlich gab die Bewerbung um die polniſche Krone die Veranlaſſung dazu, daß die meißener Linie auch äußerlich wieder von der Reformation zurücktrat, der ſie innerlich niemals angehört hatte. Faſt ſiebzig Jahre lang blieb nun Sachſen mit Polen verflochten, und wir meinen, daß dies durchaus nicht ſo ganz zufällig war. Sondern es iſt eben die Beziehung auf den Slawismus, welche die Mark Meißen ihrem Urſprunge nach hat und haben muß, die darin hervortritt; aber

freilich ganz in das Gegentheil dessen verkehrt, was man von einer deutschen Mark erwarten sollte. Denn nicht die sächsische Ordnung übertrug sich auf Polen, sondern umgekehrt, Sachsen selbst erlag der polnischen Unordnung, und wurde hingeopfert für den leeren Schimmer der polnischen Krone, der nicht einmal irgend welchen Ruhm hinterlassen hat. „Ich karre Sachsen nach Polen," sagte damals ein Kärrner in Dresden, als man ihn fragte, was er auf der Karre habe.

Seitdem gerieth Sachsen in eine politische Richtung, welche nicht nur seinen Wohlstand vernichtete, sondern auch eine Unsicherheit und Schwachmüthigkeit zurückließ, die zu der Katastrophe von Leipzig führte, worauf über die Hälfte des erworbenen Territoriums verloren ging.

Die Geschichte Sachsens zeigt daher, wie es für einen Staat nicht bloß auf Land und Leute ankommt, noch auf Handel und Industrie, noch auch auf Wissenschaften und Künste, sondern vor Allem auf sein historisches Princip. Dieses war in Meißen ursprünglich dasselbe wie in Brandenburg, aber in demselben Maaße als Meißen einen industriellen Charakter annahm, verlor es seinen militairischen Charakter, mit allem was dazu gehört; und wie die Meißner seit Moritz keine Schlacht mehr gewonnen, so haben sie auch keine großen Geisteskämpfe mehr bestanden. Die industrielle Blüthe und Wohlfahrt des Landes, welcher weder eine genügende Militairkraft noch eine klare und feste Politik zur Seite stand, hatte daher nur die Wirkung, daß die sächsischen Quartiere bei den fremden Armeen um so beliebter wurden, und daß also Sachsen seit Gustav Adolph zum allgemeinen Schlachtfeld diente, um die deutschen wie die europäischen Händel auszufechten. Und als die Völkerschlacht um Leipzig tobte, da war es grade der König dieses Landes, der inzwischen geruhig in der Stadt saß, und sich schließlich gefangen nehmen ließ, ohne auch nur den Trost zu haben, daß er für eine gute Sache gefangen sei, wie Johann Friedrich bei Mühlberg.

So ist Sachsen, oder besser gesagt Meißen, seit drei Jahrhunderten allerdings mehr wie irgend ein anderes deutsches Land in die deutsche Gesammtgeschichte verflochten, und wiederholt selbst in die europäische Geschichte eingetreten; wie es auch durch seine Messen und

seine Industrie, seinen Buchhandel und seine Kunstschätze, und überhaupt durch die Fülle seiner Culturmittel, die im Verhältniß zu dem geringen Umfang des Landes Staunen erregen, in der ganzen Welt bekannt ist, — aber es ist eine bloß passive Wichtigkeit, welche der sächsische Staat dadurch erhält.

Könnte jemals ein Staat auf bloßer Cultur beruhen, so würde Sachsen der deutsche Culturstaat zu nennen sein. Aber Cultur kann nie ein Staatsprincip sein, sondern nur das kann ein Staatsprincip sein, was eine einigende Kraft besitzt, während die Cultur ein zerfloſſenes Wesen ist, das, wie der Dichter sagt, alle Welt beleckt, — also ein kosmopolitisches aber kein politisches Princip. Seinen ursprünglichen Charakter als Mark hat Meißen aufgegeben, den Charakter eines deutschen Stammherzogthums aber nicht gewonnen noch gewinnen können, weil dies unmöglich ist, und ist somit bei aller seiner Cultur charakterlos geworden.

Das nun aber grade in der Mitte von Deutschland dieses kosmopolitische Culturprincip zur Erscheinung kommen mußte, wo es sich in der leipziger Messe symbolisirt, ist sehr bezeichnend für den Gang, welchen die deutsche Entwickelung seit Jahrhunderten genommen, und wodurch es endlich dahin gekommen, daß Deutschland selbst fast allen activen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten verloren hat, sondern nur noch der passive Mittelpunkt geblieben, und eben darum auch das europäische Schlachtfeld geworden ist. Und daß grade Sachsen der Boden dazu sein mußte, — das ist der Fluch, den Moritz über dieses Land gebracht!

D. Die östliche und die westliche Staatenbildung.

1. Unterschied dieser beiden Staatenbildungen. — 2. Ihre gegenseitige Verflechtung. — 3. Das östliche Preußen. — 4. Die preußischen Westprovinzen. — 5. Oesterreich und das historische Recht. — 6. Sein heutiges Territorium.

1.

Der Unterschied der aus den alten Volksherzogthümern entsprungenen Staatenbildung von der aus den Marken entsprungenen, ist nunmehr vollständig dargelegt. Aus jenen gingen die deutschen Mit-

tel- und Kleinstaaten hervor, aus diesen aber Preußen und Oesterreich, während Mecklenburg und Sachsen gewissermaaßen das Zusammenwirken beider Elemente darstellen.

Sind nun die Marken die Stützpunkte der deutschen Colonisation gewesen, so erklärt sich eben daraus, wie Preußen und Oesterreich zu europäischen Staaten erwuchsen, weil ihre Bildung eben aus den über die Grenzen des ursprünglichen Reiches herausstrebenden Tendenzen hervorging. Ihr europäischer Charakter ist darum schon in ihrer ursprünglichen Anlage begründet, und nicht etwa ein zufälliges Resultat, sondern spricht im Gegentheil für die normale Entwickelung des deutschen Ausbreitungstriebes, der stark genug war, alle ihm entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden, und im Norden eine Verdeutschung ausgedehnter Landschaften zu bewirken, im Süden aber große Königreiche, wie Böhmen und Ungarn, in die deutsche Entwickelung hineinzuziehen. Daß also Preußen und Oesterreich einen europäischen Charakter haben, ist ebenso naturgemäß, als es andererseits naturwidrig sein würde, wenn die übrigen deutschen Staaten auch nach einer solchen Bedeutung streben wollten.

Wie wir aber schon früher gezeigt, wie die östlichen deutschen Colonialländer unmittelbar nach ihrer Formation auf das westliche Deutschland zurückwirkten, und diese Rückwirkung so stark war, daß dadurch der Schwerpunkt des Reiches in die östliche Hälfte fiel, so müssen wir hier noch einmal darauf zurückkommen, weil diese Rückwirkung sich auch darin zeigt, daß diese Marken zugleich in den neuen Proceß der aus der Zersplitterung der Herzogthümer hervorgehenden Staatenbildung eingriffen, und dadurch eine Verflechtung der beiderseitigen Staatenbildung entstand, welche die Sache noch complicirter macht. Auch mag es eben hierdurch veranlaßt sein, daß man den sonst so augenfälligen Unterschied zwischen den Herzogthümern und Markgrafschaften, d. h. zwischen den alten deutschen Stammländern und den Colonialländern, ignorirt oder gering achtet.

Wäre aber dieser Unterschied in der That nur gering, so müßte man es ja wohl für ganz zufällig halten, daß ein Preußen und ein Oesterreich entstanden, und sich doch so handgreiflich von den übrigen

deutschen Staaten unterscheiden. Oder wie will man es denn erklären? Man müßte die Erklärung wohl in der hohenzollernschen wie in der habsburgischen Hauspolitik suchen, und also die Resultate der deutschen Geschichte für ein bloßes Product diplomatischer Kunststücke ausgeben, d. h. den immanenten Bildungstrieb der deutschen Nation ganz ableugnen. Wir hingegen glauben, daß diese Nation selbst in ihrem Verfall doch niemals so tief gesunken ist, um ein bloßes Material für diplomatische Kunststücke geworden zu sein. Und wären jene Staaten in der That nur ein Kunststück jener Hauspolitik, so könnte man ja diese Kunststücke auch durch Kunst wieder wegschaffen, was doch selbst einem Napoleon zu schwer erschien, der zu der Kunst noch obendrein die Macht besaß.

Um also den Unterschied der beiderseitigen Staatenbildungen desto klarer hervortreten zu lassen, haben wir zunächst von ihrer gegenseitigen Verflechtung ganz abstrahirt, und müssen jetzt darüber noch in einige Erörterungen eingehen.

2.

Diese Verflechtung entstand dadurch, daß in den Marken wie in den herzoglichen Ländern das eine und selbe dynastische Princip zur Geltung kam, da die Markgrafen von vorn herein Reichsfürsten wurden, wie die anderen, und auch ganz dasselbe Erbrecht gewannen. Sie konnten demnach auch jedes andere Reichsland erwerben, wie umgekehrt auch jeder andere Reichsfürst eine Mark erwerben konnte, so daß die Möglichkeit zu einer gänzlichen Verschmelzung und Vermischung der markgräflichen und herzoglichen Länder gegeben war. Wenn also trotzdem eine solche Verschmelzung und Vermischung doch nur theilweise eingetreten ist, und vielmehr die unleugbare Thatsache vorliegt, daß im östlichen Deutschland eine Staatenbildung von entschieden eigenthümlichem Charakter zu Stande kam, so spricht dies nur um so mehr für die Macht der principiellen Unterschiede, die sich trotz so vieler Störungen doch der Hauptsache nach ganz unverkennbar geltend gemacht haben.

Denn warum unterscheidet sich die deutsche Staatenbildung nach Ost und West, und nicht nach Nord und Süd, obgleich doch der her-

cynische Wald eine Art von Naturgrenze bildete, und auch der Unterschied des sächsischen und fränkischen Rechtes einen Anknüpfungspunkt dazu darbot? Lediglich darum, weil sich der Colonisationsproceß nach Osten richtete, und dadurch eine eigenthümliche östliche Staatenbildung hervorrief. Daß aber diese östliche Staatenbildung sich wiederum in zwei Hauptproducten darstellt, beruht eben darauf, daß sich jener Colonisationsproceß von vorn herein in zwei Zweige theilte, wovon der eine die Ostsee entlang zog, der andere in der Richtung der Donau, und daß diese zwei Zweige nicht zusammenwachsen konnten, wurde wie früher bemerkt, durch Böhmen bewirkt. So entstanden Preußen und Oesterreich, welche beide ihre Basis im östlichen Deutschland haben, und zu allen Zeiten gehabt haben, obwohl sie mehr oder weniger mit westdeutschen Territorien verbunden waren, und zum Theil noch heute verbunden sind.

3.

Was Preußen anbetrifft, so sind in dieser Beziehung zunächst die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt zu erwähnen, welche beide an der Grenze des alten Deutschlands, d. h. des westlichen Deutschlands liegen, und bekanntlich nach dem westphälischen Frieden an Brandenburg fielen. Dieser Anfall wurde dadurch vorbereitet, daß beide Bisthümer lange Zeit hindurch mit brandenburgischen Prinzen besetzt waren, also insofern durch ein dynastisches Princip. Aber es bestand auch schon ein viel älterer realer Zusammenhang, und ist seines Ortes gezeigt worden, wie die Verbindungen der Mark Brandenburg schon unter Albrecht dem Bären bis an den Harz reichten. Magdeburg war die Metropole der wendischen Bisthümer, Halberstadt das Bisthum für einen großen Theil der Altmark. Es war also ganz naturgemäß, daß diese geistlichen Staaten nach ihrer Säcularisation an Brandenburg fielen.

Daran schließen sich die Abtretungen von Sachsen, welche im Jahre 1815 nach dem Eroberungsrechte an Brandenburg kamen, wovon aber der größte Theil nicht nur schon in älterer Zeit zu Brandenburg gehört hatte, sondern auch seiner inneren Natur nach Colonialland ist, also der Mark verwandt. Auch wo dies nicht der Fall ist, begründen doch die

ſtrategiſchen wie die commerziellen Verhältniſſe dieſer Landſchaften einen natürlichen Zuſammenhang mit Brandenburg, vermöge deſſen ſie ſich leicht mit dem öſtlichen Theil der preußiſchen Monarchie amalgamiren konnten, und ſeitdem ſelbſt zu dieſem Körper gehören.

4.

Anders verhält es ſich mit den Provinzen von der Weſer bis zur Moſel. Dieſelben ſtehen in keinem territorialen Zuſammenhang mit dem öſtlichen Theil der Monarchie, auch hat zu keiner Zeit ein ſolcher Zuſammenhang beſtanden. Und wie die innere Entwickelung dieſer Provinzen auf einer ganz anderen Geſchichte beruht als die der öſtlichen, ſo ſind ſie auch durch ihre ſtrategiſchen und commerziellen Verhältniſſe ſehr weſentlich von denſelben verſchieden.

Eiſenbahnen und Telegraphen können ſolche, auf der Natur wie auf der Geſchichte beruhende Unterſchiede nicht aufheben. Denn im Großen und Ganzen beſitzen dieſe neuen Communicationsmittel keineswegs die Macht, die Naturverhältniſſe zu beſeitigen, ſondern ſie unterſtützen vielmehr die Wirkung derſelben; wie man ja überall ſieht, daß die Eiſenbahnen den Flußthälern folgen, und keineswegs ganz neue Handelsrichtungen hervorrufen. So haben die Eiſenbahnen im öſtlichen Preußen allerdings die Wirkung gehabt, daß das ganze nordöſtliche Deutſchland immer mehr nach Berlin gravitirt, aber ſie haben eben damit gar nichts anderes gethan, als den natürlichen Zug der Dinge zu verſtärken und zu beſchleunigen. Denn Berlin iſt ein natürlicher Concentrationspunkt für das ganze nordöſtliche Deutſchland, und ſogar für das nordöſtliche Europa. Dahingegen werden die Eiſenbahnen niemals bewirken, daß die preußiſchen Weſtprovinzen aufhören nach dem Rhein zu gravitiren, welcher ihre commerzielle wie ihre ſtrategiſche Diagonale bildet. Ja er iſt zugleich die Diagonale ihrer Geſchichte. Denn die alten Traditionen dieſer Provinzen ſtammen aus der Kaiſerzeit, die des öſtlichen Preußens hingegen aus der Zeit der Markgrafen und Hochmeiſter, und während die Geſchichte der Rheinlande bis auf die Römerzeit zurückreicht, beginnt die Geſchichte von Oſtpreußen ſogar erſt im dreizehnten Jahrhundert, was für dieſe beiden Provinzen einen

Unterschied von mehr als tausend Jahren in dem Alter ihrer Entwickelung ergiebt. Ein solcher Unterschied kann nicht umhin sehr wichtige Folgen zu äußern.

Man wird daher jene Provinzen nicht als ein zu dem Körper der Monarchie selbst gehöriges Land betrachten dürfen, von welchem sie durch die Natur wie durch die Geschichte gleicherweise getrennt sind, sondern nur als ein mit diesem Körper verbundenes Nebenland. Geschieht dies nicht, und sollen vielmehr die Westprovinzen mit den östlichen einen gemeinsamen Körper bilden, so erfolgt aus dieser scheinbaren Vergrößerung des preußischen Staatskörpers nicht etwa ein Zuwachs von Kraft, sondern ein Zuwachs an Schwäche, weil eine innere Unsicherheit daraus entspringen muß, die sich bald eben so sehr in der auswärtigen Politik wie in den Verfassungs- und Verwaltungsfragen zeigen wird.

Denn man weiß alsdann nicht mehr, wo die Basis der Macht liegt, an der Spree oder am Rhein, und sucht statt dessen nach einem Mittleren. Ein solches Mittleres mag nun unter Umständen eine sehr schöne Sache sein, wenn es nemlich etwas Wirkliches ist, in diesem Falle aber lehrt die Landkarte, daß das Mittlere gar nichts anderes wäre, als eben die Lücke, welche zwischen den östlichen und westlichen Provinzen besteht, d. h. es liegt in den Wolken, und ungefähr über Gotha. Wie übel müßte es um Preußen stehen, wenn es seinen Standpunkt in diesem luftigen Medium nehmen sollte! Noch viel schneller, und in viel größerem Maaßstabe würde dasselbe eintreten, was vordem mit Meißen geschah, welches nach der Erwerbung Thüringens seinen Charakter als Mark verlor, ohne dafür einen anderen zu gewinnen, und so charakterlos geworden, unvermeidlich sinken mußte. Preußen hingegen, in dem vorgedachten Medium zum Ikarus geworden, würde nicht nur sinken sondern stürzen.

Ruht der Charakter eines Staates auf seinen ursprünglichen Grundlagen, so kann über den Charakter des preußischen Staates kein Zweifel sein, denn sein Ursprung aus den Marken steht fest, so lange zwischen Geschichte und Phantasie noch irgend ein Unterschied gemacht wird. Ist dies aber der Fall, so leuchtet nicht minder ein, daß die Westpro-

vinzen einen ganz anderen Charakter haben. Man wird ſich daher die Frage ſtellen müſſen, was ihre Verbindung mit Brandenburg zu bedeuten habe, wenn ſie nicht etwa für ganz zufällig gelten ſoll, was doch von vorn herein kaum glaublich iſt.

Die erſte Veranlaſſung zu dieſer Verbindung gab bekanntlich die Jülichſche Erbſchaft. Es war alſo zunächſt ein rein dynaſtiſches Band, und es waren die Principien des Patrimonialſtaates, welche als Mittel dazu dienten, daß der preußiſche Militairſtaat ſeine Vorpoſten bis an die Maaß vorſchieben konnte. Wie ſonderbar! Und doch, wer ſieht nicht den Finger der Vorſehung, welche dem Rhein einen Markgrafen geben wollte, von der Zeit an, als die Rheingrenze der bedrohteſte Theil des deutſchen Vaterlandes war. So wurde der große Kurfürſt ein Markgraf am Niemen wie am Rhein, und aus den kleinen Anfängen in Cleve entſtand die jetzige große Rheinmark. Während aber Preußen in ſeinen öſtlichen Provinzen nicht eine bloß militairiſche, ſondern auch eine Cultur-Aufgabe hat, und alle ſeine öſtlichen Provinzen ihrer ganzen inneren Natur nach eine Mark ſind, ſo ſind die Weſtprovinzen ihrer inneren Natur nach keine Mark. Preußen hat daſelbſt keine Cultur-Aufgabe, ſondern fand bereits eine alte Cultur vor, und hat daſelbſt nur eine ſtrategiſche Aufgabe. Denn nur in militairiſcher Hinſicht ſind dieſe Länder ſeit Ludwig XIV. zur Mark geworden.

Um alſo den Charakter des heutigen preußiſchen Staates kurz zu bezeichnen, und in der Sprache des alten Reiches zu reden, werden wir ſagen, daß er die große deutſche Nordmark iſt, mit welcher ein rheiniſch-weſtphäliſches Herzogthum verbunden iſt, welches aber wegen hochgefährlicher Zeitläufe ſelbſt zu einer Markgrafſchaft geworden.

Welch' ein Umſchwung der Dinge concentrirt ſich in dieſer einen Thatſache, daß das alte deutſche Markenſyſtem, welches vor tauſend Jahren nur gegen Oſten gerichtet war, nunmehr auch auf die Weſtgrenze übertragen werden muß! Oder iſt nicht auch das heutige Syſtem der Bundesfeſtungen in der That eine Art von Markenſyſtem? Und welch eine Elegie auf den Untergang der deutſchen Größe, daß

Marken am Rhein nöthig geworden sind, wo die Grenze vor fünfhundert Jahren so sicher schien, daß die Priester sie hüten konnten!

5.

Von allen großen Staaten Europa's hat keiner so lange an den patrimonialen Staatsprincipien festgehalten als Oesterreich, und kein Regentenhaus hat durch Heirathen, Erbschaften und Lehnsansprüche, so viele Länder zusammengebracht als das Haus Habsburg. Es wäre nicht viel von Deutschland übrig geblieben, hätten die Habsburger alle das bekommen, was sie einmal zu haben wünschten. Und während die Hohenzollern nach diesen patrimonialstaatlichen Principien außerhalb Deutschlands nichts weiter als Neuenburg erwarben, erwarben die Habsburger halb Europa, und beide Indien obenein. Nur in Polen wollte es ihnen nach dem Aussterben der Piasten nicht glücken, wie seines Ortes gezeigt wurde, und nach dem Aussterben der Jagellonen blieben ihre erneuerten Versuche ebenso erfolglos.

Gewissermaßen das Gegentheil von diesem patrimonialen Erwerbssystem ist das Arrondirungssystem, welches zuerst in Frankreich aufgekommen. So ist denn auch Frankreich das bestarrondirte Land Europa's geworden, und hat in Folge dessen, trotz seiner nur mäßigen Ausdehnung, durch seine concentrirte Macht seit Jahrhunderten einen ungemeinen Einfluß gewonnen.

Dieses Arrondirungssystem streift dem Staate den alten patrimonialen Charakter ab, indem es an die Stelle des dynastischen Rechtes die öffentliche Convenienz setzt, vernichtet aber alles Recht, indem es diese Convenienz selbst zur Rechtsquelle machen will. Es ist daher für sich selbst ganz maaßlos, sobald ihm keine äußeren Rücksichten mehr entgegentreten, d. h. sobald es keine Nachbarn mehr giebt, welche einer solchen arrondirungslustigen Macht den Daumen aufs Auge drücken können. So hatte Napoleon seine Herrschaft bis an die Elbe und bis an die Tiber ausgerundet, und fand sie immer noch nicht rund genug, und schon unter Ludwig XIV. war Frankreich eine viel gefährlichere Macht geworden, als es das Haus Habsburg trotz seiner unermeßlichen Besitzungen jemals gewesen war. Indessen war der

vinzen einen ganz anderen Charakter haben. Man wird sich daher die Frage stellen müssen, was ihre Verbindung mit Brandenburg zu bedeuten habe, wenn sie nicht etwa für ganz zufällig gelten soll, was doch von vorn herein kaum glaublich ist.

Die erste Veranlassung zu dieser Verbindung gab bekanntlich die Jülichsche Erbschaft. Es war also zunächst ein rein dynastisches Band, und es waren die Principien des Patrimonialstaates, welche als Mittel dazu dienten, daß der preußische Militairstaat seine Vorposten bis an die Maaß vorschieben konnte. Wie sonderbar! Und doch, wer sieht nicht den Finger der Vorsehung, welche dem Rhein einen Markgrafen geben wollte, von der Zeit an, als die Rheingrenze der bedrohteste Theil des deutschen Vaterlandes war. So wurde der große Kurfürst ein Markgraf am Niemen wie am Rhein, und aus den kleinen Anfängen in Cleve entstand die jetzige große Rheinmark. Während aber Preußen in seinen östlichen Provinzen nicht eine bloß militairische, sondern auch eine Cultur-Aufgabe hat, und alle seine östlichen Provinzen ihrer ganzen inneren Natur nach eine Mark sind, so sind die Westprovinzen ihrer inneren Natur nach keine Mark. Preußen hat daselbst keine Cultur-Aufgabe, sondern fand bereits eine alte Cultur vor, und hat daselbst nur eine strategische Aufgabe. Denn nur in militairischer Hinsicht sind diese Länder seit Ludwig XIV. zur Mark geworden.

Um also den Charakter des heutigen preußischen Staates kurz zu bezeichnen, und in der Sprache des alten Reiches zu reden, werden wir sagen, daß er die große deutsche Nordmark ist, mit welcher ein rheinisch-westphälisches Herzogthum verbunden ist, welches aber wegen hochgefährlicher Zeitläufe selbst zu einer Markgrafschaft geworden.

Welch' ein Umschwung der Dinge concentrirt sich in dieser einen Thatsache, daß das alte deutsche Markensystem, welches vor tausend Jahren nur gegen Osten gerichtet war, nunmehr auch auf die Westgrenze übertragen werden muß! Oder ist nicht auch das heutige System der Bundesfestungen in der That eine Art von Markensystem? Und welch eine Elegie auf den Untergang der deutschen Größe, daß

Marken am Rhein nöthig geworden sind, wo die Grenze vor fünfhundert Jahren so sicher schien, daß die Priester sie hüten konnten!

5.

Von allen großen Staaten Europa's hat keiner so lange an den patrimonialen Staatsprincipien festgehalten als Oesterreich, und kein Regentenhaus hat durch Heirathen, Erbschaften und Lehnsansprüche, so viele Länder zusammengebracht als das Haus Habsburg. Es wäre nicht viel von Deutschland übrig geblieben, hätten die Habsburger alle das bekommen, was sie einmal zu haben wünschten. Und während die Hohenzollern nach diesen patrimonialstaatlichen Principien außerhalb Deutschlands nichts weiter als Neuenburg erwarben, erwarben die Habsburger halb Europa, und beide Indien obenein. Nur in Polen wollte es ihnen nach dem Aussterben der Piasten nicht glücken, wie seines Ortes gezeigt wurde, und nach dem Aussterben der Jagellonen blieben ihre erneuerten Versuche ebenso erfolglos.

Gewissermaßen das Gegentheil von diesem patrimonialen Erwerbssystem ist das Arrondirungssystem, welches zuerst in Frankreich aufgekommen. So ist denn auch Frankreich das bestarrondirte Land Europa's geworden, und hat in Folge dessen, trotz seiner nur mäßigen Ausdehnung, durch seine concentrirte Macht seit Jahrhunderten einen ungemeinen Einfluß gewonnen.

Dieses Arrondirungssystem streift dem Staate den alten patrimonialen Charakter ab, indem es an die Stelle des dynastischen Rechtes die öffentliche Convenienz setzt, vernichtet aber alles Recht, indem es diese Convenienz selbst zur Rechtsquelle machen will. Es ist daher für sich selbst ganz maaßlos, sobald ihm keine äußeren Rücksichten mehr entgegentreten, d. h. sobald es keine Nachbarn mehr giebt, welche einer solchen arrondirungslustigen Macht den Daumen aufs Auge drücken können. So hatte Napoleon seine Herrschaft bis an die Elbe und bis an die Tiber ausgerundet, und fand sie immer noch nicht rund genug, und schon unter Ludwig XIV. war Frankreich eine viel gefährlichere Macht geworden, als es das Haus Habsburg trotz seiner unermeßlichen Besitzungen jemals gewesen war. Indessen war der

Kaiſer Joſeph II. auch in dieſes Syſtem verfallen, hatte aber wenig Vortheil davon, und einen um ſo größeren Fehler damit begangen, als es grade dem öſterreichiſchen Staatsprincip direct widerſpricht. Seine Nachfolger ſcheinen dies erkannt zu haben, und während der franzöſiſchen Revolution iſt dann grade Oeſterreich der vornehmſte Repräſentant des hiſtoriſchen Rechtes auf dem Continent geweſen, und hat damals der franzöſiſchen Politik den zäheſten Widerſtand geleiſtet.

Aehnlich wie mit dem Arrondirungsſyſtem, verhält es ſich mit dem neuerdings auf die Bahn gebrachten Nationalitätsſyſtem, welches ſich ebenfalls gegen den Patrimonialſtaat richtet, aber nicht minder alles beſtehende Recht zerſtört. Und wiederum iſt es Oeſterreich, gegen welches dieſe neue Revolutionspolitik ihren Hauptangriff richtet, und welches in der That für das hiſtoriſche Recht kämpft, indem es für ſich ſelbſt kämpft.

Man ſieht, die Sache hat zwei Seiten, und auch die patrimonialſtaatlichen Ideen haben ihre innere und bleibende Berechtigung, indem ſie durch das Princip der Vererbung eine mächtige Stütze für die Continuität der Entwickelung werden. Als der größte Staatskörper, welcher durch die patrimonialen Principien des Mittelalters zu Stande gekommen, repräſentirt darum Oeſterreich freilich nicht den Fortſchritt, aber die Continuität. Denn grade durch Oeſterreich iſt das heutige europäiſche Staatenſyſtem noch im lebendigen Zuſammenhange mit dem Mittelalter. Ohne Oeſterreich würde die Continuität der ganzen europäiſchen Staatengeſchichte zerreißen, und dann das ganze europäiſche Staatenſyſtem zuſammenbrechen, und zuvörderſt nur der Napoleonismus und das Zarenthum übrig bleiben. Was etwa ſpäter daraus entſtehen könnte, vermag kein Menſch zu überſehen. Ebenſo iſt es auch vorzugsweiſe Oeſterreich, durch welches insbeſondere auch die Continuität der deutſchen Geſchichte erhalten worden iſt und erhalten wird. Und alle dieſe Functionen kommen der öſterreichiſchen Monarchie eben deshalb zu, weil ſie vorzugsweiſe auf einem ererbten Beſitz beruht. Darum ſpricht man in Oeſterreich ſoviel von den Erbſtaaten.

6.

Aber, wie wir früher sagten, es ist nicht das Erbe der Habsburger, sondern es ist die Hinterlassenschaft der Geschichte, welche die österreichische Monarchie bildet. So hat denn auch die Geschichte selbst das Urtheil über die habsburgischen Erbschaften gesprochen, und einen großen Theil derselben wieder eingezogen, um sie als Material zu neuen Staatenbildungen zu verwenden. Und nur diejenigen Länder sind dem Hause Habsburg als ein sicherer Besitz geblieben, deren Verbindung auf einem realen historischen Proceß beruht, wobei die habsburgische Hauspolitik nicht der Werkmeister, sondern nur das Werkzeug war.

Seitdem ist Oesterreich auf seinen Ursprung aus der Ostmark zurückgeführt, und umfaßt in Deutschland fast nur diejenigen Länder, welche der südöstlichen Markenentwickelung angehören. Eine Ausnahme macht davon nur das vordere Oesterreich bis zur Ens, welches ehemals zu Baiern gehörte. Ferner Salzburg, das, nebst Brixen und Trient, den österreichischen Beuteantheil aus der Einziehung der geistlichen Fürstenthümer bildet, welche die Revolution veranlaßte. Endlich Tyrol, als das wichtigste von diesen Ländern.

Dasselbe gehörte früher auch zum Herzogthum Baiern, und auch hier ist es die Katastrophe Heinrichs des Löwen, wodurch dieses Land definitiv von Baiern getrennt wurde, und dann einer ganz anderen Entwickelung anheim fiel. Es wurde seitdem so selbstständig wie die ehemaligen Herzogthümer, und ist auch noch bis diesen Tag von allen deutsch-österreichischen Ländern das einzige, welches seine alten Privilegien größtentheils behauptet hat, und gewissermaßen wie ein österreichisches Nebenland regiert wird. Seine Verbindung mit Oesterreich geschah bekanntlich durch die Margarethe Maultasche. Indessen hat diese Kunkel doch wohl das Allerwenigste dazu gethan. Realiter erfolgte die Verbindung durch Kärnthen, mit welchem Tyrol von Natur verwachsen ist, Kärnthen aber gehört zu den Marken.

Tyrol ist es vor Allem, wovon die strategische Stellung Deutschlands gegen Italien abhängt. Nicht bloß wegen des Brenner-Passes,

Kaiser Joseph II. auch in dieses System verfallen, hatte aber wenig Vortheil davon, und einen um so größeren Fehler damit begangen, als es grade dem österreichischen Staatsprincip direct widerspricht. Seine Nachfolger scheinen dies erkannt zu haben, und während der französischen Revolution ist dann grade Oesterreich der vornehmste Repräsentant des historischen Rechtes auf dem Continent gewesen, und hat damals der französischen Politik den zähesten Widerstand geleistet.

Aehnlich wie mit dem Arrondirungssystem, verhält es sich mit dem neuerdings auf die Bahn gebrachten Nationalitätssystem, welches sich ebenfalls gegen den Patrimonialstaat richtet, aber nicht minder alles bestehende Recht zerstört. Und wiederum ist es Oesterreich, gegen welches diese neue Revolutionspolitik ihren Hauptangriff richtet, mit welches in der That für das historische Recht kämpft, indem es für sich selbst kämpft.

Man sieht, die Sache hat zwei Seiten, und auch die patrimonialstaatlichen Ideen haben ihre innere und bleibende Berechtigung, indem sie durch das Princip der Vererbung eine mächtige Stütze für die Continuität der Entwickelung werden. Als der größte Staatskörper, welcher durch die patrimonialen Principien des Mittelalters zu Stande gekommen, repräsentirt darum Oesterreich freilich nicht den Fortschritt, aber die Continuität. Denn grade durch Oesterreich ist das heutige europäische Staatensystem noch im lebendigen Zusammenhange mit dem Mittelalter. Ohne Oesterreich würde die Continuität der ganzen europäischen Staatengeschichte zerreißen, und dann das ganze europäische Staatensystem zusammenbrechen, und zuvörderst nur [illegible] und das R[illegible] bleiben. Wo[illegible]

Aber, [illegible] Material zu [illegible] Länder [illegible] geblieben, deren [illegible] Werkzeug war.

Seitdem ist Oesterreich [illegible] zurückgeführt, [illegible] nur diejenigen [illegible] welche der [illegible] angehören. [illegible] macht davon nur das [illegible] Oesterreich [illegible] zu Baiern gehörte. Ferner [illegible], das, nebst [illegible] den österreichischen [illegible] aus der [illegible] Fürstenthümer bilden, welche die Revolution veranlaßte. [illegible] als das wichtigste von diesen Ländern.

Dasselbe gehörte früher auch zum Herzogthum [illegible] hier ist es die Katastrophe Heinrichs des Löwen, [illegible] definitiv von Baiern getrennt wurde, und [illegible] Entwickelung anheim fiel. Es wurde [illegible] ehemaligen Herzogthümer, und ist [illegible] deutsch-österreichischen Ländern das [illegible] gien größtentheils behauptet hat, [illegible] chisches Nebenland regiert [illegible]

[illegible] selbe [illegible] Diesem [illegible] Ganz [illegible] und Reich [illegible] vor den [illegible] an Euch aber [illegible], man wollte [illegible] souverain sein. [illegible] daß sie, im Gegen- [illegible] Reich hielten, die [illegible] sie thaten dies nur, [illegible] bedurften, waren sie aber [illegible] so gut wie gar keine Notiz. [illegible] so wenig um das Reich kümmerte,

Kaiſer Joſeph II. auch in dieſes Syſtem verfallen, hatte aber wenig Vortheil davon, und einen um ſo größeren Fehler damit begangen, als es grade dem öſterreichiſchen Staatsprincip direct widerſpricht. Seine Nachfolger ſcheinen dies erkannt zu haben, und während der franzöſiſchen Revolution iſt dann grade Oeſterreich der vornehmſte Repräſentant des hiſtoriſchen Rechtes auf dem Continent geweſen, und hat damals der franzöſiſchen Politik den zäheſten Widerſtand geleiſtet.

Aehnlich wie mit dem Arrondirungsſyſtem, verhält es ſich mit dem neuerdings auf die Bahn gebrachten Nationalitätsſyſtem, welches ſich ebenfalls gegen den Patrimonialſtaat richtet, aber nicht minder alles beſtehende Recht zerſtört. Und wiederum iſt es Oeſterreich, gegen welches dieſe neue Revolutionspolitik ihren Hauptangriff richtet, und welches in der That für das hiſtoriſche Recht kämpft, indem es für ſich ſelbſt kämpft.

Man ſieht, die Sache hat zwei Seiten, und auch die patrimonialſtaatlichen Ideen haben ihre innere und bleibende Berechtigung, indem ſie durch das Princip der Vererbung eine mächtige Stütze für die Continuität der Entwickelung werden. Als der größte Staatskörper, welcher durch die patrimonialen Principien des Mittelalters zu Stande gekommen, repräſentirt darum Oeſterreich freilich nicht den Fortſchritt, aber die Continuität. Denn grade durch Oeſterreich iſt das heutige europäiſche Staatenſyſtem noch im lebendigen Zuſammenhange mit dem Mittelalter. Ohne Oeſterreich würde die Continuität der ganzen europäiſchen Staatengeſchichte zerreißen, und dann das ganze europäiſche Staatenſyſtem zuſammenbrechen, und zuvörderſt nur der Napoleonismus und das Zarenthum übrig bleiben. Was etwa ſpäter daraus entſtehen könnte, vermag kein Menſch zu überſehen. Ebenſo iſt es auch vorzugsweiſe Oeſterreich, durch welches insbeſondere auch die Continuität der deutſchen Geſchichte erhalten worden iſt und erhalten wird. Und alle dieſe Functionen kommen der öſterreichiſchen Monarchie eben deshalb zu, weil ſie vorzugsweiſe auf einem ererbten Beſitz beruht. Darum ſpricht man in Oeſterreich ſoviel von den Erbſtaaten.

6.

Aber, wie wir früher sagten, es ist nicht das Erbe der Habsburger, sondern es ist die Hinterlassenschaft der Geschichte, welche die österreichische Monarchie bildet. So hat denn auch die Geschichte selbst das Urtheil über die habsburgischen Erbschaften gesprochen, und einen großen Theil derselben wieder eingezogen, um sie als Material zu neuen Staatenbildungen zu verwenden. Und nur diejenigen Länder sind dem Hause Habsburg als ein sicherer Besitz geblieben, deren Verbindung auf einem realen historischen Proceß beruht, wobei die habsburgische Hauspolitik nicht der Werkmeister, sondern nur das Werkzeug war.

Seitdem ist Oesterreich auf seinen Ursprung aus der Ostmark zurückgeführt, und umfaßt in Deutschland fast nur diejenigen Länder, welche der südöstlichen Markenentwickelung angehören. Eine Ausnahme macht davon nur das vordere Oesterreich bis zur Ens, welches ehemals zu Baiern gehörte. Ferner Salzburg, das, nebst Brixen und Trient, den österreichischen Beuteantheil aus der Einziehung der geistlichen Fürstenthümer bildet, welche die Revolution veranlaßte. Endlich Tyrol, als das wichtigste von diesen Ländern.

Dasselbe gehörte früher auch zum Herzogthum Baiern, und auch hier ist es die Katastrophe Heinrichs des Löwen, wodurch dieses Land definitiv von Baiern getrennt wurde, und dann einer ganz anderen Entwickelung anheim fiel. Es wurde seitdem so selbstständig wie die ehemaligen Herzogthümer, und ist auch noch bis diesen Tag von allen deutsch-österreichischen Ländern das einzige, welches seine alten Privilegien größtentheils behauptet hat, und gewissermaßen wie ein österreichisches Nebenland regiert wird. Seine Verbindung mit Oesterreich geschah bekanntlich durch die Margarethe Maultasche. Indessen hat diese Kunkel doch wohl das Allerwenigste dazu gethan. Realiter erfolgte die Verbindung durch Kärnthen, mit welchem Tyrol von Natur verwachsen ist, Kärnthen aber gehört zu den Marken.

Tyrol ist es vor Allem, wovon die strategische Stellung Deutschlands gegen Italien abhängt. Nicht bloß wegen des Brenner-Passes,

Kaiſer Joſeph II. auch in dieſes Syſtem verfallen, hatte aber wenig Vortheil davon, und einen um ſo größeren Fehler damit begangen, als es grade dem öſterreichiſchen Staatsprincip direct widerſpricht. Seine Nachfolger ſcheinen dies erkannt zu haben, und während der franzöſiſchen Revolution iſt dann grade Oeſterreich der vornehmſte Repräſentant des hiſtoriſchen Rechtes auf dem Continent geweſen, und hat damals der franzöſiſchen Politik den zäheſten Widerſtand geleiſtet.

Aehnlich wie mit dem Arrondirungsſyſtem, verhält es ſich mit dem neuerdings auf die Bahn gebrachten Nationalitätsſyſtem, welches ſich ebenfalls gegen den Patrimonialſtaat richtet, aber nicht minder alles beſtehende Recht zerſtört. Und wiederum iſt es Oeſterreich, gegen welches dieſe neue Revolutionspolitik ihren Hauptangriff richtet, und welches in der That für das hiſtoriſche Recht kämpft, indem es für ſich ſelbſt kämpft.

Man ſieht, die Sache hat zwei Seiten, und auch die patrimonialſtaatlichen Ideen haben ihre innere und bleibende Berechtigung, indem ſie durch das Princip der Vererbung eine mächtige Stütze für die Continuität der Entwickelung werden. Als der größte Staatskörper, welcher durch die patrimonialen Principien des Mittelalters zu Stande gekommen, repräſentirt darum Oeſterreich freilich nicht den Fortſchritt, aber die Continuität. Denn grade durch Oeſterreich iſt das heutige europäiſche Staatenſyſtem noch im lebendigen Zuſammenhange mit dem Mittelalter. Ohne Oeſterreich würde die Continuität der ganzen europäiſchen Staatengeſchichte zerreißen, und dann das ganze europäiſche Staatenſyſtem zuſammenbrechen, und zuvörderſt nur der Napoleonismus und das Zarenthum übrig bleiben. Was etwa ſpäter daraus entſtehen könnte, vermag kein Menſch zu überſehen. Ebenſo iſt es auch vorzugsweiſe Oeſterreich, durch welches insbeſondere auch die Continuität der deutſchen Geſchichte erhalten worden iſt und erhalten wird. Und alle dieſe Functionen kommen der öſterreichiſchen Monarchie eben deshalb zu, weil ſie vorzugsweiſe auf einem ererbten Beſitz beruht. Darum ſpricht man in Oeſterreich ſoviel von den Erbſtaaten.

6.

Aber, wie wir früher sagten, es ist nicht das Erbe der Habsburger, sondern es ist die Hinterlassenschaft der Geschichte, welche die österreichische Monarchie bildet. So hat denn auch die Geschichte selbst das Urtheil über die habsburgischen Erbschaften gesprochen, und einen großen Theil derselben wieder eingezogen, um sie als Material zu neuen Staatenbildungen zu verwenden. Und nur diejenigen Länder sind dem Hause Habsburg als ein sicherer Besitz geblieben, deren Verbindung auf einem realen historischen Proceß beruht, wobei die habsburgische Hauspolitik nicht der Werkmeister, sondern nur das Werkzeug war.

Seitdem ist Oesterreich auf seinen Ursprung aus der Ostmark zurückgeführt, und umfaßt in Deutschland fast nur diejenigen Länder, welche der südöstlichen Markenentwickelung angehören. Eine Ausnahme macht davon nur das vordere Oesterreich bis zur Ens, welches ehemals zu Baiern gehörte. Ferner Salzburg, das, nebst Brixen und Trient, den österreichischen Beuteantheil aus der Einziehung der geistlichen Fürstenthümer bildet, welche die Revolution veranlaßte. Endlich Tyrol, als das wichtigste von diesen Ländern.

Dasselbe gehörte früher auch zum Herzogthum Baiern, und auch hier ist es die Katastrophe Heinrichs des Löwen, wodurch dieses Land definitiv von Baiern getrennt wurde, und dann einer ganz anderen Entwickelung anheim fiel. Es wurde seitdem so selbstständig wie die ehemaligen Herzogthümer, und ist auch noch bis diesen Tag von allen deutsch-österreichischen Ländern das einzige, welches seine alten Privilegien größtentheils behauptet hat, und gewissermaßen wie ein österreichisches Nebenland regiert wird. Seine Verbindung mit Oesterreich geschah bekanntlich durch die Margarethe Maultasche. Indessen hat diese Kunkel doch wohl das Allerwenigste dazu gethan. Realiter erfolgte die Verbindung durch Kärnthen, mit welchem Tyrol von Natur verwachsen ist, Kärnthen aber gehört zu den Marken.

Tyrol ist es vor Allem, wovon die strategische Stellung Deutschlands gegen Italien abhängt. Nicht bloß wegen des Brenner-Passes,

ſondern noch weit mehr wegen jener Verbindung mit Kärnthen, welches letztere in das ſüdliche Tyrol einmündet, und wodurch die ſicherſte Straße nach Italien gebildet wird. Sollte daher das ſüdliche Tyrol verloren gehen, ſo würde auch Kärnthen nur ſchwer zu behaupten ſein, und dann vielleicht die Folge entſtehen, daß das ganze deutſche Alpenland, von den Central-Alpen an, zu Italien fiele. Da es alſo Tyrol iſt, worauf die Sicherheit des deutſchen Alpenlandes gegen Italien beruht, ſo kann es wohl als die italieniſche Mark angeſehen werden, zumal da es auch in ſofern etwas von der Natur einer Mark hat, als es in ſeinem ſüdlichen Theile ein Völkergemiſch enthält.

Um nach der Sprache des alten Reiches zu reden, werden wir demnach die öſterreichiſche Monarchie als die kaiſerliche Oſtmark bezeichnen, welche einerſeits die Kronländer von Böhmen und Ungarn in ſich einſchließt, und andererſeits mit einem Herzogthum verbunden iſt, welches ſelbſt die Bedeutung einer italieniſchen Mark hat.

E. Ueberblick des Ganzen.

1. Gang der deutſchen Geſchichte. — 2. Die heutige Territorial Eintheilung. — 3. Langſamkeit der deutſchen Entwickelung. — 4. Wichtigkeit der Mittelſtaaten. — 5. Preußen und Oeſterreich. — 6. Irrthum der Gothaer. — 7. Das deutſche Staatenſyſtem.

1.

Nunmehr wird die Bildung des ganzen deutſchen Staatenſyſtems hinlänglich klar ſein. Daſſelbe erſcheint hiernach als das Product eines tauſendjährigen Proceſſes, deſſen Hauptfactoren in den Herzogthümern und in den Marken zu ſuchen ſind.

Wir behaupten aber um deswillen keineswegs, daß nicht auch noch andere ſehr wichtige Factoren darauf eingewirkt hätten. Denn insbeſondere liegt es auf der Hand, wie mächtig der Einfluß der

Kirche war. Allein eben deshalb, weil er in allen deutschen Ländern sehr groß war, so hat er nicht specifisch gewirkt, außer in den Priesterstaaten, welche untergegangen sind. Ebenso haben natürlicher Weise auch die volkswirthschaftlichen Verhältnisse ihren Einfluß gehabt, aber noch viel weniger specifisch gewirkt, außer in den städtischen Handelsrepubliken, wovon doch auch nur vier erhalten blieben. Dahingegen haben grade die Herzogthümer und die Marken eine ganz specifische Wirkung gehabt.

Sie waren die beiden Haupthebel, welche der deutsche Particularismus in Bewegung setzte, um die Reichseinheit zu zerreißen, und als die ersteren selbst dabei zerbrachen, wurden aus den Bruchstücken nur immer neue Hebel. Die Fürsten standen dabei im Vordergrund. Aber unrichtig wäre es, sie für die eigentlichen Urheber eines Zersetzungsprocesses zu halten, der vielmehr aus der Nation selbst hervorging. Jedes Element wollte für sich selbst leben, und nicht dem Reiche dienen, sondern dasselbe nur ausbeuten.

Die Kaiser selbst haben das Beispiel dazu gegeben, seitdem nach dem Sturz der Hohenstaufen die alte Kaiseridee verschwand, und die Begründung einer Hausmacht der vornehmste Gegenstand der kaiserlichen Thätigkeit wurde. Und so war es nicht bloß unter den Habsburgern. Adolph von Nassau und Ludwig der Baier versuchten ganz dasselbe wie Rudolph, und Karl IV. hat ihn noch weit überboten. Diesem Beispiel des Reichsoberhaupts folgten natürlich alle Fürsten. Ganz ebenso machte es der deutsche Orden, der sich um Kaiser und Reich noch weniger kümmerte als die Fürsten. „Ladet man Euch vor den Kaiser, hieß es, so steht Ihr unter dem Pabst, verklagt man Euch aber bei diesem, so steht Ihr wieder unter dem Reich.“ Kurz, man wollte überhaupt keine Gewalt über sich ertragen, man wollte souverain sein.

Es ist wohl von den Städten gerühmt worden, daß sie, im Gegensatz zu den Fürsten, besonders treu an Kaiser und Reich hielten, die Thatsachen sprechen aber keineswegs dafür. Denn sie thaten dies nur, wenn sie sich schwach fühlten und des Kaisers bedurften, waren sie aber stark genug, so nahmen sie von dem Reiche so gut wie gar keine Notiz. So die Hansa, welche sich ganz ebenso wenig um das Reich kümmerte,

wie der deutſche Orden. Die Niederlande, in welchen das ſtädtiſche Element vorherrſchte, fielen dann ſogar ganz von dem Reiche ab. Und die Schweiz, in welcher die Bürger und Bauern regierten, war ſogar noch früher abgefallen, ſo daß man ſagen kann, daß dieſe Stände ſelbſt noch particulariſtiſcher geweſen ſind als der hohe und niedere Adel, der doch niemals ſo ganz vom Reiche abfiel.

Der particulariſtiſche Hang war alſo ganz allgemein, und wenn er ohne Zweifel aus der Selbſtſucht entſprang, und ſomit eine Schuld darin lag, ſo laſtet dieſe Schuld auf der ganzen Nation. Darum hat auch die ganze Nation dafür büßen müſſen. Und ſelbſt die vom Reiche abgefallenen Theile hat die Strafe ereilt, da auch die Niederlande, wie die Schweiz, das Joch der Franzoſenherrſchaft erfahren mußten.

Haben nun die Fürſten bei der Zerſplitterung im Vordergrunde geſtanden, ſo ſind ſie auch die vorzüglichſten Factoren der Reconſolidirung geworden. Und wie der Zerſetzungsproceß von den Herzogthümern und den Marken ausging, ſo hat jene Reconſolidirung zu einer Staatenbildung geführt, durch welche das urſprüngliche Verhältniß einigermaßen wieder hergeſtellt worden iſt, indem die heutigen deutſchen Staaten theils die ehemaligen Marken, theils die ehemaligen Herzogthümer repräſentiren.

Es iſt dabei ſelbſtverſtändlich, daß auf den Verlauf dieſes Proceſſes außerdem noch eine große Menge von beſonderen Umſtänden eingewirkt haben, durch welche ſich derſelbe individualiſirte, und wodurch die Wirkungen der Hauptfactoren oft derartig verſchoben und in einander gezogen wurden, daß dieſe Factoren zeitweilig ganz zu verſchwinden ſcheinen. Und doch haben ſie ſich immer wieder geltend gemacht. So iſt es ja überhaupt in der Welt. Niemals kommt ein Princip zu ſeiner reinen und vollen Entfaltung, weil immer verſchiedene Principien auf einmal wirken, und jede Handlung unter tauſendfältigen Bedingungen ſteht. Aber wollte man um deswillen behaupten, daß es überhaupt keine Principien in der Welt gäbe, und daß die ganze Weltgeſchichte nur ein Durcheinander individueller Ereigniſſe ſei?

Wir meinen vielmehr, daß es dem Denker wie dem Patrioten eine hohe Befriedigung gewähren muß, zu ſehen, wie ſich doch ein bildender Geiſt durch die deutſche Geſchichte hindurchzieht, der auch ſelbſt die

ganz willkürlichen und regellosen Tendenzen der Selbstsucht dergestalt zu mäßigen und zu beherrschen, und so zu wenden vermocht hat, daß doch keineswegs ein ganz zufälliges Resultat daraus hervorgegangen ist, vielmehr in der heutigen deutschen Staatenbildung, so kraus sie auf den ersten Anblick erscheinen mag, noch sehr deutlich die Grundlagen hervortreten, welche schon vor tausend Jahren gelegt wurden. Und dies gilt nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen, so daß selbst die Mehrzahl der deutschen Kleinstaaten von sehr altem Ursprung ist; wie z. B. das heutige Herzogthum Anhalt grade ebenso alt ist wie Brandenburg. So viel Continuität ist also doch in der deutschen Geschichte, trotz der ungeheuren Kämpfe, welche auf deutschem Boden stattgefunden, und die deutsche Nation ganz zu zerreißen drohten.

Welche andere Nation würde die Kämpfe zwischen Pabstthum und Kaiserthum ertragen haben, ohne ganz daran zu zerschellen? Und welche andere Nation würde den dreißigjährigen Krieg überdauert haben, durch welchen doch gleichwohl selbst nicht einmal einer von den deutschen Kleinstaaten untergegangen ist? Und auch die Revolution hat doch nur die Priesterstaaten und die Reichsstädte, wie die ganz kleinen und jüngeren Herrschaften verschlungen, während die altfürstlichen Häuser sich alle erhielten. So tief sind ihre Wurzeln.

Darin liegt der Adel der deutschen Nation, daß sie sich an so große Probleme wagte, wie die des Pabstthums, des Kaiserthums und der Kirchenreformation, und daß sie dann auch die Kraft hatte, die daraus entspringenden Kämpfe zu bestehen. Sie faßte aber diese großen Probleme eben deshalb, weil sie in sich selbst eine Totalität von Volksstämmen enthielt, in welchen sich die Totalität der abendländischen Völker abspiegelte, Und sie ertrug die daraus entspringenden Kämpfe eben deshalb, weil sie durch diese Stammgliederung eine viel zähere Lebenskraft gewann, als die centralisirten Reiche, welche fallen, wenn man ihr Centrum zerstört.

2.

Wer die Dinge so betrachtet, wird nie auf den Gedanken kommen, den gegenwärtigen Zustand Deutschlands für einen durchaus heillosen

zu halten, und darum eine radicale Umbildung deſſelben nach irgend einem rationalen Schema zu erſtreben.

Mit welchem Rechte dürfte man auch an eine deutſche Zukunft glauben, wenn man die deutſche Vergangenheit verwirft, und was daraus als Gegenwart entſprungen iſt, für etwas durchaus Schlechtes anſieht. Denn wäre es wirklich wahr, daß die deutſche Nation durch eine tauſendjährige Arbeit nur zu einem durchaus ſchlechten Reſultate gelangt, — wer möchte dafür bürgen, daß ſie in Zukunft nicht noch Schlechteres hervorbrächte? Und was iſt überhaupt eine Nation, welche ihre Vergangenheit preisgiebt, während es doch grade die Tradition iſt, worauf der Nationalgeiſt beruht? Oder iſt etwa der Nationalgeiſt nichts anderes, als die Stimme, welche aus dem allerneueſten Zeitungsartikel erſchallt, und iſt er nicht vielmehr eben jener bildende Geiſt, welcher durch die Jahrhunderte hindurchgeht, und deſſen Werk eben das heutige deutſche Staatenſyſtem iſt? Sollte dieſes Werk ſo durchaus geiſtlos ſein, — was wäre von dem deutſchen Nationalgeiſt zu halten? Nichts wäre von ihm zu halten.

Es wäre aber auch Nichts von ihm zu halten, wenn er nach den trügeriſchen Ideen der heiligen Allianz mit den Verträgen von 1815 ſein Werk ſelbſt für vollendet halten wollte, wie wenn der Wiener Congreß gleichſam das Tridentinum der deutſchen Politik werden ſollte. Man weiß ſehr wohl, daß es keineswegs der heilige Geiſt war, welcher die Wiener Verträge dictirte, und daß es noch viel weniger die Intereſſen der deutſchen Nation, wie der deutſchen Volksſtämme waren, welche darauf einen vorwiegenden Einfluß übten; ja daß es nicht einmal beſonders tiefe Köpfe waren, welche dieſes Arrangement machten, ſondern daß mit etwas mehr Einſicht, und etwas beſſerem Willen, allerdings eine Landkarte herzuſtellen geweſen wäre, welche der natürlichen Gliederung der Nation, wie den unabweisbaren Bedürfniſſen des modernen Staatslebens, etwas beſſer entſprochen hätte, als es nun wirklich der Fall iſt.

Man mußte ſich damals klar werden, daß es darauf ankomme, zwiſchen der dynaſtiſchen Staatenbildung, welche ſich als das Reſultat der Jahrhunderte ergeben, und zwiſchen den Bedürfniſſen der Neuzeit,

die als eine unabweisbare Forderung auftteten, einen Compromiß zu ſchließen, indeſſen man dieſe letzteren wie eine bloße Verirrung des Gedankens, jene erſtere aber wie eine göttliche Inſtitution anſah, welche ganz außer Frage zu bleiben hätte, obgleich ſie doch grade den Kern der Frage bildet. Denn im Mittelalter ging es ſehr wohl an, daß ein Fürſt eine Anzahl von Landparcellen erwarb, die in keinem natürlichen Zuſammenhang ſtanden, und daß dann dieſe Landparcellen nach Belieben vereinigt oder auch wieder getrennt werden konnten, aber daraus läßt ſich kein moderner Staat machen. Anſtatt alſo den Conflict, welcher zwiſchen der dynaſtiſchen Staatenbildung und den Bedürfniſſen des modernen Staatslebens ganz unvermeidlich entſteht, ſo viel als möglich zu beſeitigen, haben jene Diplomaten grade dem Fürſtenthum einen ſehr ſchlimmen Dienſt erwieſen, indem ſie dieſen Conflict viel mehr zu verewigen ſuchten.

Gleichwohl wollen wir die Größe der Schwierigkeiten keineswegs überſehen. Denn die dynaſtiſche Staatenbildung repräſentirte das gegebene Recht, welches ſich nicht modificiren ließ, ohne eine entſprechende Entſchädigung. Die Schwierigkeiten wuchſen alſo, je kleiner die disponible Entſchädigungsmaſſe war, und dieſe wurde klein genug, weil die deutſche Nation die beſten Früchte ihrer Siege und Anſtrengungen verlor. Hätte man einerſeits das Herzogthum Warſchau in Reſerve behalten, und andererſeits den Elſaß und Lothringen zurückgefordert, ſo hätte man eine viel freiere Hand gehabt, und die Karte von Deutſchland würde dann wahrſcheinlich etwas weniger verzerrte Conturen darbieten als heute, und damit eine reichliche Quelle der Unzufriedenheit verſchwunden ſein, und zwar für die Regierungen wie für die Völker. Möchte aber auch Deutſchland die Lehre daraus ziehen, wie ſehr die Verbeſſerung ſeiner inneren Zuſtände von ſeiner äußeren Machtſtellung abhängig iſt. Ein großer nnd glücklicher Krieg würde ihm mehr helfen, als eine Conſtituante.

Nachdem alſo ſo viel verſäumt worden, was nur unter außerordentlichen Umſtänden zu erreichen iſt, und damals allerdings zu erreichen war, ſo wird man ſich mit der Staatenbildung, wie ſie im Jahre 1815 zum Abſchluß gekommen, einſtweilen zu beruhigen haben,

ohne dieſelbe darum für etwas an und für ſich Gutes, oder gar Heiliges zu halten, ſondern mit dem Vorbehalt, ſie nach Umſtänden zu verbeſſern, ſo weit dies ohne Verletzung beſtehender Rechte geſchehen kann. Dieſer Gedanke drängt ſich um ſo mehr auf, als wir gezeigt zu haben glauben, wie ſich in der bisherigen Staatenbildung ſelbſt ein verborgener Trieb regt, der, obwohl ſich dieſelbe Jahrhunderte lang in rein dynaſtiſchen Formen vollzogen, doch in der That darauf hinausläuft, eine Reconſtruction der zerriſſenen deutſchen Volksſtämme herbeizuführen.

3.

Nur langſam konnte eine Nation ſich entfalten, die wie die deutſche ſich in ſo viele Stämme gliederte, denn der Bildungsproceß war complicirt. Und nur ſchwer konnte ſie zu einer Einheit gelangen, welcher die Stämme widerſtrebten. Auf den erſten Aufſchwung, den ſie in der Kaiſerzeit genommen, mußte daher ein Rückfall folgen, und auf die bereits erreichte Einheit, der Zerfall des Reiches.

Deutſchland erfuhr darin nur daſſelbe, was alle großen Staatskörper Europa's erfahren haben. Denn überall erwies ſich die Kraft, welche ſie urſprünglich zuſammenzufügen vermochte, doch hinterher als unzureichend, um ſie zu erhalten. So zerfiel Spanien mit dem Einbruch der Araber, Frankreich während der letzten Carolinger, England zur Zeit der däniſchen Einfälle, Rußland zur Zeit der Mongolenſtürme, Polen nach der Ländertheilung unter Boleslaus III. Ueberall bedurfte es daher einer Reconſtruction, um dieſe Reiche wieder zu einem Staatskörper zu machen, und es iſt dieſe neue Formation, in der ſie ſpäterhin auf der Bühne der Geſchichte erſchienen.

Auch in dieſer Hinſicht bewährt ſich der Adel der deutſchen Nation, welche zu ihrer Reconſtruction nicht einer Mongolenherrſchaft bedurfte, wie die Ruſſen; noch einer Normannenherrſchaft, wie die Engländer; noch des Anlehnens an einen barbariſchen Stamm, wie Polen an Litthauen; noch der ſiebenhundertjährigen Maurenkriege, wie die Spanier; noch des ſcheußlichen Despotismus der franzöſiſchen Könige; ſondern ſich durch einen inneren Proceß aus ſich ſelbſt wiederherſtellte.

Und doch, wie viel schwieriger war die Wiederherstellung, weil sie einen doppelten Proceß erforderte. Denn nicht nur die Reichseinheit, sondern auch die Volksstämme wurden zerrissen, und mußten zerrissen werden, um dereinst eine wirkliche Nationaleinheit zu ermöglichen. Darum zerfällt dieser Proceß in zwei Stufen, und was wir jetzt von Deutschland sehen, ist genau genommen schon die dritte Formation.

Nach dem Sturze der Hohenstaufen stellte sich die Reichseinheit wieder her, in der Gestalt einer ständischen Republik, aber die Volksstämme wurden nur um so mehr zerrissen. Nach der Reformation zerfiel hingegen wieder diese neue Reichseinheit, aber es begann die Wiederherstellung der Volksstämme, indem die Reichsstände zu Staaten wurden. Gelingt es jetzt, auch diese Staaten wieder zu vereinigen, — erst dann ist die Reconstruction vollendet.

Um wieviel schneller mußte dieses Ziel von anderen Nationen erreicht werden, die entweder keine Volksstämme hatten, oder wo ein Stamm die anderen unterdrückte, oder alle zusammen von einer fremden Race unterdrückt wurden. Und wie unvermeidlich war es ferner, daß Deutschland, wegen seines so sehr viel langsameren Bildungsganges, im Verhältniß zu den schneller entwickelten Nationen in Nachtheil gerieth, und von dem Vorrang, den es während der Kaiserzeit behauptet hatte, von Stufe zu Stufe immer tiefer herabsank, bis unter Napoleon sogar die Existenz der deutschen Nation in Frage gestellt wurde. Und wie natürlich war es endlich, daß diese Nachtheile am meisten auf der Westseite von Deutschland zur Erscheinung kamen, weil dies grade die Seite der deutschen Individualisirung ist, und folglich die Zersplitterung hier am größten war, während ihr doch hier grade die centralisirte Macht Frankreichs entgegentrat. Verluste waren unvermeidlich.

Als ein Ersatz für diese schmerzliche Einbuße waren aber inzwischen die östlichen Marken zu großen Staaten erwachsen, so daß doch immer eine bedeutende Ländermasse der deutschen Herrschaft unterworfen blieb. Wird nicht dereinst die Zeit kommen, wo auch die deutsche Nation ihre Reunionskammern errichtet, um die keineswegs ganz erloschenen Verbindungen mit den abgerissenen Gliedern des Reiches wiederherzustellen?

4.

Nun ist seines Ortes gezeigt worden, wie es geschah, daß der Schwerpunkt der deutschen Geschichte aus dem westlichen Deutschland in die Colonialländer rückte, woraus die jetzt sogenannten deutschen Großmächte entstanden, auf welchen seit zwei Jahrhunderten die politische Geschichte Deutschlands fast ausschließlich beruht hat. Daß dies so geschah, brachten die Umstände mit sich, aber man wird aus dieser Thatsache nicht schließen dürfen, daß dies ein bleibendes und an und für sich normales Verhältniß sei, während es an und für sich betrachtet vielmehr ein innormales Verhältniß ist, welches weder bleibend bestehen kann noch soll. Denn diese Colonialländer werden immer einen einseitigen Charakter behalten, weil sie ihrer Natur nach Marken sind. Und wollten sie je aufhören Marken zu sein, so würden sie dann gar keinen Charakter haben.

Niemals werden darum die Brandenburger mit den Pommern, Schlesiern, Ost- und Westpreußen die Fähigkeit besitzen, für sich allein die deutsche Geschichte fortzusetzen, und die Oesterreicher noch viel weniger, sondern die Verbindung mit den deutschen Urstämmen ist diesen Colonialstämmen ganz unentbehrlich. Und wie diese Colonialländer ursprünglich selbst durch einen großen Nationalaufschwung gewonnen wurden, so können sie auch nur durch einen neuen deutschen Nationalaufschwung erhalten, und zu einer weiteren Entwickelung geführt werden. Sich selbst überlassen, würden sie sich auf die Dauer nicht zu behaupten vermögen, vielmehr von Rußland erdrückt werden, und sich dann auf der deutschen Ostseite ganz dasselbe wiederholen, was früher auf der Westseite geschah, nur in viel größerer Ausdehnung.

Aber wie ist ein nachhaltiger Aufschwung der deutschen Nation denkbar, wenn er sich nicht auch in den deutschen Volksstämmen vollzieht, welche doch grade der deutschen Nation so wesentlich sind? Aus dem Strohfeuer eines deutschen Einheits-Enthusiasmus, wie aus den Redeübungen eines deutschen Parlaments, kann keine nachhaltige Kraft hervorgehen, sondern die deutschen Volksstämme selbst müssen zu dem Gefühl gelangen, daß sie alle Etwas für das Ganze leisten können und

leiſten ſollen. Nun ſind es doch aber grade die deutſchen Mittelſtaaten, durch welche die deutſchen Urſtämme repräſentirt werden, während Preußen und Oeſterreich ihre Machtbaſis vielmehr in den deutſchen Colonialländern haben, und wenn mit denſelben auch Bruchſtücke von den alten Stämmen vereinigt wurden, doch niemals der Stützpunkt der deutſchen Stammentwickelung ſein oder werden können. Vielmehr haben Preußen und Oeſterreich das ganz natürliche Beſtreben, den alten Stammgeiſt ihrer Bevölkerung in ein Preußenthum und Oeſterreicherthum aufzulöſen, und es ſind vielmehr die deutſchen Mittelſtaaten, welchen die Function zukommt, den Geiſt der alten deutſchen Volksſtämme zu entwickeln. Daß alſo dieſe Mittelſtaaten allmälig anfangen einen größeren Antheil an der deutſchen Politik zu beanſpruchen, iſt nach den Umſtänden nicht nur ganz natürlich, ſondern ſogar ganz nothwendig.

Ferner ſind es grade eben dieſe Staaten, durch welche das Fortbeſtehen eines Deutſchlands bedingt iſt. Denn nächſt den Kleinſtaaten, welche keine politiſche Bedeutung haben, iſt nur in den Mittelſtaaten das Bewußtſein wach geblieben, daß ſie ſich nicht ſelbſt genügen, ſondern ſich nur als Glieder eines größeren Ganzen erhalten können. Preußen und Oeſterreich hingegen haben allerdings verſucht, ſich ſelbſt zu genügen, und grade auf der Meinung, daß ſie dies zu thun vermöchten, und daß ſie dies thun müßten, beruht das ſpecifiſche Preußenthum, wie das ſpecifiſche Oeſterreicherthum. Jetzt denke man ſich Deutſchland zwiſchen Preußen und Oeſterreich getheilt, gleichviel wie auch die Grenze gezogen wäre, ſo würde ja von einem Deutſchland gar keine Rede mehr ſein, ſondern eben nur von Preußen und Oeſterreich. Die Traditionen der alten deutſchen Kaiſerzeit würden alſo aus dem deutſchen Bewußtſein verdrängt werden, und wenigſtens im nördlichen Deutſchland würden dann dafür die Traditionen des großen Kurfürſten und des großen Friedrich an die Stelle treten ſollen. Aber wäre dies irgend ein Erſatz dafür? Denn ſo reſpectabel dieſe Männer waren, ſo können ſie ſich doch nicht entfernt mit den großen Kaiſern vergleichen, welche zu ihrer Zeit Weltmächte waren, indeſſen jene ſich von vorn herein auf einen ſehr viel beſchränkteren Wirkungskreis angewieſen ſahen; wie ſie ja auch nur die Nachfolger der Markgrafen und Hoch-

meiſter waren, alſo gar nicht die Aufgabe hatten Deutſchland zu repräſentiren, ſondern nur die nordöſtlichen Marken. Und eben darin liegt die Grundlage des preußiſchen Staats, der darum auch niemals eine Weltmacht werden kann; ſo wenig als Oeſterreich je eine ſolche geweſen iſt, obwohl es zeitweilig ſich eingebildet hat eine ſolche ſein zu können, wozu ihm aber alle Anlagen fehlen. Und wer kann ſeiner Länge eine Elle zuſetzen? Wenn aber Preußen und Oeſterreich niemals eine Weltmacht geweſen ſind, noch jemals eine ſolche werden können, ſo iſt Deutſchland im Mittelalter allerdings eine ſolche geweſen. Und niemals wird ſich Deutſchland wieder zu einer ſolchen Höhe erheben können, wenn das deutſche Bewußtſein nicht die Traditionen aus jener Periode feſthält. Es iſt aber nicht Preußen, worauf die Traditionen der großen deutſchen Kaiſerzeit ruhen, und es iſt auch nicht Oeſterreich, ſondern es iſt vielmehr das weſtliche Deutſchland. Und es ſind eben die Mittelſtaaten und Kleinſtaaten, wodurch dieſe Traditionen erhalten werden. Dieſe letzteren aber können dieſelben nur geiſtig pflegen, und ſind für die Politik ohne Bedeutung.

Oder meint man etwa, an dieſen Traditionen ſei überhaupt nichts gelegen, weil ſie einer längſt entſchwundenen Zeit angehören, und es komme nur auf die Gedanken der Gegenwart an? Dann frage man doch die Geſchichte, ob je eine Nation groß geworden iſt, welche ſich nicht an den Traditionen ihrer Ahnen emporgerankt hätte? Vielmehr haben grade die größten Nationen am meiſten auf ihre Traditionen gehalten, und darin die kräftigſte Nahrung ihres Geiſtes gefunden. Nun iſt es aber doch nicht etwa Berlin, wo ſich die Traditionen der ſächſiſchen oder fränkiſchen, oder ſchwäbiſchen Kaiſer concentriren, zu deren Zeit es ſelbſt noch gar nicht da war. Es iſt auch nicht Wien, deſſen kaiſerliche Erinnerungen erſt von da anfangen, wo die eigentliche Kaiſerzeit vorüber war. Vielmehr zeigen jene Namen wohl ſelbſt an, in welchem Theile von Deutſchland jene Traditionen ihre Wurzeln haben.

Sollen aber dieſe Traditionen kein todtes Pfund bleiben, ſo müſſen eben die Volksſtämme, in welchen ſie wurzeln, ſich wieder zu regen anfangen. Und würde dies nicht ganz unmöglich ſein, wenn gleichwohl

diejenigen Staaten, welche auf diesen Völksstämmen basirt sind, sich fortwährend passiv verhalten sollten? Grade das Gegentheil müßte man fordern, wenn man an eine wirkliche Wiederherstellung der deutschen Nation glaubt.

Allerdings entsteht daraus die Gefahr, daß das Ausland sich dieser mittelstaatlichen Politik bemächtigen, und einen neuen Rheinbund daraus machen könnte. Allein diese Gefahr ist grade am wenigsten zu fürchten, wenn man diese mittelstaatliche Politik mit Offenheit und Billigkeit als einen legitimen Factor anerkennt, während solche Gefahr vielmehr erst dann zu fürchten wäre, wenn man dieser Politik in der abstoßenden Weise der flachen und faden Großmachts-Prätensionen entgegentreten wollte, von denen man wenigstens dann nicht sprechen sollte, wenn man gleichzeitig von einer deutschen Politik sprechen will, da kein sterblicher Mensch zu begreifen vermag, wie Beides zusammenstimmt.

5.

Wie die Herrschaft der östlichen Colonialländer nur durch zeitweilige Umstände bedingt war, so noch mehr der Zwiespalt, der dann später zwischen den beiden großen deutschen Colonialstaaten ausbrach. Und wenn schon die Verschiebung der Herrschaft aus dem westlichen Deutschland ins östliche, welche im vierzehnten Jahrhundert eintrat, keineswegs einen Fortschritt der deutschen Macht bezeichnet, sondern einen sehr merklichen Rückschritt, (indem damals die burgundischen Länder und die Rechte auf Italien verloren gingen, auch Dänemark und Polen aus aller Verbindung mit dem Reiche traten), so beginnt mit jenem Zwiespalt ein neuer und noch tieferer Verfall. Denn auf die Mißhandlungen, welche das Reich unter Ludwig XIV. erfahren, folgte endlich gar die Unterjochung des ganzen westlichen Deutschlands durch Napoleon.

Ist dies Alles nur ein zufälliges Zusammentreffen, oder war die Folge nicht eben so logisch als naturgemäß? Immer mehr verengerte sich der Horizont der deutschen Politik, und dieselbe Nation, welche unter den großen Kaisern als eine Weltmacht aufgetreten war, und ihre Bestrebungen auf die großen Fragen gerichtet hatte, von welchen

damals die Weltgeſchichte abhing, war am Ende ſo ſehr verkümmert, daß ihr politiſches Bewußtſein auf die Frage zuſammenſchrumpfte: Ob Habsburg oder Hohenzollern? Das war denn freilich keine Weltfrage. Indem alſo die deutſche Nation ſich an dieſer Frage zerarbeitete, hatte ſie nicht nur von ihrer früheren Weltherrſchaft abgedankt, ſondern es wurde ſogar fraglich, ob eine ſolche Nation überhaupt noch das Recht habe, als Nation fortzuexiſtiren? Und die Geſchichte zögerte nicht, die practiſche Probe zu machen. Auſterlitz, Jena und der Rheinbund waren drei Ereigniſſe, welche zuſammengehören und ſich gegenſeitig ergänzen, und alle drei entſprangen aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Daß es zu dieſem Zwieſpalt kommen konnte, beruht eben auf dem deutſchen Verfall, weil alle die Tendenzen, welche einſt die deutſche Größe begründet hatten, erloſchen waren. Es geſchah ſo.

Der deutſche Ausbreitungstrieb hatte urſprünglich die deutſchen Marken geſchaffen, und es war die eine und ſelbe Kraft, wodurch der Kern des öſterreichiſchen wie des preußiſchen Staatskörpers gebildet wurde, wie es ſogar die einen und ſelben Kaiſer geweſen waren, welche die Wenden bezwangen und die Magyaren ſchlugen. Seitdem ſchritt der Coloniſationsproceß durch drei Jahrhunderte unaufhaltſam fort, aber allmählig kam er zum Stehen, und die aus dieſem Proceß hervorgegangenen Ländercomplexe wurden eine neue Machtbaſis. Am früheſten in Oeſterreich, und weil mit der öſterreichiſchen Mark das Kaiſerthum verbunden wurde, mußte dieſelbe um ſo angeſehener werden. Anſtatt nun aber mit dieſer Macht im Sinne des urſprünglichen Proceſſes fortzuſchreiten, d. h. alſo nach Oſten hin, warf man ſich vielmehr auf das weſtliche Deutſchland, und das Kaiſerthum mußte noch obendrein zum Mittel dienen, nicht etwa die Macht des Reiches ſondern die öſterreichiſche Hausmacht zu vermehren, ſelbſt auf Unkoſten des Reiches. Seitdem ſchien die vornehmſte Beſtimmung der alten Oſtmark darin zu liegen, daß man von da aus Anſprüche auf Baiern, Schwaben, Meißen, Thüringen und die Jülichſche Erbſchaft erheben konnte. Denn alle dieſe Länder haben die Habsburger zeitweilig zu erwerben verſucht, ganz ungerechnet die Bisthümer für habsburgiſche Prinzen, und das Kaiſerthum hatte keinen anderen Sinn mehr, als die Folie für ſolche

Ansprüche zu bilden. Wie natürlich, daß die Deutschen von einem solchen Kaiserthum am Ende nichts mehr wissen wollten, und es zuletzt sogar lieber mit den Franzosen hielten wie mit dem deutschen Kaiser.

In den nördlichen Marken gingen die Dinge viel langsamer, weil diese Marken wieder verfallen waren, und es darum eines langwierigen Processes bedurfte um sie wieder herzustellen, und mit einander in Verbindung zu bringen, bis eine wirksame Macht daraus entstand. Sobald aber dies erreicht war, ging es mit der Nordmark wenig anders als mit der Ostmark. Nur der große Kurfürst hatte noch das volle Gefühl eines Markgrafen. Er wollte sich als baltische Macht constituiren, wie es auch der Anlage des preußischen Staates allein entspricht, und nichts hat ihn so geschmerzt, als daß er Vorpommern den Schweden überlassen mußte; weil dies von dem ganzen preußischen Küstenlande, für maritime Zwecke, der allerwichtigste Theil ist. Was würde er nicht aus Stettin gemacht haben, wenn er es besessen hätte, woraus man später nichts weiter zu machen gewußt hat, als eine mittelmäßige Festung! Denn die Idee einer baltischen Macht ging ganz verloren. Selbst die Idee der Mark verdunkelte sich, und die Mark wurde endlich nichts weiter, als ein Stützpunkt um Erwerbungen im Reiche zu machen, unter Umständen selbst mit Hülfe des Auslandes. Wie natürlich, daß die Deutschen von dieser Mark auch nichts mehr wissen wollten, und endlich gar im Gefolge des Auslandes darüber herfielen, um das Urtheil der ewigen Gerechtigkeit zu vollziehen.

War es also dahingekommen, daß die beiden großen Markgrafen, anstatt das Reich zu schützen und zu erweitern, vielmehr selbst nur auf Erwerbungen im Reiche ausgingen, so war der Conflict um so unvermeidlicher, als der Eine dieser Markgrafen sich noch außerdem als deutscher Kaiser gerirte. Es bedurfte der Schlacht bei Roßbach, in welcher der andere Markgraf die Reichsarmee wie Spreu aus einander jagte, und daß dann ferner dieser Sieg über die Reichsarmee im Reiche selbst beklatscht wurde, um die ganze innere Hohlheit solcher Zustände an den Tag zu bringen. Inzwischen hatte aber der Streit dieser beiden großen Markgrafen die erbauliche Wendung genommen, daß sich beide wechselseitig auf Rußland stützten, und daß so diese beiden

Marken, deren urſprüngliche Beſtimmung es geweſen war, den Einfluß Deutſchlands nach Norden und Oſten auszubreiten, vielmehr dazu dienten, den Einfluß Rußlands in Deutſchland zu begründen, wie andererſeits die Franzoſen über den Rhein zu rufen, und ſomit ganz Deutſchland an den Rand des Unterganges zu führen.

Alle dies Unglück entſtand daraus, daß man die Natur und Beſtimmung der Marken vergeſſen hatte. Aber wie hätte man dies je vergeſſen können, hätte ſich der deutſche Geiſt nicht überhaupt ſelbſt vergeſſen, wenigſtens in allen Fragen, welche die äußere Machtſtellung Deutſchlands betreffen? Statt deſſen wurde es ſeit der Reformation das eigentliche Geſchäft der Deutſchen ſich ſelbſt zu zerarbeiten. Innere Kriege waren es, — und warum ſollen wir nicht ſagen Bürgerkriege, oder Bruderkriege? — in welchen ſie ſeitdem auf Ruhm und Sieg ausgingen. Und von dieſer Art waren auch die Kriege des großen Friederich, deren Waffenruhm ungeſchmälert bleiben ſoll, aber niemals vergeſſen machen kann, daß es keineswegs die deutſche Größe war, woran dieſer Ruhm haftet, ſondern der deutſche Verfall.

Soll ſich alſo Deutſchland aus dieſem Verfall wieder erheben, ſo muß es wohl endlich aufhören ſich ſelbſt zu zerarbeiten. Und vor allem müſſen die großen Markgrafen aufhören, mit ihren Streitigkeiten das Reich zu zerrütten. Sie müſſen ſich wieder erinnern, daß ſie Markgrafen ſind, deren Amt es iſt, die Marken des Reiches zu hüten, und nach Kräften zu erweitern, nicht aber das Reich ſelbſt zu ihrem Jagdrevier zu machen. Dann wird ſich die deutſche Einheit ganz von ſelbſt finden, da die deutſche Nation allgemach des langen Haders herzlich überdrüſſig zu werden beginnt.

6.

Aus dem Vorſtehenden wird ſich nun zugleich ergeben, worauf der Grundirrthum der Gothaer beruht, nemlich auf einer falſchen Auffaſſung der deutſchen Staatenbildung, wie insbeſondere der Geſchichte der deutſchen Colonialländer. Sie betrachten nemlich den deutſchen Colonialproceß nicht ſowohl nach ſeiner Entſtehung als nach ſeinen Folgen, alſo nicht ſowohl die Wirkung als bloß die Rückwirkung, grade wie

wenn die Oſtmark und die Nordmark urſprünglich deutſche Länder wären, und es ſich ganz von ſelbſt verſtände, daß ſich die deutſche Geſchichte entweder um Brandenburg oder um Oeſterreich drehen müßte; während doch die Herrſchaft dieſer Colonialländer vielmehr auf dem deutſchen Verfall beruht, und dieſe Länder ſelbſt gar nicht deutſch ſein würden, wenn nicht eine Periode des deutſchen Aufſchwunges vorhergegangen wäre, wo man noch nicht nach Habsburg oder Hohenzollern fragte. Indem ſie dann ferner den preußiſchen Staat für eine Stiftung der Hohenzollern halten, was nachgewieſenermaßen wiederum unrichtig iſt, ſo erſcheint ihnen der Conflict mit Oeſterreich, welcher grade die Geſchichte des größten dieſer Regenten charakteriſirt, als eine weſentliche Eigenſchaft des preußiſchen Staates.

Von der Nordmark iſt dann gar keine Rede mehr. Und anſtatt daß das aus dieſer Nordmark entſtandene Brandenburg-Preußen naturgemäß ſeine Action nach Nordoſten zu richten hätte, ſoll es dieſelbe vielmehr nach Südweſten richten. Nicht Berlin und Königsberg ſollen die Knotenpunkte der preußiſchen Entwickelung ſein, (wie die Geſchichte lehrt), ſondern Berlin und Köln, (wie die Theorie lehrt), und die mittlere Proportionale ſoll durch Gotha gehen; mit deſſen Hülfe man einerſeits Oeſterreich aus Deutſchland herauszudrängen, und andererſeits die übrigen deutſchen Länder zu einem kleinen Deutſchland zu vereinigen gedenkt. Und wie alſo die Idee der Mark verſchwindet, ſo ſoll folglich auch der militairiſche Charakter des preußiſchen Staates verſchwinden, und der Militairſtaat ſich vielmehr zu einem parlamentariſchen Muſterſtaat verwandeln, um ſich ſolcherweiſe bei der parlamentariſchen Partei in ganz Deutſchland dergeſtalt beliebt zu machen, daß daraus eine moraliſche Eroberung entſteht, wodurch die deutſche Einheit zu Stande kommen ſoll, auf die allerharmloſeſte Weiſe, blos durch Reden, Adreſſen und Zeitungscorreſpondenzen.

Das iſt in der Kürze das Project, zu deſſen Realiſirung der preußiſche Staat die Ehre haben ſoll, als Werkzeug zu dienen. Und eben um dieſer Ehre willen ſoll er ſeinen altmodiſchen militairiſchen Charakter aufgeben, und was er dadurch an wirklicher Kraft verlieren möchte, in Zukunft durch um ſo größere Liebenswürdigkeit erſetzen. Alle preu-

ßiſchen Patrioten ſollen darum dieſe Pläne unterſtützen, weil es ſich um eine ſo große Ehre für Preußen handelt. Ja es gilt ſelbſt für unpatriotiſch, an dieſer ſchönen Zukunft zu zweifeln, wie wenn die Stärke der Illuſion der eigentliche Gradmeſſer des Patriotismus wäre.

Der wahre Patriotismus wird hingegen die Illuſion zerſtören, und Preußen an ſeinen militairiſchen Charakter, wie an ſeinen Urſprung aus der Nordmark erinnern, welche zwar nicht ganz ſo glänzende Ausſichten eröffnet, dafür aber etwas Wirkliches iſt, während Preußen, wenn es ſich zu einem Projecte hergeben wollte, zu deſſen Realiſirung es weder Macht noch Recht hat, gar ſehr in Gefahr gerathen dürfte, nach dem Schatten ſchnappend, auch den eigenen Biſſen zu verlieren, und anſtatt ſich zu Klein-Deutſchland zu erweitern, ſich vielmehr zu Groß-Gotha zu verengern. Das iſt die Perſpective!

7.

Nachdem wir jetzt gezeigt haben, wie es keineswegs als ein normales und bleibendes Verhältniß anzuſehen iſt, daß die ſogenannten deutſchen Großmächte, d. h. die deutſchen Colonialländer allein die deutſche Politik führen, vielmehr als ganz naturgemäß erachtet werden muß, daß insbeſondere auch die deutſchen Mittelſtaaten, welche die alten Volksſtämme repräſentiren, ihren Antheil daran nehmen, wie auch ferner daß zwiſchen Preußen und Oeſterreich kein urſprünglicher Gegenſatz beſteht, vielmehr ein ſolcher nur dadurch entſtanden iſt, daß Beide ihren wahren Beruf vergeſſen haben, — werden wir ſchließlich das gegenſeitige Verhältniß aller deutſchen Staaten folgendermaßen bezeichnen können.

Das alte Reich iſt zerfallen, und an die Stelle der kaiſerlichen Herrſchaft die Collectivgewalt ſeiner conföderirten Glieder getreten. Aber die Idee des ehemaligen Reiches, mit allen daraus folgenden Pflichten und Rechten, ſoll in den Gliedern fortleben, und ſie haben ſich darüber zu vereinbaren. Wie dies geſchehen möge, iſt durch die Natur wie durch die Geſchichte ſelbſt angedeutet. Oeſterreich hat als ein Denkmal der Vergangenheit den Kaiſertitel bewahrt, der ſeinen Ehrenvorrang begründet, aber ſeine reale Bedeutung beruht darauf,

daß es die große Oſtmark iſt, und mit derſelben die Anſprüche wie die Aufgaben des Reiches geerbt hat, in ſo weit dieſelben nach Oſten und Süden gerichtet waren. Preußen wirkt mit Oeſterreich in öſtlicher Richtung parallel, und iſt der ausdrückliche Erbe des Reiches im Norden. Denn es iſt aus der Nordmark entſprungen, und ſeine Königskrone kam ihm von Königsberg, während die öſterreichiſche Kaiſerwürde urſprünglich von Rom herſtammt. Endlich die weſtliche Herrſchaft des ehemaligen Reiches iſt vielfach getheilt, und allen deutſchen Staaten gemeinſam. Ja dieſe Gemeinſchaft iſt ſelbſt äußerlich dadurch ſymboliſirt, daß es eben nur auf der Weſtgrenze deutſche Bundesfeſtungen giebt, und auch der Bundestag im Weſten ſeinen Sitz hat, wie das alte Kaiſerthum. Nach Norden, Oſten und Süden hingegen haben Preußen und Oeſterreich allein eine Activität zu entwickeln. Auch reichen dieſe beiden Staaten mit ihrem Territorium hier über das Bundesgebiet hinaus, gleichwie es auch ſchon während der Kaiſerzeit der Fall war, daß Nebenländer zu dem Reiche gehörten, welche nicht als Glieder des eigentlichen deutſchen Körpers galten.

So können und ſollen die deutſchen Staaten zuſammenwirken, und ſich gegenſeitig ergänzen. Und von dem Momente an, wo dies wirklich geſchieht, wird es eine deutſche Politik geben, und mit dieſer deutſchen Politik die Wiederherſtellung des europäiſchen Gleichgewichts beginnen.

X. Deutſchland und die italieniſche Frage.

1. Unwahrheit des Nationalitätsprincips. — 2. Worauf die Machtſtellung des Germanismus beruht. — 3. Deutſchlands Verhältniß zu Italien. — 4. Die ehemalige deutſche Kaiſerherrſchaft in dieſem Lande. — 5. Die heutige öſterreichiſche Herrſchaft. — 6. Das Haus Savoyen. — 7. Parallele zwiſchen Deutſchland und Frankreich. — 8. Die italieniſche Föderation. — 9. Italien und das Pabſtthum. — 10. Kirchliche Richtung des italieniſchen Volkes. — 11. Deutſchland und die italieniſche Frage. — 12. Deutſchland und das Nationalitätsprincip.

1.

Noch einmal müſſen wir von dem Nationalitätsprincip ſprechen, von dem wir bereits zeigten, welch' ein mächtiger Hebel der napoleoniſchen Propaganda es iſt. Hier betrachten wir es nach ſeiner ſpeciellen Beziehung auf Deutſchland, wie nach ſeiner Anwendung auf die italieniſche Frage, welche Veranlaſſung dazu gegeben hat, daß dieſes Princip ausdrücklich als die Norm für eine neue Staatenbildung proclamirt worden iſt. Es tritt ſeitdem nicht bloß als eine practiſche Maxime, ſondern ſelbſt mit dem Anſpruch eines politiſchen Dogma's auf. Und doch, wie grundlos iſt dieſer Anſpruch, und wie leicht iſt es, ſich von dieſer Grundloſigkeit zu überzeugen!

Ueberall ſind ja die Nationalitäten nur das Material der Staatenbildung, und befördern dieſelbe nur in ſoweit, als ſie eine homogene

Masse darbieten. Damit aber daraus ein Staat werde, bedarf es einer zusammenfassenden und herrschenden Kraft, die nicht in den Nationalitäten als solchen, liegt, sondern immer ganz wo anders herkommt, und so lange die Welt steht, ist noch nie eine Staatenbildung aus den Nationalitäten hervorgegangen. Wie die Geschichte lehrt, sind es vielmehr Religionsstifter oder Eroberer gewesen, welche die ersten Staaten gründeten. Und weit entfernt, daß dabei die Nationalitäten maaßgebend gewesen wären, sind vielmehr alle Staaten durch Mischung der Nationalitäten zu Stande gekommen, wie denn auch bis diesen Tag noch alle großen Staatskörper sich nicht nach dem Sprachgebiet abgrenzen, sondern mehr oder weniger fremde Bestandtheile umfassen. (Vergl. Frantz, Vorschule zur Physiologie der Staaten.)

Wenn also die Annalen der ganzen Weltgeschichte bezeugen, daß die Staatenbildung niemals nach dem Nationalitätsprincip erfolgte, will man etwa behaupten, daß eine so allgemeine Erscheinung, welche durch die Jahrtausende hindurchgeht, nur etwas Zufälliges, oder ein Product der Rohheit gewesen sei? Oder soll jetzt von der Seine eine neue Civilisation ausgehen, und in den Tuilerien eine neue Vorsehung für die europäischen Völker begründet werden? Das sittliche Gefühl des Lesers mag die frevelhafte Anmaaßung richten, welche den göttlichen Geist, der von Anfang an die Geschicke der Völker geleitet, für einen Lügengeist erklärt, indem sie ihn nach einem neumodischen Princip zu corrigiren unternimmt, wir unsererseits wollen uns nur an die staatsgefährliche Seite solcher Prätensionen halten, und hiermit einen feierlichen Protest gegen eine Lehre erheben, die in ihren Consequenzen auf nichts mehr und nichts weniger hinausläuft, als auf eine Zertrümmerung des ganzen europäischen Staatensystems nach seiner geschichtlichen Bildung, und nach seinem vertragsmäßigen Bestande.

2.

Es ist wahr, Verträge sind zwar ihrer Absicht nach unveränderlich, doch sie unterliegen der Gewalt der Umstände, und wenn alle großen politischen Veränderungen immer nur unter großen Erschütterungen ins Leben treten, so können doch die Enkel die Früchte der Opfer genießen,

welche das lebende Geschlecht bringt. Jedes Zeitalter hat darum seine Veränderungs- und Verbesserungs-Projecte hervorgebracht, das ist die Natur menschlicher Dinge. Aber eine weise Politik darf niemals vergessen, daß, wie die Staaten für Jahrhunderte, und sogar für Jahrtausende zu leben bestimmt sind, so auch die großen Staatsveränderungen nur dann dauernden Erfolg versprechen, wenn sie selbst durch die Jahrhunderte vorbereitet und eingeleitet worden sind, und daß um so weniger an große und plötzliche Veränderungen zu denken ist, je älter die Staaten, je zäher ihr Gefüge, und je ausgeprägter die Nationalitäten werden.

Dies ist zu erwägen mit Rücksicht auf die Gefahren, welche jede eingreifende Veränderung begleiten, wie mit Rücksicht auf die Hoffnungen, welche man daran knüpft. Da aber die Gefahren fast immer eintreten, die Hoffnungen hingegen sehr oft fehlschlagen, so wird man zuvörderst und zumeist die Gefahren zu untersuchen haben, die sich ohnehin besser übersehen lassen, weil sie aus den bestehenden Verhältnissen selbst zu erklären sind, während die Hoffnungen durch unerwartete Zwischenfälle durchkreuzt werden. Und grade der deutsche Politiker hat am meisten Veranlassung die aus dem Nationalitätsprincip entspringenden Gefahren ins Auge zu fassen. Denn wie es grade die germanischen Staaten sind, welche durch die Folgen dieses Principes am meisten bedroht werden, so ist es unter diesen wiederum Deutschland, welches den Kern des Germanismus bildet. Und wenn es um deswillen auch am meisten bedroht ist, so muß jenes Princip auch von Deutschland aus am meisten bekämpft werden.

So stellen wir denn den Satz an die Spitze, daß die Machtstellung des Germanismus in Europa grundwesentlich auf der Erhaltung, und resp. Weiterbildung und Verjüngung, des alten europäischen Staatensystems beruht, mit welchem das germanische Princip steht und fällt. Diese Behauptung spricht für sich selbst, so gewiß, als es doch grade die germanischen Völker waren, welche zu seiner Zeit den ganzen Bau des neueren europäischen Staatensystems gegründet haben, und eben dadurch zu einem hervorragenden Einfluß gelangten, daß sie selbst die allgemeine Grundlage wurden, indem sie sich weit hinein in die altrö-

miſche Welt, wie in den ſlawiſchen Völkerkreis verzweigten: dort um einer abgeſtorbenen Cultur neue Lebenskraft einzuflößen, hier um eine urſprüngliche Barbarei für die Civiliſation zu erſchließen. So wurden ſie das vorherſchende Element.

Dieſe Herrſchaft culminirte im Mittelalter. Später trat der Germanismus zurück, und wurde auf dem Continent von dem Romanismus wie von dem Slawismus zurückgedrängt. Endlich kam es gleichſam zu einer förmlichen Verſchwörung und Empörung gegen die Macht und Ehre des germaniſchen Principes, welche in der franzöſiſchen Revolution ihren Ausdruck fand. Und wie dieſer Kampf gegen den Germanismus einerſeits von dem romaniſchen Frankreich am eifrigſten betrieben wurde, ſo war es andererſeits das ſlawiſche Rußland, welches den größten Vortheil davon zog. Es konnte ſich ohne große Mühe mit Frankreich in die Herrſchaft über den Continent theilen, ſo daß die germaniſchen Staaten nur noch wie ein ſchmaler Grenzſtreifen erſchienen, den die beiden großen Reiche des Weſtens und des Oſtens, aus gegenſeitiger Eiferſucht, einſtweilen noch fortbeſtehen zu laſſen für gut befanden, indeſſen eine wirkliche Selbſtſtändigkeit des germaniſchen Principes ſich nur noch in England erhielt.

Vernichtung des germaniſchen Staatslebens, und insbeſondere des deutſchen Geiſtes, war das unverkennbare Streben Napoleons. Er ſelbſt hatte darüber das deutlichſte Bewußtſein, und hat es ſogar in einem Briefe an ſeinen Bruder Ludwig in Holland ausdrücklich ausgeſprochen. Darin macht er dieſem Vaſallenkönig Vorwürfe, daß er dem holländiſchen Nationalgeiſte zu viel nachgäbe. Hätte er hingegen, fährt er fort, mehr im Sinne Frankreichs regiert, d. h. das Land franzöſirt, ſo würde er, der Kaiſer, zum Lohn dafür ſein Königreich vergrößert, und noch ein Stück des nördlichen Deutſchlands, bis Hamburg, dazu geſchlagen haben, „puisque c'eût été un noyau de peuple, qui eût dépaisé davantage l'esprit allemand, ce qui est le premier but de ma politique.“ (Documents historiques sur le gouvernement de la Hollande, par Louis Bonaparte, Exroi de Hollande).

Es ging gegen Deutſchland, es ging gegen den Germanismus. Und ſo hatte man andererſeits auch in England das volle Gefühl der

drohenden Gefahr, und unternahm den Kampf auf Tod und Leben. In Deutschland war dieses Gefühl anfangs nicht vorhanden, vielmehr war das germanische Princip gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts bei uns so eingeschlafen, daß es erst der Fremdherrschaft bedurfte, um es wieder zu erwecken. Und als man dann endlich erwachte, war man inzwischen so geschwächt, der Feind aber so mächtig geworden, daß man sich in der traurigen Nothwendigkeit befand, das slawische Rußland zur Hülfe herbeirufen zu müssen.

Doch ist die Schule der Noth nicht ohne Nutzen geblieben, und so ist es vielleicht die größte That Napoleons I. gewesen, das germanische Princip, freilich ganz gegen seine Absicht, wieder aufgerüttelt zu haben. Danken wir der Vorsehung, die uns heute durch Napaleon III. denselben Dienst erweist, und hoffen wir, daß es heute nicht so gewaltiger Schläge bedarf, um uns aufzuwecken, sondern nur eines gelinden Anstoßes. Er ist bereits erfolgt, nemlich durch die italienische Frage.

Sehen wir jetzt, was dieselbe für Deutschland bedeutet.

3.

Es giebt Leute, welche die Brille des Scharfsinns auf der Nase zu tragen glauben, ohne zu bemerken, daß sie ein Brett vor dem Kopfe haben, und nur solche Leute mögen uns sagen: „Was kümmert's Deutschland, ob die Oesterreicher in Mailand und Venedig stehen, oder was schadet's Deutschland, ein einiges und unabhängiges Italien zum Nachbar zu haben?" Ja, warum wollen wir nicht gleich das ganze Nationalitätssystem in Scene setzen, und neben dem einigen Italien noch ein einiges Rumänien und Illyrien, nebst einem Magyarien, einem Lechien und Tschechien gründen? Wenn dann aber alle diese neuen Nationalitätsstaaten, von Italien bis auf Tschechien herab, weil sie sammt und sonders nicht für sich selbst bestehen können, vielleicht gar bald getrieben werden, ihre Amphictyonen an der Seine zu errichten, — dann freilich wird auch selbst der deutsch-liberale Philister begreifen, wohin das Ding hinaus will.

Es sind jetzt fast zwei Jahrtausende her, daß die deutschen Völker ihre Züge über die Alpen begannen, und seit tausend Jahren hat es,

wenn auch mit Unterbrechungen, eine deutſche Herrſchaft in Italien gegeben. Eine ſolche Erſcheinung wird man kaum aus einem geſchichtlichen Zufall, oder aus einer Caprice der Herrſchſucht erklären können, wenn es anders wahr iſt, daß in der Geſchichte höhere Geſetze walten, denen die Völker ſelbſt ohne ihr Wiſſen, und oft ſelbſt gegen ihren Willen folgen müſſen. Und wenn wir an einen geſchichtlichen Beruf der deutſchen Nation glauben, wie könnten wir zweifeln, daß dieſe Züge damit in Verbindung ſtanden?

Deutſchland iſt die Mitte Europa's, es hat einen univerſalen Beruf, der ſich ſelbſt geographiſch ſymboliſirt. Denn während ſeine beiden Hauptſtröme, der Rhein und die Donau, welche zugleich die edelſten Ströme Europa's ſind, in entgegengeſetzter Richtung der oceaniſchen Welt und dem Orient zuſtrömen, iſt es gleichſam auf den Grundſtock der Alpen angewachſen, und dadurch mit Italien und mit der klaſſiſchen Welt verbunden, ſo daß ſich in Deutſchland die Totalität menſchlicher Entwickelung zuſammenfaßt. Wären nun alſo die Deutſchen nicht über die Alpen geſtiegen, ſo konnten ſie dieſen Beruf nicht erfüllen, denn ſie wären von der antiken Welt abgeſchnitten geblieben. Aber wie ein alter Spruch von dem Rhein ſagt:

Er iſt Deutſchlands Weinſtrom,
Aber nicht ſein Rainſtrom,

ſo können wir wohl von den Alpen ſagen:

Sie ſind Deutſchlands Thronſeſſel,
Aber nicht ſeiner Kraft Feſſel.

Wir wollen damit noch keineswegs behaupten, daß etwa Mailand oder Venedig nach einer phyſiſchen Nothwendigkeit zu Deutſchland gehörten, aber wenn man ſich andererſeits ſo ſehr darauf ſteift, daß dieſe Landſchaften von Natur zu Italien gehören, ſo tragen wir kein Bedenken, dies für ſehr zweifelhaft zu erklären.

Wir dürfen uns dafür auf die unverwerfliche Autorität der alten Römer berufen, welche bekanntlich die ganze Po-Ebene nicht zu Italien rechneten, ſondern als das ciſalpiniſche Gallien bezeichneten, indem ihnen nur das Apenninenland als das eigentliche Italien galt. Man wird demnach mit Grund behaupten dürfen, daß das Pogebiet von

Natur weder zu Deutschland noch zu Italien gehört, sondern in der That ein Uebergangsland ist, welches um deswillen das Schicksal hat, dem stärkeren Theile angehören zu müssen. Und das waren seit den Ottonen die Deutschen. So wurde das alte cisalpinische Gallien damals von Deutschland abhängig, und dadurch Verbindungen geknüpft, welche noch heute nicht erloschen sind.

Im nördlichen Deutschland blicken wir wohl auf dieses Land, wie auf ein uns ganz fremdes Gebiet, welches mit Deutschland nicht das geringste zu schaffen hätte, und welches wir daher um so mehr sich selbst überlassen müßten, als doch angeblich die Alpen eine so augenfällige Naturgrenze bildeten; aber der große Gang der Ereignisse hat anders entschieden, und wer jemals die deutschen Alpenländer mit einiger Aufmerksamkeit besucht hat, wird das Irrige solcher Ansichten erkannt haben. Denn die Alpen sind ja keine Mauer, sondern ein breiter und wohlbevölkerter Landgürtel, dessen imposante Thäler weit mehr zum Uebergang einladen, als die schroffen Zinken davon abschrecken. Und eben die Alpenvölker selbst erhalten die lebendigste Verbindung zwischen drüben und hüben. So werden die Naturgrenzen in der Wirklichkeit zur Chimäre, und seit Hannibals berühmtem Alpenübergang bis auf Napoleon haben mehr als zwei Jahrtausende gegen diese Chimäre protestirt. Die alten Cimbern und Teutonen glaubten auch nicht daran, und die alten Römer noch weniger, indem sie bald darauf, nachdem sie jene deutschen Gäste losgeworden, auch ihrerseits die Alpen überstiegen, um sich bis an die Donau hin häuslich einzurichten, wo noch bis diesen Tag so viele Spuren ihres Daseins geblieben sind. Haben dann später die deutschen Kaiser dasselbe jenseits der Berge unternommen, so folgten sie nur der Straße, welche ihnen die römischen Adler gewiesen.

4.

Ueberlassen wir es jetzt den deutschen Geschichtsschreibern zu zeigen, was diese Züge nach Italien für Deutschland bedeuteten. Aber wir müssen hier ausdrücklich behaupten, daß sie auch für Italien etwas ganz anderes bedeuteten, als nur den Triumph der rohen Gewalt. Wir nehmen vielmehr für die Deutschen die Ehre in Anspruch, daß

grade sie es waren, welche in dem alten verkommenen Italien ein neues Leben anfachten, und diese Ehre kann uns nicht bestritten werden, so lange noch zwischen Geschichte und Lüge ein Unterschied besteht.

Herr La Guerronnière, der in seiner bekannten Brochüre natürlich auf den Beifall der Italiener speculirt, beginnt dieselbe mit der Schmeichelei, daß Italien die Civilisation repräsentire, und gewissermaßen einen Zeugungscharakter besitze. Aber dieser letztere Ehrentitel dürfte mit etwas mehr Recht den germanischen Völkern beizulegen sein, so gewiß als es unbestreitbar ist, daß es einerseits das Christenthum, und andererseits die germanischen Wanderungen waren, woraus die ganze Staatenbildung des neueren Europa's entsprungen ist. Ohne daher die culturgeschichtliche Bedeutung des neueren Italiens irgendwie zu verkennen, müssen wir doch behaupten, daß seine politische Productionskraft nur gering gewesen, da vielmehr die Grundlagen des italienischen Staatslebens selbst von germanischen Völkern gelegt wurden, im Norden von den Longobarden, im Süden von den Normannen; wie denn auch die Freiheit der norditalienischen Republiken doch auch nur im Schatten des deutschen Reiches erwuchs. Selbst die italienische Civilisation ist der deutschen Herrschaft zu Dank verpflichtet, so gewiß als es die Hohenstaufen waren, unter deren Regierung Sicilien aufblühte, und sich sogar die italienische Sprache selbst erst formirte. So gewiß ferner, als es die deutschen Kaiser waren, welche das Pabstthum aus dem Schlamme herausrissen, worin es in den Tagen der Marozia untergegangen war, und dadurch für Jahrhunderte lang eine sittliche Reinigung der italienischen Kirche bewirkten. Und so gewiß endlich, als es späterhin die deutsche Reformation war, welche durch ihre Rückwirkung auch einigermaßen zur Säuberung der päbstlichen Curie führte.

Somit ist es wohl nicht die bloße Gewalt gewesen, welche Italien an das ehemalige deutsche Kaiserthum band, sondern dieses Kaiserthum war für Italien das Princip der Ordnung nnd Gesittung. Auch haben die Italiener die Nothwendigkeit der deutschen Herrschaft selbst gefühlt, die sie freilich doch immer nur widerwillig ertrugen, (denn jede Nation hat eine natürliche Antipathie gegen Fremdherrschaft), und die sie daher auch immer wieder abzuschütteln versuchten, — um sie dann hinterher

wieder herbei zu rufen. Daß es aber grade ein sittliches Bedürfniß war, welches dies bewirkte, dafür haben wir das unverwerfliche Zeugniß des größten Genius, den Italien in jener Zeit hervorgebracht, das Zeugniß Dante's, und wir werden sehen, wie dieses Zeugniß auch noch von Petrarca bekräftigt wird. Jener sagt es unumwunden, daß Italien eines Herrn bedürfe, und macht es dem deutschen Kaiser sogar zur Gewissenssache, sein Herrscheramt in Italien zu verwalten.

Wir lassen hier die merkwürdige Stelle aus der göttlichen Comödie folgen (Fegefeuer VI. 76.), nach der Uebersetzung von Streckfuß, welche freilich den kräftigen Ausdruck des Originals nicht erreicht:

„Italien, Sclavin, Schlund voll Schmerz und Graus,
Schiff ohne Steurer auf durchstürmten Meeren,
Nicht Herrscherin der Welt, nein Hurenhaus;
Wie sah ich jenen Schatten dort, den hehren,
Beim süßen Klange seiner Vaterstadt
Hereilen, um den Landsmann froh zu ehren *),
Doch Deine Lebenden sind nimmer satt,
Im tollen Kampf sich wechselweis zu morden,
Selbst die umschlossen eine Mauer hat.
Elende, such' an deinen Meeresborden,
Im Innern such', und keinen Winkel letzt
Des Friedens Glück im Süden und im Norden.
Was hilft Dir's, da dein Sattel unbesetzt,
Daß Justinian die Zügel Dir erneute?
Ohn' ihn wär' minder Deine Schande jetzt.
Ihr hättet längst mit frommem Sinn, ihr Leute,
Zu Cäsars Sitz den Sattel eingeräumt,
Verstündet Ihr, was Gottes Wort bedeute.
Seht, wie das wilde Thier sich tückisch bäumt,
Seit Niemand es die Sporen fühlen lassen,
Und ihr es, die ihr's zähmen wollt, entzäumt.

*) Der Dichter, von Virgil geführt, hatte den Sordello aus Mantua getroffen, welcher in Virgil seinen Landsmann begrüßt.

O deutscher Albrecht, der dies Thier verlassen,
Das drum nun tobt in ungezähmter Wuth,
Statt mit den Schenkeln kräftig es zu fassen,
Gerechtes Strafgericht fall' auf Dein Blut.
Und neu und offen mög' es Deiner warten,
Dann ist Dein Folger wohl auf seiner Huth.
Schuld bist Du sammt dem Vater an dem harten
Geschick Italiens, da ihr, deutsche Gau'n
Nur pflegend, ganz versäumt des Reiches Garten.
Komm her und sieh, wie Deine Roma weint,
Und höre Tag und Nacht die Wittwe stöhnen:
Mein Cäsar, ach, warum nicht mir vereint?"

Man erwäge diese Worte, um dann zu hören, mit welcher Frechheit die napoleonische Publicistik die Dinge zu verdrehen wagt. Denn auf eben diesen Dante beruft sich Herr La Guerronière als auf einen Vorkämpfer der italienischen Föderationsideen, während der Dichter im Gegentheil die Italiener für unfähig erklärt, sich selbst zu regieren, und keine Föderation sondern eine kaiserliche Herrschaft fordert.

Dante hatte seine Hoffnung auf den deutschen Kaiser Heinrich VII. gesetzt, der damals nach Italien zog, und vielleicht dort große Erfolge erreicht haben würde, hätte ihn nicht plötzlich der Tod durch Gift ereilt. Petrarca setzte seine Hoffnung auf den Enkel dieses Heinrich, und spricht sich in seiner „Exhortatio ad Carolum IV. de pacificanda Italia" ganz ähnlich aus, als Dante in der göttlichen Comödie.

„Niemals," sagt er, „hat Italien die Ankunft irgend eines fremden Fürsten froher erwartet als die Deinige, da es nur von Dir die Heilung seiner Wunden erhofft, und Deine Herrschaft durchaus nicht als ein fremdländisches Joch fürchtet. Denn mögen Dich die Deutschen als den Ihrigen beanspruchen, wir halten Dich für einen Italiener." Dann ermahnt er ihn, grade wie Dante, sich des verwaisten Roms anzunehmen: „Stelle Dir das erhabene Bild dieser Stadt vor Augen, denke sie Dir wie eine vom Alter gebeugte Matrone, mit aufgelöstem greisen Haar, zerrissenem Gewande und kläglicher Bläße des Antlitzes, aber ungebrochenen Geistes, und eingedenk ihrer

früheren hohen Majeſtät," und ſchließt mit den Worten: „Komm ſchnell, und überſteige die Alpen, die Dich froh bewillkommnen. Roma ruft Dich als ihren Gemahl und Beſchützer, Italien begehrt von Deinen Füßen berührt zu werden."

So dachten Dante und Petrarca über das Verhältniß des deutſchen Kaiſerthums zu Italien.

5.

Es iſt nicht unſere Meinung, die Anſprüche dieſes alten Kaiſerthums noch auf die heutigen Verhältniſſe anwenden zu wollen, aber wenn die deutſche Kaiſerzeit gewiß ſeit lange vorüber iſt, ſo hat ſie doch gleichwohl ihre Nachwirkungen hinterlaſſen, die noch nicht erloſchen ſind. Und wer kann leugnen, daß die heutige öſterreichiſche Herrſchaft in Italien allerdings eine dieſer Nachwirkungen iſt, indem Oeſterreich gewiſſermaaßen die ehemalige italieniſche Herrſchaft der deutſchen Kaiſer geerbt hat? Und auch von dieſer öſterreichiſchen Herrſchaft behaupten wir, daß ſie keineswegs als ein bloßes Gewaltverhältniß, ſondern für Italien ſelbſt als ein Bedürfniß anzuſehen iſt.

Wir wollen es der antikiſirenden Sprache der Italiener gern zu Gute halten, wenn ſie die Deutſchen bis dieſen Tag Barbaren heißen, und wollen nur die Thatſache conſtatiren, daß grade diejenige italieniſche Regierung, welche faſt immer national geweſen iſt, nemlich die päbſtliche, im Ganzen doch die mangelhafteſte war. Dahingegen hat die öſterreichiſche Regierung in Mailand, unter Maria Thereſia und Joſeph, für ſehr lobenswerth gegolten, und die Regierung des Erzherzogs, und nachmaligen Kaiſers Leopold, in Toskana iſt für Italien ſogar Epoche machend geweſen. Sie iſt ſo berühmt, daß in jedem Lehrbuch der Nationalökonomie davon geſprochen wird.

Nachdem dann freilich die franzöſiſche Revolution die friedliche Entwickelung der Dinge unterbrochen, und einen Gährungsproceß in dem italieniſchen Volke zurückgelaſſen hat, der von der franzöſiſchen Propaganda ſorgſam gepflegt wird, und zu immer neuen Aufſtandsverſuchen führt, iſt es kaum vermeidlich, daß an die Stelle der Milde die Strenge tritt. Gleichwohl iſt es bekannt genug, daß es bis zum

Jahre 1848 wiederum das von einem Zweige des österreichischen Kaiserhauses regierte Toskana war, welches man allgemein für das bestgeordnete und glücklichste Land in Italien hielt. Und selbst von der österreichischen Regierung in Mailand und Venedig ist damals nicht behauptet worden, daß sie irgend einer national-italienischen nachstände. Denn erst seit 1848 hat Sardinien den Beruf in sich verspürt, sich als italienischen Muster- und Fortschrittsstaat aufzuwerfen, und die Rolle eines Vorkämpfers der italienischen Einheit und Unabhängigkeit zu übernehmen.

6.

Worauf es bei dieser sardinischen Comödie abgesehen war, konnte nach den Antecedenzien nicht zweifelhaft sein. Was nemlich das Haus Savoyen früher durch die Cabinetspolitik erstrebt, und zum Theil erlangt hatte, das glaubte es jetzt wie mit einem Schlage durch die Nationalitätspolitik erlangen zu können, kurz es wollte Mailand haben.

„Mailand," hat Karl Emanuel oft zu seinem Sohne gesagt, „ist wie eine Artischocke, die man Blatt auf Blatt essen muß," und diesem Principe gemäß hat das Haus Savoyen ein Blatt nach dem anderen von dieser edlen Frucht genossen. Durch den spanischen Erbfolgekrieg gewann es Alessandria, dann im Wiener Frieden 1735 Tortona und Novara, und im österreichischen Erbfolgekriege abermals ein Stückchen, als deutsches Reichslehen. Jetzt scheint es, daß man das fernere Abblättern verschmähte, und Mailand lieber wie eine Auster behandeln wollte, die man mit einem Mal verschluckt. Wir zweifeln nicht an dem Appetit, aber um so mehr an der Verdauungskraft, und die Indigestion wird nicht lange ausbleiben.

Sollten die stolzen Lombarden, welche Jahrhunderte lang den deutschen Kaisern so viel Noth gemacht, sich jetzt so ohne Weiteres an das Haus Savoyen ergeben? Wir glauben kaum, sondern, nachdem man einmal die national-föderativen Ideen auf die Bahn gebracht, dürften die Italiener Scharfsinn genug besitzen, um den Unterschied zu erkennen, der zwischen der Vergrößerung des Hauses Savoyen, und zwischen der Einheit und Unabhängigkeit Italiens besteht. Sollte also

aus dieſen Ideen eine allgemeine italieniſche Bewegung hervorgehen, die vielleicht damit endigte, daß das Haus Savoyen den gehofften Gewinn nicht fände, ſondern vermöge des Nationalitätsprincips einerſeits ſein franzöſiſches Stammland Savoyen verlöre, während andererſeits vermöge des föderativen Princips, Genua und die Inſel Sardinien als beſondere Staaten in den neuen Bund einträten, ſo daß man ſchließlich auf Piemont reducirt wäre, — dann würde man zu ſpät erkennen, was es heißt mit dem Feuer zu ſpielen, und daß es eine Gerechtigkeit auf Erden giebt!

Inzwiſchen erſcheint es uns mindeſtens ſonderbar, wenn man die europäiſchen Mächte mit der Frage echauffiren will, ob das Haus Savoyen einige hundert Quadratmeilen mehr oder weniger beſitzt. Noch bizarrer erſcheint es, wenn ſich dieſes Haus jetzt zum Trabanten eines Mannes macht, von deſſen Onkel es einſt verſchlungen war, und jetzt an den Verträgen rütteln will, denen es nicht nur ſeine eigene Wiederherſtellung, ſondern ſogar eine Vergrößerung verdankt, worauf es nicht den geringſten Anſpruch hatte, und die es eben nur durch jene Verträge als ein Geſchenk erhielt.

Mögen Andere anders darüber urtheilen, wir aber meinen, daß man wenigſtens in Deutſchland nicht vergeſſen ſollte wie es doch vorzugsweiſe der Sieg der deutſchen Waffen war, welcher Sardinien jene Wiederherſtellung und Vergrößerung verſchaffte. Denn was wäre es ohne Leipzig? Und wenn die liberale Partei in Deutſchland aus conſtitutioneller Liebhaberei bisher mit Sympathie auf Sardinien zu blicken gewohnt war, ſo ſollte das deutſche Nationalgefühl doch allgemach dieſe Liebhaberei überwiegen, und das mit Frankreich verbundene Sardinien für das erklären, was es iſt, d. h. für einen Feind Deutſchlands, der empfangene Wohlthaten mit Undank und Verrath belohnt. Ja auch dies ſollten wir nicht vergeſſen, daß das Haus Savoyen einſt ſeine Laufbahn als Vaſall des deutſches Reiches eröffnete, und wie ſehr es auch ſeitdem in Aufnahme gekommen, doch bis dieſen Tag noch keinen größeren Namen aufzuweiſen hat als den des Prinzen Eugen, des edlen Ritters; der ſein Ritterthum freilich nicht im italieniſchen Nationalſchwindel, ſondern als kaiſerlicher Generaliſſimus gewann, und als

solcher der Waffengefährte des großen Marlborough, wie auch des alten Dessauers war.

7.

Nirgends hat man zu allen Zeiten so viel gerechte Anerkennung für Alles gezeigt, was Italien Ausgezeichnetes besitzt und hervorgebracht hat, als grade in Deutschland. Und wie oft haben die alten deutschen Kaiser selbst ihr eigenes Vaterland gegen Italien benachtheiligt, und zurückgesetzt. Es ist dies so bekannt und unbestreitbar, daß es kaum einen deutschen Geschichtsschreiber giebt, der es nicht tadelnd hervorhöbe. Desgleichen ist die öffentliche Meinung in Oesterreich immer dahingegangen, daß die italienischen Provinzen bevorzugt würden. Was man denn auch in Italien über die ehemalige deutsche, und über die jetzige österreichische Herrschaft sagen möge, so war und ist sie jedenfalls besser und gerechter als jede andere Fremdherrschaft.

Dahingegen ist es grade Frankreich, welches sich immer am übermüthigsten und zügellosesten benommen, wenn es zeitweilig die Halbinsel betrat. Wie die Italiener selbst dieses französische Gebahren empfanden, davon zeugte zu seiner Zeit die sicilianische Vesper, welche bekanntlich gegen die Franzosen gerichtet war. Und wo hätten sich die Franzosen nicht ähnlich benommen? Spielen sie irgend wo den Meister, so kennt ihr Hochmuth wie ihre Lüderlichkeit bald keine Grenzen mehr. Da es ihnen nun außerdem an aller Fähigkeit wie an allem guten Willen fehlt, einer fremden Eigenthümlichkeit gerecht zu werden, so dürfte sich daraus erklären, wie die Franzosen zwar so oft fremde Länder gewonnen, aber sich niemals dauernd darin zu behaupten vermocht haben.

Wir wissen freilich, daß Frankreichs Armeen immer nur die Pioniere der Civilisation sind, aber selbst die Lorbeeren des Siegers von Lodi und Marengo können doch nicht vergessen machen, daß seine Truppen wie eine Räuberbande in Italien gehaust, und was man seit den Vandalen nicht gesehen, sich sogar an Kunstwerken und Nationaldenkmalen vergriffen, und also den Italienern selbst das nahmen, was grade ihren gerechtesten Stolz bildet. Es war demselben Manne vorbehalten, die älteste und ruhmreichste Republik Italiens zu vernichten, und wenn

es den Italienern ein Stich ins Herz ist, grade dieses wunderbare Venedig in fremden Händen zu sehen, so sollten sie sich doch erinnern, wer diese Trauer über Italien gebracht hat. Sie sollten endlich nicht vergessen, daß es eben so der große Napoleon war, welcher den sublimen Gedanken faßte, das Pabstthum nach Paris zu übersiedeln, und dann die Hauptstadt der katholischen Christenheit auf das Niveau einer französischen Provinzialstadt herabzudrücken, während die deutschen Kaiser immer eine fast religiöse Verehrung für diese Stadt bezeigten. Sie haben niemals die Absicht gehabt, Italien oder insbesondere Rom zu germanisiren, im Gegentheil, sie selbst nannten sich römische Kaiser. Napoleon hingegeu wollte allerdings Italien französisch machen, und nannte sich selbst nicht etwa Kaiser von Rom sondern von Frankreich, während er den Namen des alten Rom hinlänglich geehrt zu haben glaubte, wenn er ihn auf eine Königskrone schrieb, die er seinem Söhnlein zum Spielzeug verlieh.

Nun also, welches sind die Titel, worauf Frankreich seinen Anspruch stützen könnte, eine besondere Vormundschaft über Italien zu führen? Wird demnach die Frage so gestellt: Wem die Vormundschaft über Italien zustehen soll, ob Deutschland, und respective Oesterreich, oder Frankreich? — kann man Angesichts der Geschichte auch nur einen Augenblick darüber zweifelhaft sein? Und welcher denkende Italiener würde mit der Antwort zögern? So aber muß man die Frage stellen, nachdem tausend Jahre bewiesen haben, daß die italienischen Staaten immer eines Obmannes bedürfen, um nicht in Anarchie zu verfallen. Oder wo läge denn die Bürgschaft, oder auch nur die Wahrscheinlichkeit, daß es in Zukunft besser mit der Unabhängigkeit gelingen würde?

8.

Man spricht von einer italienischen Föderation, wie von einer Sache, die sich ganz von selbst verstände. So leicht und so natürlich soll sie sein, daß es nur einer gelinden Anregung dazu bedürfte, und sie wäre fertig. Denn eine Föderation soll den Italienern schon von Alters her im Gemüthe, wenn nicht gar im Geblüte gelegen haben.

„In Italien" sagt Herr La Guerronnière, „scheinen die Verbin-

dungen von selbst, wie ein natürliches Erzeugniß des Bodens zu entstehen." Ja wohl, die Conspirationen entstehen dort wie von selbst, aber mit Conspirationen regiert man nicht. Nun ist es doch aber unleugbar, daß grade die Form der Föderation diejenige ist, welche zu ihrem Bestehen den meisten politischen Tact, und vor Allem die meiste Mäßigung fordert. Und jetzt will man eine Föderation für eine Nation einrichten, die sich grade von Alters her durch die wilde Leidenschaft ihrer Rivalitäten auszeichnet!

Ein Staatenbund scheint eine einfache Sache, allein wie schwierig sie ist, zeigt der deutsche Bund, der gewiß noch kein Meisterstück von Föderation ist, und doch erst am Ende einer zwanzigjährigen Kriegsperiode zu Stande kommen konnte, der größten Kriege, welche die europäische Geschichte kennt. Und doch ging diesem Bunde eine fast neunhundertjährige Reichseinheit vorher, welche ihm zur Unterlage dient. In Italien hingegen, wo es nie eine Reichseinheit gab, würde der Staatenbund in der Luft schweben, von den Wolken des Nationalgefühls getragen, wohin der Wind weht. Und das wäre eine Schöpfung, welche die Ruhe Europa's verbürgen soll?

Immer ist das Nationalitätsprincip für sich allein zu einer Staatenbildung ungenügend, aber es ist doch allerdings ein Element derselben, und als solches kann es mehr oder weniger wichtig sein. Nun behaupten wir, daß es grade in Italien am allerwenigsten staatbildend ist, da nach dem Zeugniß der Geschichte Italien noch niemals einen Nationalkörper gebildet, und als ein solcher gehandelt hat, selbst nicht einmal unter der Römerherrschaft. Denn damals war der politische Körper keineswegs Italien, sondern die römische Bürgerschaft, und hinterher das römische Imperium. In späteren Zeiten aber ist auch nicht ein Moment aufzuweisen, wo sich die Italiener zu irgend einem gemeinsamen Unternehmen vereinigt, geschweige denn daß sie je einen politischen Körper constituirt hätten. Vielmehr gingen die einzigen namhaften Versuche zur Begründung eines italienischen Reiches von dem Auslande, nemlich von den deutschen Kaisern aus, während hingegen Alles, was die Italiener selbst unternommen, und was sie Großes hervorgebracht und ausgeführt haben, immer und ewig von den Particulargewalten ausging, und grade

die tausendfältigen Rivalitäten dieser Particulargewalten der eigentliche Heerd waren, worauf sich das italienische Genie entzündete. Nirgends im neueren Europa hat sich der Localpatriotismus so energisch gezeigt wie in Italien, und hat eben darum so viele bedeutende Städte, so viele herrliche Monumente, und so viele geniale Männer hervorgerufen. Aber ebenso ist das Gefühl einer Nationalgemeinschaft nirgends so ohnmächtig gewesen wie in Italien, und hat sich immer nur als eine negative Kraft gezeigt, nemlich in dem Widerwillen gegen die Fremdherrschaft, den natürlicherweise jede Nation empfindet. Und jetzt will man uns glauben machen, daß die italienische Nationalität auf einmal zu einer eminenten politischen Kraft geworden, welche Italien frei, groß und glücklich machen soll?

Wäre dies wirklich wahr, so müßte sich doch das italienische Naturell gar sehr verändert haben. Aber wo sind die Beweise dafür? Sind die Italiener nicht noch immer die leichterregbaren, leidenschaftlichen Menschen, immer zu Extremen geneigt, aber zu einer gleichmäßigen und constanten Thätigkeit nur wenig aufgelegt, und sich nur schwer unter eine gemeinsame Ordnung fügend, wenn nicht die Gewalt dahinter steht? Und fehlt es nicht also grade an denjenigen Eigenschaften, ohne welche sich kein großer Staatskörper erhalten kann? Freilich will man auch nur einen Staatenbund gründen, welcher den Particularismus nicht aufheben soll, aber selbst dieser Staatenbund, so lose er immer sein möchte, würde doch jedenfalls eine Kraft erfordern, welche das Ganze zusammenhielte, und wo ist diese Kraft?

Man verweist uns auf den Pabst. Das ist keine neue Idee, und es bedarf keiner Worte, daß ein italienischer Staatenbund, wenn er überhaupt möglich wäre, jedenfalls nur unter dem Präsidium des Pabstes bestehen könnte. In der That haben die Päbste in früheren Jahrhunderten selbst schon daran gedacht, und wiederholt einen Anlauf dazu genommen, aber nichts zu Stande bringen können. Um so sonderbarer scheint es, dem Pabstthum jetzt diese Function übertragen zu wollen, während man gleichzeitig von der Säcularisation der päbstlichen Gewalt spricht, und ihm also die materielle Macht entziehen würde, deren es doch grade so nothwendig bedürfte, um an der Spitze eines

italienischen Staatenbundes zu stehen. Die bloß moralische Autorität, welche der Pabst als Chef der Kirche in Italien ausübt, kann niemals dazu ausreichen, denn dieselbe Autorität nimmt der Pabst in allen katholischen Ländern in Anspruch. Auch scheint man diesen Mangel selbst zu fühlen, und will daher dem Pabste noch einen weltlichen Coadjutor geben, der die eigentliche Executivgewalt in dem italienischen Staatenbunde auszuüben hätte, nemlich Sardinien, welches das Schwert schwingen soll, wo etwa das Wort des heiligen Vaters nicht ausreichte.

In diesem Gedanken ist nur soviel richtig, daß allerdings Sardinien ohne Frage von allen italienischen Staaten am meisten militairisch organisirt ist. Nichts destoweniger wird außer in Turin kein Mensch glauben, daß Sardinien die nöthige Militairkraft besäße, um so zu sagen die hohe Polizei in Italien zu handhaben, was durchaus keine leichte Sache ist. Aber selbst wenn Sardinien die Kraft besäße, die es nicht besitzt, so würden grade die Italiener eine so hervorragende Stellung Sardiniens am allerwenigsten ertragen.

Man würde vielmehr sagen, daß doch grade Sardinien gewissermaßen der am wenigsten italienische Staat ist, der von Allem, was Italien eigenthümlich ist, und was seinen Ruhm ausmacht, grade am wenigsten aufzuweisen hat. Und gewiß, es hat etwas Befremdliches, wenn dieser vergleichsweise ganz moderne Staat, dessen Bildung bekanntlich von Savoyen ausging, sich jetzt auf einmal an die Spitze einer italienischen Nationalbewegung stellen will, während er gleichzeitig Verfassungs- und Verwaltungsformen adoptirt hat, von denen kein Mensch behaupten kann, daß sie irgend etwas Italienisches enthielten, da sie augenfällig nur ein Gemisch von französischer Centralisation und englischem Parlamentarismus sind. Ja, wird nicht das Nationalitätsprincip hier gradezu zur Ironie, wenn man dabei berücksichtigt, wie grade die sardinische Monarchie in ihrer eigenen Bevölkerung noch heute ein beträchtliches nichtitalienisches Element enthält? Und noch mehr, wenn man ferner sieht, wie dieser angebliche Nationalitätsstaat, indem er eine italienische Nationalbewegung einleiten will, sich vielmehr selbst zum Trabanten der französischen Politik macht, und wie dieser Italianismus von einem Minister repräsentirt wird, der mit allen seinen

unleugbaren Talenten der Sophistik doch niemals ableugnen kann, daß er wohl eigentlich selbst kein wahrer Italiener, sondern ein Savoyarde ist? Wo hat man je ein so gemachtes und innerlich hohles Gebahren gesehen! Glaubt man denn wirklich, daß der Nimbus dieser sardinischen Herrlichkeit die ganze Halbinsel zu begeistern vermöchte, während es doch kein Geheimniß ist, wie man schon in Genua nicht ohne inneres Widerstreben die turiner Herrschaft erträgt, und die Lombarden schon hinlänglich zu erkennen gegeben haben, wie wenig schmeichelhaft ihnen die Aussicht erscheint, von der großen piemontesischen Nation absorbirt zu werden?

Welcher Art von Regierung es bedürfte, um Italien einig und unabhängig zu machen, dafür haben wir das Zeugniß eines Machiavelli, dessen italienischen Patriotismus noch Niemand verdächtigt hat, und der eben grade durch seinen Patriotismus dazu getrieben wurde, für Italien einen Herrn zu wünschen mit den Eigenschaften eines Cäsar Borgia. Wenn aber Machiavelli, der seine Landsleute gewiß am besten kannte, die Herstellung einer italienischen Einheit und Unabhängigkeit nur durch eine solche Regierung für möglich erachtet, ist damit nicht die Sache selbst gerichtet? Oder wäre der italienische Nationalcharakter seitdem ein wesentlich anderer geworden?

Ohne Zweifel ist das italienische Volk heut zu Tage mehr disciplinirt als damals, aber ist es nicht eben die Polizei der Fremden, welche diese Disciplin bewirkt hat und aufrecht erhält? Und muß man nicht also erwarten, sobald Italien sich selbst überlassen wäre, alsbald auch die alte Leidenschaftlichkeit hervorbrechen zu sehen, die ein geordnetes Staatsleben unmöglich macht, und deren unvermeidliche Wirkung die Zerrissenheit, mit dem unvermeidlichen Correctiv der Fremdherrschaft ist? Oder wenn sich die Italiener seitdem wirklich erheblich verändert haben, sollte diese Veränderung nicht vornehmlich in der zugenommenen Verweichlichung bestehen, wodurch sie doch gewiß nicht an politischer Fähigkeit gewonnen haben; sondern es scheint wohl, daß die Italiener zu Machiavelli's Zeiten sogar noch ein besseres Material für eine Staatenbildung waren als heute.

Von den Piemontesen muß man dabei ganz absehen, weil diese

durch Vermischung mit einem Alpenvolke, aus welchem insbesondere auch die Dynastie und ein Theil des Adels entsprang, wie durch eine lange Militairregierung, einen erheblich anderen Charakter gewonnen haben, als die übrigen Italiener, für welche die Piemontesen durchaus nicht zum Maßstab dienen können. Auch ist es ganz unmöglich, daß sich etwa die größere militairische und politische Tüchtigkeit Piemonts auf das übrige Italien übertragen ließe, denn dazu ist das Land nicht nur zu klein, sondern auch zu ungünstig gelegen. Die alten Römer konnten von Latium aus die ganze Halbinsel romanisiren, aber von Turin aus kann man Italien weder erobern noch beherrschen, und ebenso wenig regeneriren. Nicht einmal ganz Norditalien, und wenn es etwa doch versucht werden sollte, so wird kein dauerndes Resultat daraus entspringen. Am allerwenigsten hat es zu bedeuten, wenn jetzt sogar in einem Theile von Mittelitalien Manifestationen für einen Anschluß an Sardinien hervortreten, über deren Entstehungsweise jeder das Seinige denken mag. Aber was auch daraus hervorgehen sollte, wenige Jahre, und vielleicht wenige Monate, werden genügen, um den gebrechlichen Charakter dieser improvisirten Einheit zu zeigen, sobald es darauf ankommt, ihre Festigkeit durch die That zu erproben.

Und wo wären auch die Mittel um aus Italien etwas wesentlich Anderes zu machen, als es ist, da es doch grade der natürliche Verlauf der Dinge ist, wodurch es so geworden ist, wie es ist?

9.

Wir maßen uns nicht an die Geheimnisse der göttlichen Vorsehung erforscht zu haben, sondern wir glauben, daß man die Geschicke der Völker weder vollständig zu begreifen, noch ihren Verlauf total zu verändern vermag. Will man also jetzt eine sogenannte italienische Frage arrangiren, so ist zunächst darauf zu erwiedern, daß jede Nation ein unergründliches Räthsel in sich trägt. Sodann könnte man für jede Nation gar leicht die Frage stellen, ob nicht ihr gegenwärtiger Zustand gar sehr der Verbesserung bedürfe, und man thäte an der Seine wohl, die Nutzanwendung davon auf sich selbst zu machen.

Nichts heißt es, wenn man etwa sagen wollte: Italien sei doch

ein so schönes Land, mit so vortrefflichen Naturgrenzen, so wohlgelegen für Handel und Schifffahrt, mit so reichen Producten ausgestattet, und endlich von einem Volke bewohnt, welches eine gemeinsame Sprache spricht, — warum sollte also dieses Land nicht auch zu einer politischen Bedeutung berufen sein, zumal da es doch einst die ganze civilisirte Welt beherrscht habe? Grade dies Letztere spricht gegen die Vermuthung, denn das Sinken der alten Culturländer ist eine ganz allgemeine Erscheinung, die in um so grelleren Contrasten hervortritt, je tiefer wir in das Alterthum hinabsteigen. Was ist aus dem Aegypten der Pharaonen geworden, was ist das heutige Phönicien, und was ist das heutige Hellas? Ist nicht also Italien für hochbegnadigt zu erachten, daß es ihm vergönnt war, nachdem es im Alterthum die Wiege einer weltlichen Universalherrschaft gewesen, im Mittelalter die Wiege einer geistlichen Universalherrschaft zu werden, die in ihrem Kern sogar noch heute besteht?

Aber muß es nicht um deswillen auch alle die Folgen ertragen, welche mit jener geistlichen Universalherrschaft verbunden waren, und noch verbunden sind? Denn Machiavelli sagt ja schon, daß es grade die Päbste waren, welche die Einheit und Unabhängigkeit Italiens unmöglich machten. Allein das Pabstthum besteht doch einmal. Es hat schon viele italienische Staaten überlebt, und wird wahrscheinlich noch viele andere überleben. Und so lange es lebt, ist es eine universale Macht, die als solche in der ganzen katholischen Welt noch heute anerkannt wird, und ist doch zugleich auch der Mittelpunkt des italienischen Volkslebens. Kein einsichtsvoller Italiener kann dies bestreiten. Und doch ist Beides ein vollkommener Widerspruch, woran alle Bestrebungen zur Herstellung eines italienischen Nationalreiches jetzt und für immer scheitern müssen. Denn wie ist ein Körper denkbar, dessen Herz nicht für eben diesen Körper, sondern für die ganze Welt schlägt? Oder wenn es doch ein so widerspruchsvolles Wesen giebt, — kann seine Existenz etwas Anderes sein, als so zu sagen nur der ewige Anlauf zur Existenz, der niemals zum Ziele führt? Das ist die italienische Einheit.

Sie sucht ihren Mittelpunkt in Rom, und dort grade thront der

heilige Vater inmitten der Ruinen der altrömischen Weltherrschaft, gleichwie das Christenthum sich auf dem Grabe der antiken Civilisation erhob. Wo hat die Geschichte in so großen Symbolen gesprochen! Die feinsinnigen Italiener fühlen dies, und indem sie gleicherweise die Ueberreste der antiken Herrlichkeit, wie die Gebeine der christlichen Apostel und Märtyrer, in liebevoller Pflege und demüthiger Verehrung zusammenfassen, haben sie Rom zu einem Museum der christlichen Welt gemacht, in welchem gleichsam die ganze Vergangenheit fortlebt, gleichwie es die Natur mit immergrünen Myrthen und Lorbeeren umgiebt. Mag man denn immerhin meinen, die Leute thäten doch besser daran, das Forum Romanum in eine moderne Promenade, und das Colosseum in eine Baumwollenfabrik, und die Kaiserpaläste in eine Kaserne zu verwandeln, — wie man auch meinen kann, daß ein französischer Oberpräfect gar bald eine bessere Ordnung in Rom herstellen würde als der heilige Vater; man wird aber nicht leugnen können, daß dann grade Alles das, was Rom vor allen anderen Orten der Erde auszeichnet, verloren gehen würde, und daß es grade dieses ganz eigenthümliche Wesen Roms ist, was den Genius so vieler bedeutender Männer geweckt hat.

Wenn aber, neben allem Zauber der Natur und Kunst, die päbstliche Regierung um so verbesserungsbedürftiger erscheint, so wird man doch zuvörderst fragen müssen, ob es denn in dem neueren Rom jemals eine gute und befestigte bürgerliche Ordnung gegeben hat? Und wenn die Erfahrung lehrt, wie mangelhaft es damit zu allen Zeiten gestanden hat, obgleich doch so viele große Männer auf dem päbstlichen Stuhle gesessen, und sich daran versucht haben, so müssen doch wohl außerordentliche Hindernisse obwalten, die um so schwieriger zu überwinden sind, als jede tiefe Veränderung des Kirchenstaates in die Verfassung der katholischen Kirche eingreift. Es ist nicht unsere Sache darüber zu urtheilen, welcher Verbesserungen die päbstliche Regierung dennoch fähig und bedürftig sein möchte, aber was auch in dieser Hinsicht geschehen sollte, immer wird es unmöglich bleiben, die Römer zu anderen Leuten zu machen, als sie nun einmal sind. Und welche Art von Regierung gedenkt man denn wohl einzurichten, für ein Volk, dessen

Geiſt ſo vorzugsweiſe in der Vergangenheit lebt? Wird man ſich nicht vielleicht überzeugen müſſen, daß grade das Pabſtthum, welches den Mittelpunkt aller Traditionen bildet, für ein ſolches Volk die allerpaſſendſte Herrſchaft iſt; wie ja auch die Erfahrung zeigt, daß die Römer, wenn ſie der päbſtlichen Herrſchaft zeitweilig entledigt waren, dieſelbe doch immer bald wieder zurückgewünſcht haben. Natürlich gilt dies nur von dem eigentlich römiſchen Gebiet, von welchem die Landſchaften von Ancona und Bologna ſehr verſchieden ſind. Dieſe gravitiren nach dem adriatiſchen Meere, haben eine ganz andere Entwickelung gehabt, und ſind auch erſt im ſechzehnten Jahrhundert dem Kirchenſtaate einverleibt worden, was für dieſen eben ſo wenig vortheihaft geweſen iſt, als für ſie ſelbſt.

Nach dem Allen iſt es durchaus nicht unſere Abſicht für die päbſtliche Herrſchaft zu plaidiren, ſondern den politiſchen Werth der italieniſchen Nationalität zu unterſuchen, worüber wir nunmehr das Schlußurtheil zu fällen im Stande ſein werden. Denn ohne Zweifel giebt man uns zu: um eine Nation zu politiſcher Bedeutung zu erheben, iſt das unentbehrlichſte Erforderniß ein eben ſo ſcharfer Blick für die beſtehenden Verhältniſſe, als ein energiſcher Wille ſich in den Intereſſen der Gegenwart zu bewähren, dahingegen eine Nation, deren Geiſt vorzugsweiſe in der Vergangenheit lebt, niemals zu einer großen politiſchen Bedeutung gelangen kann. Was ſoll man denn alſo von Italien erwarten? Allerdings iſt dieſer Cultus der Erinnerung, der Italien charakteriſirt, in Oberitalien weit geringer als in Mittelitalien, und ſo hat man denn auch geſehen, wie ſich grade in Oberitalien das vergleichsweiſe bedeutendſte Staatsweſen entwickelt hat, aber er fehlte auch dort nicht, und jedenfalls iſt er die vorherrſchende Geiſtesrichtung in Rom, welches doch gleichwohl den unleugbaren Mittelpunkt des italieniſchen Nationallebens bildet. Und wie erklärlich iſt es auch, daß dieſe contemplative Geiſtesrichtung grade bei den Römern vorherrſcht, weil ſie ſich ja immer ſagen müſſen, daß alle ihre practiſchen Verſuche doch immer klein ausfallen würden, im Vergleich mit den Thaten der alten Römer, deren Traditionen ihre Atmoſphäre erfüllen, und deren Denkmäler vor ihren Augen ſtehen! Eine ſolche Landſchaft kann keine poli-

tische Wiedergeburt haben, sondern bleibt für immer ein großer Friedhof der Geschichte. Und wenn eben dies der Mittelpunkt von Italien ist, wie sinnlos ist es, aus Italien einen politischen Körper machen zu wollen, der statt des Lebens vielmehr den Tod im Herzen trüge!

10.

Verschieden sind die Loose der Völker gefallen, aber überall hat die ewige Güte für das, was sie versagte, auch selbst Ersatz gewährt. Und grade darauf beruht die Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, daß die einzelnen Völker nicht alle dasselbe Ziel verfolgen, sondern sich nach verschiedenen Seiten des menschlichen Lebens ausbilden. Indem wir also der italienischen Nationalität eine politische Bedeutung absprechen, bleibt ihr sonstiger Ruhm ungeschmälert, und dieser ist nicht gering. Welches aber die eigenthümliche Bestimmung Italiens sei, darüber kann nach den großen Thatsachen der Geschichte kein Zweifel sein.

Wohl haben die italienischen Republiken ihre stolzen Tage gesehen, wo sie nicht nur ein reiches inneres Leben entfalteten, sondern auch als die vornehmsten Emporien des Mediterraneums einflußreich nach außen hin auftraten, mit ihren Flotten die Gewässer der Levante beherrschten, und mit ihren Capitalien die mächtigsten Fürsten Europa's an ihre Interessen fesselten; aber dies alles beruhte auf dem Handel, für welchen die Italiener allerdings vortreffliche Anlagen besitzen, dessen damalige Blüthe in Italien aber durch Weltverhältnisse bedingt war, die sich seitdem verändert haben, und niemals so wiederkehren dürften. Denn selbst wenn der Isthmus von Suez durchstochen, der Orient erschlossen, und die afrikanischen Küstenländer der Civilisation zurückgegeben wären, so würden sich die italienischen Häfen allerdings neu beleben, aber doch die alte Herrschaft nicht wieder gewinnen. Triest und Marseille haben Venedig und Genua überflügelt, und unabsehbare Veränderungen gehörten dazu, um ihnen ihren heutigen Vorrang dereinst wieder zu nehmen. Doch wer vermag den Schleier der Zukunft zu lüften. Wenn wir uns aber an die Vergangenheit halten, und selbst auf die glänzendste Periode des italienischen Aufschwungs blicken, so ist doch das Größte und Mächtigste, was sich auf dem Boden Italiens erhob, auch damals

nicht Venedig, Mailand, Genua oder Florenz gewesen, sondern ohne Frage das Pabstthum, welches dieser Halbinsel ihre europäische Bedeutung verlieh, und noch heute verleiht. Kann es nun etwas Zufälliges sein, daß das Pabstthum grade in Italien entstand, und daß grade die Italiener in dem Pabstthum den Mittelpunkt ihres Nationallebens fanden? Oder ist es nicht grade diese außerordentliche Thatsache, in welcher die tiefste Eigenthümlichkeit der italienischen Nationalität zur Erscheinung kommt?

Man kann sagen, die Italiener sind par excellence ein kirchliches Volk, in dem Sinne, daß die Kirche selbst Ziel und Mittelpunkt des italienischen Nationallebens ist. Denn nur in der Kirche findet der leidenschaftliche Charakter des Italieners, der sich auf dem weltlichen Gebiete überall in Sünde verliert, die Versöhnung wieder, und weil er bei seiner lebhaften Phantasie das ununterbrochene Bedürfniß fühlt, sich diese Versöhnung selbst sinnlich vor Augen zu halten, sind seine edelsten Kräfte auf die Verherrlichung der Kirche gerichtet. Und grade diese Richtung ist es, woraus die großen Werke entsprungen sind, welche den unverwelklichen Ruhm Italiens bilden, und worüber das Urtheil der gebildeten Welt seit Jahrhunderten feststeht.

Es ist wahr, diese kirchliche Richtung herrscht nicht gleichmäßig in ganz Italien, am wenigsten im Norden, und von Piemont aus wird sie jetzt sogar ausdrücklich bekämpft. Das ist sehr natürlich, weil Piemont eine Art von Militairstaat ist, worin niemals die Kirche herrschen kann. Aber Piemont ist noch lange nicht Italien, und es ist doch diese kirchliche Richtung, welche das italienische Volksleben charakterisirt, wenn man unter dem italienischen Volke nicht etwa bloß eine kleine Minderheit desselben, nemlich das gebildete Publikum in den großen Städten versteht. Oder sollte eben diese kleine Minderheit maaßgebend sein? Mit der demokratischen Theorie würde dies wenigstens sehr schlecht übereinstimmen.

Indem nun aber der Italiener den besten Theil seiner Kräfte auf die Verherrlichung der Kirche verwendet, und sich seine Versöhnung immer vor Augen halten möchte, geschieht es, daß andererseits die Kirche selbst ganz sinnlich und weltlich wird, und dadurch ein Widerspruch

entsteht, der in seiner Rückwirkung die heftigste Opposition gegen diese Kirche hervorrufen kann. Dasselbe Volk, welches sich mit seinem ganzen Wesen der Kirche ergiebt, lebt darum andererseits wiederum in einem steten Krieg mit derselben, wie es nirgends so auffallend hervortritt, als grade in Rom. Aber man schmollt mit der Kirche wie mit einer Geliebten, von der man doch nicht lassen kann, und die Kirche bleibt darum nicht minder der Mittelpunkt des italienischen Lebens.

Wer demnach an eine wirkliche Wiedergeburt des italienischen Volkes denkt, wird sie nirgends anders als von der Kirche aus erwarten dürfen. Dazu gehört dann freilich etwas anderes, als die italienische Föderation, und es ist wahrlich nicht diese projectirte Föderation, welche den Pabst an die Spitze der italienischen Entwickelung stellen wird, wo er vielmehr in einem ganz anderen Sinne steht und stehen sollte. Und wenn es gleichwohl diese föderative Idee ist, der sich, wie wir bei Herrn La Guerroniere lesen, Pius IX. gewidmet hat, so müssen wir nur sagen, daß er seine Stellung total verkannt hat.

Ueberlassen wir es den katholischen Theologen, was über das Verhältniß dieses Pabstes zu seiner Kirche zu bemerken sein mag, welche nicht die unsrige ist, wir hingegen wollen ohne alle confessionelle Vorurtheile nur lediglich die Frage stellen: Wie kann und soll ein Pabst handeln, der sich zugleich als Italiener fühlt, und als solcher an die Wiedergeburt seiner Nation denkt? Soll er, als der ausdrückliche Repräsentant des Autoritätsprincips, seinen Standort auf den Wogen der Popularität suchen, die ihn selbst grade zu allererst verschlingen werden, oder soll er sich nicht auf den Felsen Petri stellen, und von da aus, wie es seines Amtes wäre, an der Reinigung und Veredelung des kirchlichen Lebens der Italiener arbeiten, und es der Vorsehung überlassen, wann und wie der davon zu erwartende Segen auch zu einer Verbesserung der politischen Zustände Italiens führen werde? Konnte oder wollte er dies nicht thun, so hätte er besser gar nichts gethan, als die Italiener in dem Wahne zu bestärken, daß ihre Wiedergeburt aus dem Dogma der Nationalität hervorgehen werde. Und wir meinen, grade bei einem Pabst, dessen Blick schon vermöge seiner

Stellung weit über die Nationalitäten hinausreichen muß, hätte man wohl tiefere Einsichten erwarten dürfen.

11.

Aber auch von dem gelehrten Deutschland hätte man wohl erwarten dürfen, daß es sich sein Urtheil über Italien weder von der napoleonischen Propaganda, noch von der italienischen Emigration suffliren ließe, da beide sehr verdächtige Stimmen sind, beide aber das unleugbare Talent besitzen, eine geringe Dosis von Wahrheit zur Folie für ein ausgedehntes Lügensystem zu verarbeiten, und dasselbe in einen so prächtigen Rahmen einzufassen, daß es für schwache Geister sehr verführerisch wird. Wer sieht indessen nicht, daß die italienische Frage für die europäische Politik doch vorzugsweise eine Machtfrage ist, so sehr sie sich auch in das Gewand der Nationalität, der Humanität und Freiheit kleiden mag. Und wie sehr muß sie wohl eine Machtfrage sein, wenn Frankreich solche Anstrengungen dafür macht!

Es ist begreiflich, daß Louis Napoleon den österreichischen Einfluß in Italien hassen muß, weil er ihn eben selbst besitzen möchte. Darum müssen folglich die Oesterreicher aus Italien herausgetrieben werden. Und nicht nur die Oesterreicher, sondern auch die österreichischen Dynastieen, wie überhaupt die alten Fürstenhäuser, weil sonst kein Platz für Napoleoniden da sein würde. Also ôte-toi que je m'y mette. Obgleich daher die österreichische Dynastie in Toskana immer das allermildeste Regiment geführt hat, und in neuerer Zeit kein anderes Haus in Italien eine Regierung aufweisen kann, wie die des Erzherzogs Leopold, so muß sie doch unmöglich gemacht werden, weil nur dadurch ein Napoleonide möglich wird.

Dies Alles begreift sich, aber nicht so leicht begreift sich, wenn man sich auch in Deutschland auf diesen französischen Standpunkt stellt, und die österreichische Herrschaft in Italien als etwas für Deutschland ganz Gleichgültiges ansieht, oder sich wohl gar dafür begeistert, daß die Oesterreicher aus Italien herausgeworfen, und dafür die Franzosen hereingerufen werden: unbekümmert darum, daß Frankreich dadurch eine Flankenstellung gegen Deutschland gewinnt; wie desgleichen unbe-

kümmert darum, daß dadurch ein Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen entsteht, und daß es grade die französische Tactik ist, ihren Gegner in der Flanke zu fassen, und durch den deutschen Zwiespalt zu siegen.

Weithin hat die deutsche Eiche ihre Wurzeln getrieben, und ihre Zweige über die Alpen wie über die Weichsel gebreitet. Wähne man nicht, daß man den einen Zweig abhauen könne, ohne daß es der andere empfindet! Wer vielmehr bedenkt, wie das ganze europäische Staatensystem auf der Geschichte beruht, wird niemals zweifeln können, daß es immer von weitreichender Wirkung ist, wenn man irgendwo in das historische Gefüge dieses Systems hineingreift; denn es ist ein Gewebe, wo ein Schlag tausend Verbindungen regt. Ist es also unleugbar, daß in der heutigen österreichischen Herrschaft in Italien die ehemalige Herrschaft des deutschen Reiches nachwirkt, so ist es nicht minder unleugbar, daß diese Reichsherrschaft ein wesentliches Bestandstück der deutschen Geschichte und Ehre bildet, das man nicht leichten Kaufs dahin geben kann, ohne bald auch den Schaden für das Ganze zu verspüren. Wer aber für solche Erwägungen keinen Sinn hat, in der Meinung, daß die Gegenwart von ganz neuen Factoren bewegt würde, welche mit der Vergangenheit in gar keinem Zusammenhang ständen, den wollen wir an die Thatsachen der napoleonischen Zeit erinnern, die doch gewiß noch nicht so fern liegen, als daß sie keine Lehren mehr für uns enthielten.

Nun weiß man, daß es grade Italien war, wo Napoleon I. seinen Ruhm und damit seine Herrschaft gründete, welche Deutschland bald so nachdrücklich empfinden sollte, indessen man die italienischen Angelegenheiten als eine rein österreichische Frage ansah, die insbesondere den deutschen Norden so wenig berühre, wie etwa ein Ereigniß jenseits des Oceans. Denn die Alpen waren ja eine Naturgrenze und Sprachgrenze zugleich, und die Demarcationslinie, welche nach dem Baseler Frieden das nördliche Deutschland von dem südlichen schied, war die eigentliche Grenze der hohen Politik, und um ein heutiges Wort zu gebrauchen, so war es damals vortrefflich gelungen, den Krieg zu localisiren. Wenige Jahre genügten, um diese hohe Politik zur

Erkenntniß ihrer Grenze zu bringen, und den Krieg auf einem anderen Terrain zu localisiren. Da sah man französische Heere am Niemen, und in dem Herzogthum Warschau ein Seitenstück des Königreichs Italien.

Ganz ähnliche Folgen werden abermals hervortreten, wenn die französischen Entwürfe in Italien zum Ziele gelangen. Oder haben die Ideen nicht ihre Logik, und kann man das Nationalitätsprincip am Po proclamiren, um es an der Weichsel darniederzuhalten? Liegt es nicht vielmehr schon thatsächlich vor, wie die Flüchtlinge aller Länder, welche auf eine Nationalerhebung speculiren, mit den Italienern gemeinsame Sache machen, und hat nicht grade die polnische Emigration ihr Hauptquartier schon seit lange in Paris, wo man die polnische Frage vorbereitet, indem man mit der italienischen debütirt? Mit jener wird man Preußen Schach bieten, nachdem erst Oesterreich bei dieser die Parthie verloren.

12.

Mit nichts kann man den deutschen Michel leichter gewinnen, als wenn man an sein Gefühl appellirt, denn er ist von Natur gutherzig, und es ist erstaunlich, was er sich unter diesem Titel bieten läßt. Nirgends haben daher die Nationalitätstheorieen so gläubige und uneigennützige Anhänger gefunden als in Deutschland, wo man es in der Paulskirche erlebte, wie man mit Italien und Magyarien fraternisirte, Posen und Süd-Tyrol aufgeben wollte, und wenn es nur verlangt wäre, wohl auch noch auf Oberschlesien, Böhmen und Mähren verzichtet hätte. Wo hat man je eine große Nation gesehen, die sich so gemüthlich in das eigene Fleisch schnitt! Nun aber konnte dieses Gebahren nur die unvermeidliche Folge haben, daß sich Oesterreich in die Arme Rußlands werfen mußte, und dann Rußland hinterher der Schiedsrichter Deutschlands wurde. Da zeigte es sich also, wie wir schon wiederholt behaupteten, daß die Nationalitätspolitik eine Maschinerie ist, welche vor Allem von Frankreich aus in Bewegung gesetzt wird, deren practischer Erfolg aber vor Allem Rußland zu Gute kommt. Und wenn es einer neuen Bestätigung dieser Wahrheit bedürfte, würde man sie an der unteren Donau finden können, wo

abermals Frankreich säet, und Rußland erntet. Aber allmälig wird die Sache doch allzu durchsichtig, und je stärker der Rausch war, den sich der deutsche Michel in Nationalitäts-Ideen getrunken, um so unvermeidlicher wird die Entnüchterung.

Auch gehört wohl nicht viel dazu, um zu der Einsicht zu gelangen, daß eine Masse von Menschen, welche eine gemeinsame Sprache redet, um deswillen noch keineswegs etwas so Großes bedeute, daß sie einen selbstständigen Factor der Weltgeschichte zu bilden hätte. Sondern wir fragen wohl erst, was denn eine solche Nation zu dem großen Capital der Menschheit an neuen und eigenthümlichen Elementen hinzubringe? Und da zeigt es sich bald, wie viele Nationen so wenig Anlage und Bildung besitzen, daß sie bei dem großen Werke der Civilisation eben nur als Handlanger zu dienen haben. Dann zeigt sich ferner, daß es ja überhaupt nicht die Nationen sind, welche die handelnden Subjecte in der Politik bilden, sondern die Staaten, für welche die Erhaltung ihrer eigenen Machtstellung immer das erste und unerläßlichste Interesse ist.

Weil es also nur die Staaten sind, welche als organisirte Körper wirken, so ist die politische Geschichte ein Spiel der Staatsgewalten, und die politische Wichtigkeit der Nationen danach zu berechnen, in wie weit sie die Fähigkeit zur Entwickelung einer starken und geordneten Staatsgewalt besitzen. Nun giebt es Nationen, welchen, bei geringer Cultur und geringer geistiger Begabung, doch grade diese Fähigkeit in hohem Maße beiwohnt, wie namentlich den Russen, und es giebt andere, welchen, bei hoher Cultur und reichen Geistesanlagen, grade diese Fähigkeit abgeht, wie namentlich den Italienern.

Als eine Gegeninstanz würde man in dieser Beziehung für die ältere Zeit nur Venedig, für die neuere Zeit nur Piemont anführen können, und es muß sogleich auffallen, wie diese beiden Staaten grade an dem äußersten Ende von Italien hervorgetreten sind. Auch können sie gar nicht als rein italienisch gelten, wie in Betreff Piemonts schon bemerkt wurde. Was aber Venedig anbetrifft, so ist dasselbe, als eine Seestadt, von vorn herein aus einem Gemisch von allerlei Volk entstanden, worunter auch Slawen waren, wie denn auch Venedig späterhin

durch Dalmatien immer mit dem Slawismus verflochten gewesen, und heute das Schicksal des Illyrischen Dreiecks theilt, mit welchem es österreichisch geworden ist. Trotz dieser scheinbaren Gegeninstanzen können wir also dennoch behaupten, daß die Italiener, obwohl in culturgeschichtlicher Hinsicht zu den großen Nationen Europa's gehörend, in politischer Hinsicht doch nur als eine secundäre Nation zu betrachten sind. So ist Italien zu allen Zeiten ein sehr wichtiges und interessantes Object der Politik, aber nur selten ein selbstthätiges Subject gewesen, indem es vielmehr das unvermeidliche Schicksal hatte, in die Bewegungen anderer Staatskörper hineingezogen zu werden, und sich an das Ausland anlehnen zu müssen. Diese Thatsachen sind nicht zu leugnen, und sie sprechen das Urtheil über die politische Bedeutung Italiens.

Nicht mit sentimentalen Vorstellungen, sondern mit einem klaren männlichen Geiste muß man an die Politik herantreten. Denn darauf eben beruht das majestätische Schauspiel der Weltgeschichte, daß die zahlreichen Nationen, welche sie uns vorführt, nicht gleichwerthig neben einander stehen, sondern nur wenige in den Vordergrund der Bühne treten, indessen andere nur in Nebenrollen erscheinen, viele nur im Chor mitsprechen, und Viele nur zur stummen Staffage dienen. Niemals hat es einen Zustand gegeben, wo alle Völker gleich unabhängig neben einander gewohnt hätten, sondern wie es den Individuen in der bürgerlichen Gesellschaft ergeht, ist es zu allen Zeiten den Völkern ergangen, daß die Einen zu den Anderen in dem Verhältniß der Ueberordnung und Unterordnung, der Herrschaft und Abhängigkeit gestanden haben, und noch stehen. Auch haben sich die Staatskörper niemals nach den Sprachgrenzen abgeschlossen, sondern immer sind die Staatsgrenzen und Sprachgrenzen durch einander geschoben gewesen, und eben darauf beruht das so zu sagen verzähnte Gefüge des Staatensystems, daß fast alle großen Staaten in die benachbarten Nationalitäten hineingreifen.

Und heißt es nicht ferner alle Thatsachen der Geschichte ignoriren, wenn man jetzt so thut, als ob die Nationen, wie sie heute erscheinen, auch von Anfang an so bestanden hätten, ähnlich wie die Gattungen in der Thier- und Pflanzenwelt, während sie doch selbst erst in der Geschichte entstanden, und durch dieselbe ihre heutigen Grenzen gewonnen

haben. Sagt man also jetzt, daß alles Volk, welches heute italienisch, französisch, polnisch u. s. w. spricht, um deswillen auch ein italienisches, ein französisches, ein polnisches u. s. w. Staatswesen bilden müsse, so sagt man im Grunde genommen nichts anderes, als daß die Weltgeschichte von nun an abgeschlossen sei, und still zu stehen habe. Denn grade die Metamorphose der Nationalitäten, welche durch die Vermischung der Völker, und durch das Uebereinanderschieben der Staats- und Nationalitäts-Grenzen bedingt ist, bildet einen sehr wesentlichen Bestandtheil der Geschichte. Der Fortschritt der Civilisation hebt diesen Proceß keineswegs auf. Oder meint man etwa, daß ein solcher Proceß nur der alten Welt, mit ihrem Völkergedränge und ihrer altüberkommenen Zwingherrschaft angehöre, so blicke man doch auf die neue Welt, wo es eben so wenig an freiem Raum gebricht, als an freien Staatsformen. Gleichwohl sehen wir, wie die dortige Demokratie so gewaltsam um sich greift, wie je ein absoluter Monarch, und wenn sie ja etwas voraus hat, dies vielleicht nur die Ungenirtheit ist, womit sie sich auf ihr manifest destiny beruft, um alle ihre Uebergriffe zu rechtfertigen.

Wohlan denn, wir Deutsche haben auch unser manifest destiny. Und davon hängt Alles ab, daß wir dasselbe erkennen, und daß wir zu dem Selbstgefühl gelangen, auch danach zu handeln. Legen wir die falsche Bescheidenheit ab, die uns zum Unrecht gegen uns selbst verleitet, und durchdringen wir uns mit der Ueberzeugung, daß wir nur die Wahl haben: Eine herrschende oder eine beherrschte Nation zu sein. Denn in der Mitte des Continents zwischen zwei großen Völkerfamilien wie ein Keil eingeklemmt, — was wären wir nach Sprachgrenzen oder Naturgrenzen, so lange die slawische Nationalität noch heute bis an den Böhmerwald in Deutschland hineinreicht, so lange unsere Ostseeküste noch heute ein slawisches Hinterland hat, und durch Dänemark von unserer Nordseeküste abgeschnitten wird, während im Süden die Alpen uns den Zugang zum Mittelmeer sperren, und die Donau in Rumänien mündet, wie der Rhein in Holland, so daß sich unsere Entwickelung überall durchbrochen, gehemmt und beschränkt findet? Wir müssen diese Fesseln sprengen, oder man wird uns immer mehr einengen, und endlich von Deutschland nichts weiter übrig bleiben als

der Rheinbund, und dieſer noch obendrein als ein Vaſallenland. Weil es denn alſo derart mit uns beſtellt iſt, daß wir entweder der Amboß oder der Hammer ſein müſſen, ſo laßt uns der Hammer ſein, denn Gott verlieh uns die Kraft ihn zu ſchwingen! Unſere Annalen erzählen, wie wir ihn einſt geſchwungen, daß ſeine Schläge durch Europa dröhnten. Damit haben wir die Alpen durchbrochen, und die Oder und Weichſel überbrückt, und haben durch unſere Hammerſchläge nicht bloß Trümmern geſchaffen, ſondern eine neue Civiliſation hervorgerufen, deren Monumente noch heute an den Ufern der Düna ſo unerſchüttert ſtehen, daß eine dreihundertjährige Fremdherrſchaft nicht vermocht hat, das deutſche Gepräge zu verwiſchen, welches wir jenem Lande aufgedrückt haben. Soll denn der deutſche Hammer für immer ruhen, oder ſollen uns jene Monumente nicht zu neuen Arbeiten einladen? Weg alſo mit den Carnevalspoſſen, die man mit ohnmächtigen oder verſunkenen Völkern aufzuführen gedenkt, indem man ſie mit Nationalitätsideen berauſcht, — uns ziemt es wahrlich nicht, in dieſer Farce mitzuſpielen! Erinnern wir uns vielmehr, daß es eine Zeit gab, wo deutſche Fürſten auf allen Thronen Europa's ſaßen, wo es eine deutſche Herrſchaft am Po wie an der Rhone gab, und deutſche Schiffe das nordiſche Meer bedeckten. Denn bis heute iſt die Kraft, welche alles dies hervorgebracht, noch nicht erloſchen, ſondern noch immer ſind die Deutſchen eben ſo ſehr die bildſamſte als lebensvollſte Nation des ganzen Continents, und nichts fehlt ihr, als aus ihrer Traumſeligkeit zu erwachen, und endlich wieder zum Gefühl ihrer ſelbſt zu gelangen.

XI. Deutſchlands Weltberuf.

1. Worauf es in der Politik ankommt. — 2. Idee des Nationalberufs. — 3. Worin der deutſche Beruf nicht beſteht. — 4. Sociale Fähigkeiten der deutſchen Nation. — 5. Einfluß der ſocialen Verhältniſſe auf die auswärtige Politik. — 6. Geiſtesbeſchränktheit der liberalen Partei. — 7. Was die deutſche Nation groß machen kann.

1.

Auf drei Fragen kommt es in der Politik vor Allem an. Die erſte betrifft die Vorausſetzungen, von welchen man ausgeht; die zweite das Ziel, welches man erſtrebt; die dritte die Mittel, durch welche daſſelbe erreicht werden ſoll.

Die beiden erſten Fragen ſind die bei weitem wichtigſten, und die allein entſcheidenden. Denn ſind die Vorausſetzungen in der Wahrheit begründet, und iſt ein richtiges Ziel gewählt, ſo iſt es meiſtens leicht, die erforderlichen Mittel zu erkennen, und die Schwierigkeit liegt nur noch darin, dieſe Mittel auch wirklich herbeizuſchaffen, und zweckmäßig zu handhaben. Man kann alſo ſagen, daß die theoretiſche Politik ſich faſt nur mit den beiden erſten Fragen zu beſchäftigen hat, während die dritte Frage vor Allem den gewandten Practiker erfordert. Aber ſelbſt das größte practiſche Genie müßte ſcheitern, wenn es von unrichtigen Vorausſetzungen ausgeht, oder ein unrichtiges Ziel verfolgt. Beides alſo erfordert die ſorgfältigſte Unterſuchung.

Es iſt ferner klar, wie die Unterſuchung des Einen eng mit der Unterſuchung des Anderen zuſammenhängt. Denn ſind die Vorausſetzungen richtig erkannt, ſo iſt das Ziel darin ſchon angedeutet, weil doch immer nur ein ſolches Ziel erreichbar iſt, welches in den Antecedenzien eine Grundlage findet. Das Eine geht alſo in das Andere über, wie die Vergangenheit in die Zukunft übergeht, indem die dazwiſchen liegende Gegenwart doch nur ein Moment iſt, der geſtern Zukunft war, und morgen Vergangenheit ſein wird. Es kommt alſo darauf an, einerſeits wie man über die Vergangenheit denkt, und andererſeis wie man über die Zukunft denkt. Geht doch alle Politik von etwas Vergangenem aus, und iſt auf etwas Zukünftiges gerichtet, ſo gewiß als jedes Streben etwas erſtrebt, was noch nicht iſt. Und je nachdem man über die Vergangenheit denkt, wird man auch über die Zukunft denken.

Denkt man ſich alſo, daß die faſt zweitauſendjährigen Verbindungen zwiſchen Deutſchland und Italien etwas ganz Zufälliges geweſen, ſo wird man auch denken, daß Veränderungen in Italien für Deutſchland etwas ganz Gleichgültiges ſeien. Oder denkt man ſich ferner, daß das deutſche Staatenſyſtem ein ganz zufälliges und willkürliches Product der Gewalt oder der Caprice ſei, ſo wird man auch denken, daſſelbe nach Belieben verändern zu können. Oder denkt man ſich endlich, daß der preußiſche Staat durch die Jülichſche Erbſchaft entſtanden ſei, ſo wird man vielleicht auch denken, daß die Zukunft Preußens am Rhein liege; während man ſie wohl eher an der Weichſel ſuchen wird, wenn man ſich den preußiſchen Staat als ein Product der markgräflichen und hochmeiſterlichen Militaircolonieen denkt. Kurz, wie man auch über Alles dies denken mag, — immer iſt es unbeſtreitbar, daß das Urtheil über das Zukünftige von dem Urtheile über das Vergangene abhängt, weil es einerſeits in der Natur des menſchlichen Geiſtes liegt, das Eine mit dem Anderen zu verknüpfen, und weil es andererſeits ebenſo in der Natur der Staaten liegt, daß ihre Zukunft aus der Vergangenheit hervorgeht.

2.

Nun haben wir in dem Vorstehenden die Voraussetzungen der deutschen Politik untersucht, und uns zu dem Ende die Frage gestellt: Was ist das deutsche Staatensystem, d. h. wie ist es entstanden? Denn man begreift ein Ding nur insoweit, als man seine Genesis kennt, und wo die Genesis unerkennbar ist, da geht auch das Begreifen zu Ende. Darum bleiben dem menschlichen Geiste so viele Dinge für immer dunkel, und dem Glauben überlassen, welcher grade da anfängt, wo das Begreifen aufhört.

Sodann haben wir darauf hingewiesen, wie die Machtstellung des Germanismus in Europa eben darauf beruht, daß er selbst die Grundlage des ganzen neueren Staatensystems bildet. Und wie Deutschland grade der Kern des Germanismus ist, so haben wir an dem Beispiel der italienischen Frage gezeigt, wie sehr auch das scheinbar fern Liegende auf die deutschen Geschicke zurückwirkt, und wie unerläßlich es für Deutschland ist, über seine eigenen Grenzen hinauszugehen.

Ist denn nun mit alledem schon eine Andeutung über die Ziele der deutschen Politik gewonnen? Gewiß im Einzelnen gar nichts, im Ganzen aber doch sehr viel, nemlich über das Endziel der deutschen Politik, d. h. über den Weltberuf der deutschen Nation, der sich daraus ergeben muß.

Alle Nationen haben einen Beruf, und alle großen Nationen, die sich in der Welt bewegt haben, und dadurch zu einer Reflexion über ihr eigenes Wesen getrieben wurden, schrieben sich auch selbst einen Beruf zu, und thun es noch heute. Die Klarheit, mit welcher sie diesen Beruf erkennen, und die Stärke des Glaubens, mit welcher sie daran festhalten, bestimmt dann ihre Politik, und wird ein Hebel ihres Aufschwunges.

So glaubten die alten Hellenen an ihren Beruf den Orient zu helleniſiren, und sie haben ihn auch hellenisirt. Die Römer glaubten an ihren Beruf zur Weltherrschaft, und sie haben auch die Welt erobert. Heute glauben sich die Russen dazu berufen, das absterbende abendländische Europa durch seine Eroberung zu verjüngen, und es

wird grade von Deutſchland abhängen, ob die Ruſſen dieſen Beruf wirklich erfüllen, oder ob ſie über das Irrige ihrer Vorſtellungen aufgeklärt werden ſollen, und ſich als Schismatiker bekennen müſſen.

Der Beruf der Nationen gehört theils dem Begreifen, theils dem Glauben an. Jenes nemlich, inſofern er aus dem Nationalcharakter entſpringt, wie ſich derſelbe in der Geſchichte entwickelt hat; dieſes aber, inſofern den Nationalitäten eine urſprüngliche Anlage beiwohnt, die man nicht erklären kann, und inſofern man eben ſo wenig erklären kann, warum denn alle die Ereigniſſe, welche den Nationalcharakter formirten, grade ſo geſchahen, wie ſie geſchahen.

War es Zufall, oder war es Providenz? In beiden Fällen bleibt ein Dunkel. Allein über das Dunkel des Zufalls erhebt ſich der denkende Geiſt, als über etwas, was er zwar nicht zu beherrſchen vermag, ſo wenig als Wind und Wetter, aber doch verachtet; vor dem Dunkel der Providenz hingegen verneigt er ſich, und läßt ſich leiten, obwohl er die leitende Kraft nicht zu erforſchen vermag. Und ohne Providenz giebt es keinen Beruf, ſondern überall nur einen Cauſal-Zuſammenhang, aber keinen Endzweck. Man kann alſo den Nationalberuf wohl erkennen, aber man muß daran glauben.

Darum bleibt die politiſche Denkweiſe ewig verſchieden, je nachdem man an eine Providenz glaubt, oder nicht glaubt. Denn im letzteren Falle wird die Geſchichte zu einem bloßen Spiel der Liſt und Gewalt; im anderen Falle hingegen wird ſie zu einem Reich der ſittlichen Mächte, und was die Liſt wie die Gewalt erarbeiten, iſt ſchließlich nicht ihr Sieg, ſondern ihre Niederlage.

3.

Worin beſteht nun Deutſchlands Beruf?

Ehe wir dieſe Frage beantworten, wollen wir zuvor zeigen, worin er nicht beſteht. Und zwar deshalb, weil, wie wir glauben, Deutſchland ſich auf einem Wege befindet, oder doch von den vorherrſchenden Partheien auf einen Weg geführt wird, auf welchem es niemals große Erfolge erzielen, ſondern viel Zeit und Mühe verlieren wird, die anderweitig viel erfolgreicher zu verwenden wären.

Wir meinen damit die Richtung auf die Staatsform, deren Umgestaltung jetzt überwiegend die Kräfte aller Partheien in Anspruch nimmt, und welche durch die Einführung der jetzt in Deutschland geltenden Constitutionen noch keineswegs abgeschlossen zu sein scheint.

Eines muß an diesen Constitutionen sogleich auffallen, nemlich daß sie jedenfalls ganz künstlich gemachte, auf reiner Theorie und auf Nachahmung beruhende Einrichtungen sind. Man erinnere sich nur daran, mit welcher Mühe und Schwierigkeit insbesondere die sogenannten Ersten Kammern zu Stande gekommen sind. Aber eine Erste Kammer mußte man doch haben, denn so will es die Theorie, und man hat sie lange genug zusammensuchen müssen. Was aber die Nachahmung anbetrifft, so tritt dieselbe so grell hervor, daß sie sich selbst auf die geringsten Nebendinge erstreckt: wie die stereotypen Redewendungen, die Etiquette der Sitzungen, die Gruppirung nach Rechts, Links, Centrum u. s. w. Ist denn nur irgend etwas Originales darin? Und was sind endlich unsere Constitutions-Urkunden als dürre Compilationen, worin man vergeblich nach irgend welchem bildenden Principe sucht!

Aus dem Allen folgt freilich noch nicht, das diese Constitutionen um deswillen überhaupt ganz nutzlos seien. Denn die Deutschen können ja wohl nachahmen, und sollen das Gute aufnehmen, wo sie es finden. Aber so viel folgt doch daraus, daß der Constitutionalismus wohl kaum der Hebel sein kann, um die deutsche Nation zur Größe emporzuheben. Dazu hat er offenbar zu wenig moralische Kraft, wie die unleugbare Thatsache beweist, daß die Kammerverhandlungen doch nur eine sehr mäßige Theilnahme im Lande finden, und daß die Wahlen größtentheils Minoritätswahlen sind. Dazu besitzt er desgleichen zu wenig Festigkeit, wie die ebenso unleugbare Thatsache beweist, daß es doch überall so leicht war, die bestehenden Constitutionen durch Octroyirungen zu verändern. Und was insbesondere Preußen anbetrifft, so würde es sogar nicht schwer sein, die ganze Constitution zu beseitigen, und gewiß kein Kanonenschuß dazu gehören, weil das Volk sich nicht dafür schlagen würde.

So bleibt dem Constitutionalismus nur das formale Recht,

aber es fehlt ihm die reale Macht, sich selbst geltend zu machen, und folglich muß Schwäche daraus entstehen. Denn Stärke ist nur da, wo das, was zu Recht besteht, auch zugleich die reale Macht ist. Je enger diese beiden Factoren verbunden sind, um so größer ist die Kraftentwickelung, welche dadurch ermöglicht wird, je weiter sie hingegen auseinander gehen, um so geringer ist sie, und am Ende bleibt nur ein ohnmächtiges Recht, und eine rechtlose Gewalt. Wenn nun also die geforderte Identität von Recht und Macht durch den Constitutionalismus jedenfalls nicht erreicht wird, und zwar um so weniger, als ja eben darauf die Idee der Gewaltentheilung beruht, so kann er wohl nicht der Hebel der deutschen Größe sein.

Wir glauben nun aber, daß dies überhaupt keine Staatsform vermag. Und welche andere man auch statt dessen erfinden, und an die Stelle setzen möchte, es wird nichts Großes daraus hervorgehen, weil grade die Staatsform immer die schwache Seite der Deutschen bleiben wird. Denn um aufrichtig zu sein, müssen wir wohl gestehen, daß die Deutschen auf diesem Gebiete noch niemals etwas Großes hervorgebracht haben, so gewiß als das große deutsche Reich eben kein Staat, sondern ein Reich war. Ohne Frage beruht diese Unproductivität in dem Artikel der Staatsformen auf dem deutschen Nationalgeist, der keinen natürlichen Formsinn hat. Die romanischen Völker haben diesen Formsinn, und lassen sich durch die Form beherrschen, die germanischen Völker aber nicht, und am allerwenigsten die Deutschen, welchen viemehr unleugbar eine gewisse Unförmlichkeit beiwohnt. Darum sind auch nur die germanischen Wandervölker zu prägnanten Staatsformen gekommen, wie in England und Nordamerika; die in der Heimath Gebliebenen aber nicht. Ist es also mit den Deutschen wirklich so bestellt, so müssen wir wohl sagen, daß sie sich auf einem falschen Wege befinden, wenn sie sich um neue Staatsformen abmühen; oder falls etwa die Nation selbst diesen Weg nicht geht, daß sich wenigstens die herrschenden Partheien auf einem falschen Wege befinden, wenn sie die Entwickelung der Nation in eine Richtung hinein drängen wollen, welche grade ihre schwache Seite bildet. Um wieviel erfolgreicher würde man die darauf verwandte Zeit und Mühe

verwerthen können, wenn man eine Richtung einschlüge, welche den natürlichen Anlagen der Deutschen entspricht, und wodurch sie eben groß wurden, so lange als sie dies wirklich waren!

Worauf sind denn aber die natürlichen Anlagen der Deutschen gerichtet? Um es kurz zu sagen, nicht auf die Staatsentwickelung, sondern auf die sociale wie auf die internationale Entwickelung. Der Staat hingegen ist bei ihnen nur als ein Nebenproduct entstanden, und darum eigentlich auch erst hervorgetreten, nachdem der sociale wie der internationale Proceß erloschen war, nemlich nach der Reformation, worauf aus dem deutschen Reich ein deutsches Staatensystem entstand. Die internationale Entwickelung war die vorherrschende in der deutschen Kaiserzeit, die sociale im späteren Mittelalter.

Jetzt sprechen wir zunächst von der letzteren.

4.

Hier tritt nun sogleich das Gegentheil von dem hervor, was wir in Betreff des Constitutionalismus sagten, nemlich statt einer dürren und monotonen Nachahmung vielmehr eine ganz unerschöpfliche und unübersehbare Productivität, dergestallt, daß das deutsche Mittelalter in ständischen und corporativen Organisationen wohl mehr geleistet hat, als das ganze übrige Europa zusammengenommen. Man sieht, die Deutschen waren da in ihrem Elemente. Denn man ist nur in solchen Dingen productiv, für welche man natürliche Anlagen hat, nicht aber in solchen, wo man nur mit angebildeten Fähigkeiten arbeitet.

Es ist bei dem sich für aufgeklärt haltenden Publicum seit lange schon Mode geworden, auf die Schöpfungen jener Zeit in Pausch und Bogen als auf das finstere Mittelalter mit Verachtung herabzusehen, und diese Ansicht ist bei der sogenannten liberalen Parthei noch heute die vorherrschende. Und doch war eben dies die Zeit der deutschen Größe! Wäre es also wirklich an dem, daß die deutsche Nation, so lange sie die vorherrschende in Europa war, nur Rohheiten und alberne Fratzen hervorgebracht, und daß eine edlere Gesittung erst von da an begonnen hätte, als die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften begann, d. h. als die romanischen Nationen vorherrschend wurden, —

was wäre dann wohl von den Deutschen zu halten? Nichts Anderes wäre von ihnen zu halten, als daß sie grade gut genug seien, den Abhub der französischen Civilisation zu verdauen, und für die große Nation zur Folie ihres Glanzes zu dienen. Es scheint aber wohl, daß eine Entwickelungsperiode, welche mit der Reformation schloß, edlere Elemente in sich enthalten haben muß, als diejenige, welche mit dem französischen Despotismus, und mit den Scheußlichkeiten der französischen Revolution schloß.

Es zeugt daher nur von dem Mangel an Verständniß für die Eigenthümlichkeit der deutschen Nation und Geschichte, welcher grade die liberale Partei charakterisirt, wie von der sclavischen Abhängigkeit von ausländischen Ideen, welche eben diese Partei charakterisirt, wenn man bis heute noch fortfährt, mit der banalen Phrase des finsteren Mittelalters eine Entwickelung zu brandmarken, welche grade der deutschen Nation in vieler Hinsicht zur hohen Ehre gereicht. Ohne diese Entwickelung würde ja vielleicht selbst die Metropole der Intelligenz noch heute ein wendisches Dorf sein, wenn nicht eben das finstere Mittelalter die deutschen Marken gegründet hätte, welche die deutsche Aufklärung, ohne auch selbst nur eine einzige Mark zu gründen, nicht einmal alle zu conserviren vermocht hat. Wo hat sich denn nun die deutsche Tüchtigkeit gezeigt, und wo die Untüchtigkeit? Und doch wird die Anerkennung der mittelalterlichen Tüchtigkeit der Deutschen sogar als reactionär verschrieen.

Fichte, der nicht für reactionär, sondern vielmehr für einen Freigeist gilt, hat in seinen Reden an die deutsche Nation etwas anders darüber geurtheilt. „Unter den Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben," sagt er, „würde es ein sehr kräftiges sein, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus diesem Zeitraum hätten, die da National- und Volksbuch würde, so wie Bibel und Gesangbuch es sind, so lange bis wir selbst wiederum etwas des Aufzeichnens Werthes hervorbrächten. Jene Zeit war der jugendliche Traum der Nation in beschränkten Kreisen von künftigen Thaten, Kämpfen und Siegen, und die Weissagung, was sie einst bei vollendeter Kraft sein würde. Verführerische Gesellschaft, und die Verlockung der Eitelkeit hat die Heranwachsende fort-

gerissen in Kreise, die nicht die ihrigen sind, und indem sie auch da glänzen wollte, steht sie da mit Schmach bedeckt, und ringend sogar um ihre Fortdauer. Bringe man diese Nation nur zuvörderst zurück von der falschen Richtung, die sie ergriffen, und zeige man ihr in dem Spiegel jener ihrer Jugendträume ihren wahren Hang und ihre wahre Bestimmung, bis unter diesen Betrachtungen sich ihr die Kraft entfalte, diese ihre Bestimmung mächtig zu ergreifen."

Also grade jene mittelalterliche Richtung der socialen Organisation, oder um es deutsch zu sagen, der genossenschaftlichen und körperschaftlichen Bildungen, ist nach Fichte die deutsche Richtung, diejenige aber, welche mit dem Liberalismus endigt, die undeutsche.

Wir fahren nun fort, indem wir ferner behaupten, daß auf diesen socialen Organisationen damals nicht bloß die innere Kraft der Nation beruhte, sondern zum guten Theil auch ihre äußere Geltung, wie man insbesondere an der deutschen Hansa und an dem deutschen Orden sieht. Denn beide waren doch nicht von irgend einer Staatsgewalt eingerichtet, sondern sie entsprangen aus dem genossenschaftlichen und körperschaftlichen Bildungstriebe der damaligen Zeit, wurden aber hinterher so mächtig, daß sie selbst eine Staatenbildung hervorriefen, nemlich die hanseatischen Republiken und den Ordensstaat.

Wie handgreiflich ist es hier, daß diese Staaten als ein Nebenproduct entstanden. Es ist aber im ganzen deutschen Reiche so geschehen, nur weniger augenfällig. Denn wodurch sind alle die Patrimonialstaaten, die Priesterstaaten und Freistädte des Mittelalters entstanden? Sämmtlich aus socialen Organisationen, die bald so stark wurden, daß sie der Reichsgewalt über den Kopf wuchsen. Und eben darum haben sie sich hinterher so zähe erwiesen, weil sie mit der ganzen bürgerlichen Ordnung der damaligen Zeit verwachsen waren, was hingegen mit dem heutigen Constitutionalismus nicht entfernt der Fall ist.

Diese bunte Mannigfaltigkeit des Mittelalters hat man wohl als Naturwüchsigkeit bezeichnet, man würde aber irren, wenn man damit meinen wollte, als seien die damaligen Institutionen wie Gras aus der Erde gewachsen, ohne Wissen und ohne Zuthun der Menschen. Vielmehr haben die Menschen gar sehr dabei geholfen, und ist keine

Veränderung ohne Kampf zu Stande gekommen. Nur insofern waren sie naturwüchsig, als sie in den damaligen Verhältnissen eine natürliche Grundlage fanden, und sich dem entsprechend ausbildeten. Wünscht man daher auch für unsere Zeit wieder eine sociale Organisation, so kann dieselbe nicht etwa in einer Restauration oder Nachahmung des Mittelalters bestehen, sondern sie wird aus unseren modernen Verhältnissen hervorgehen müssen, und wenn das wirklich einmal geschehen sollte, so wird das Resultat aller Wahrscheinlichkeit nach nur geringe Aehnlichkeit mit dem Mittelalter haben. Ebenso irrig ist es aber auch, wenn nun gesagt wird, daß für eine solche Organisation überhaupt nichts zu geschehen brauche, sondern ruhig abzuwarten sei, was sich etwa aus den Verhältnissen von selbst herausbilden möchte.

Dies ist bekanntlich die Ansicht der liberalen Partei, welche die Aufgabe der socialen Organisation mit dem herkömmlichen Gehenlassen abweist, und sogar das Bedürfniß dazu ableugnet. Denn wenn ein wirkliches Bedürfniß dazu vorhanden wäre, sagt sie, so würde sich ja die sociale Organisation ganz von selbst einstellen. Dieselbe Partei also, welche für ihre Zwecke die künstlichsten Arrangements versucht, behauptet gleichzeitig, daß sich auf dem socialen Gebiete Alles naturwüchsig gestalten müßte, und zwar naturwüchsig in dem buchstäblichsten Sinne des Wortes! Der Widerspruch liegt auf der Hand. Oder sind denn etwa die liberalen Constitutionen auch so ganz von selbst entstanden, während es bekannt genug ist, wie sich die Theorie seit einem Jahrhundert damit abgemüht, wie man Revolutionen gemacht und ein Menschenalter lang agitirt hat, um dieselben durchzuführen, und wie man auch jetzt noch das ganze Land in Bewegung setzt, um irgend welche constitutionelle Veränderung zu bewirken, so daß Jedermann sieht, wie auf diesem Gebiete in der That nicht das Allergeringste von selbst entsteht. Was soll es denn nun heißen, wenn gleichwohl auf dem socialen Gebiete Alles von selbst entstehen, und man sich nicht damit zu beschäftigen haben soll? Es kann nichts Anderes heißen, als daß man diese Sache für unwichtig, für das eigentlich Wichtige aber nur die Staatsform hält. Und doch wäre wohl eher das Umgekehrte zu behaupten, wenigstens für Deutschland, wo, wie schon gesagt, die

Staatsform ehemals selbst nur ein Product der socialen Entwickelung war. Von dem Liberalismus ist also in dieser Hinsicht gar nichts zu erwarten.

Andererseits aber ist es ebenso falsch, wenn jetzt die sogenannten Socialisten eine sociale Entwickelung durch eine centrale Staatsgesetzgebung hervorrufen wollen. Jedenfalls ist dies keine germanische sondern eine romanische Idee, und würde nicht sowohl die Freiheit als vielmehr den Despotismus befördern.

Die Wahrheit ist, daß die sociale Organisation als ein besonderes Problem angesehen werden muß, zu dessen Lösung der constitutionelle Formalismus so viel als Nichts beiträgt. Auch ist dieselbe nicht etwa unwichtiger, sondern entschieden viel wichtiger als die Staatsform, in demselben Maaße aber auch viel schwieriger, so gewiß als viel mehr dazu gehört, den ganzen Complex der socialen Verhältnisse zu untersuchen, als ein constitutionelles Schema zu entwerfen, was nachgrade unsäglich leicht geworden ist. Und grade diese viel schwierigere Aufgabe dürfte Deutschland zufallen.

5.

Wie viel dieselbe für die innere Entwickelung der Nation bedeutet, bedarf keiner Worte. Hier aber wollen wir nur noch andeuten, wie sehr sie auch in die auswärtige Politik eingreift, und mit den Fragen des europäischen Gleichgewichts verflochten ist.

Denn woher sind doch alle die Revolutionen entstanden, welche seit siebzig Jahren ganz Europa so tief erschüttert haben, daß seitdem alle Staatenverhältnisse so zu sagen fortwährend auf der Kippe stehen? Hauptsächlich doch aus dem gestörten Gleichgewicht der socialen Elemente. Woraus entsteht ferner die aggressive Politik des heutigen Frankreichs? Zum guten Theil doch aus seinen gesellschaftlichen Zuständen. Woraus entsteht endlich die heutige Neutralität Englands? Zum guten Theil doch auch aus derselben Quelle, da es wohl nur aus seinen gesellschaftlichen Verhältnissen erklärbar wird, wie es geschehen kann, daß ein Bright und Cobden für politische Autoritäten gelten, und daß ein Lord John das auswärtige Amt verwaltet.

Kurz der innere Proceß der ſocialen Elemente wirkt ſehr ſtark auf das äußere Verhalten der Staaten ein, und ſoll es in Europa je wieder ein geſichertes Gleichgewicht geben, ſo kann dies nicht bloß auf den Machtverhältniſſen der Staaten beruhen, ſondern es gehören ſehr weſentlich auch ſociale Bedingungen dazu. Ohne dieſe wird Europa noch aus einer Ueberſtürzung in die andere verfallen, und der Soldat wird ſich mit dem Prieſter und dem Banquier um die Beute ſtreiten, bis ſich eine ſociale Organiſation bildet, welche ſolche Ueberſtürzungen verhindert.

Weit entfernt daher, daß die ſocialen Fragen nur die inneren Zuſtände beträfen, ſind ſie zugleich europäiſche Fragen, wenngleich ihre Wirkung nach außen nur indirect erfolgt. Wir müſſen uns aber hier darauf beſchränken ihre Wichtigkeit nur anzudeuten, weil zu einer weiteren Erörterung dieſes Thema's eine Reihe von beſonderen Unterſuchungen gehören würden, welche nicht in den Plan dieſer Schrift hineinpaſſen. Genug, wenn wir gezeigt haben, wie die ſociale Organiſation zu dem Beruf Deutſchlands gehört, und wie dieſelbe nicht nur für die innere ſondern auch für die auswärtige Politik von hoher Bedeutung iſt.

Jetzt gehen wir zu der internationalen Entwickelung über.

6.

Es ſpricht für ſich ſelbſt, daß es eine ganz andere Aufgabe iſt, die Machtſtellung eines Staates zu verbeſſern als ſeine Regierungsform. Die einzige Frage iſt nur, ob denn etwa die Ausbildung der conſtitutionellen Staatsformen, welche man jetzt zu der Lebensaufgabe der deutſchen Nation machen will, auch zu einem beſonders erfolgreichen Eingreifen in die internationale Entwickelung Europa's führen wird? Es ſcheint aber wohl eher das Gegentheil zu erwarten, ſo gewiß als das durch dieſe Staatsformen hervorgerufene Parteiweſen keineswegs ein beſonders kräftiges Auftreten nach Außen hin begünſtigt, ſondern die unvermeidliche Folge daraus entſteht, daß das öffentliche Intereſſe ſich weit mehr auf die Frage richtet: welche Partei die Staatsgewalt in die Hände

bekommen soll? als auf die Frage: wie mit dieser Staatsgewalt nach Außen hin zu wirken sei?

Auch diese Richtung charakterisirt am meisten die liberale Partei, welche in Deutschland allein die eigentlich constitutionelle Partei ist. Und wie sehr es sie charakterisirt, hat man neuerdings in Preußen gesehen, wo die Angst vor einem möglicherweise entstehenden Kreuzzeitungsministerium alle anderen Interessen in den Hintergrund drängte. Inzwischen mag also Louis Napoleon in Europa treiben, was ihm beliebt, und Preußen soll sich aller Thätigkeit enthalten, weil, wenn es einmal zum Kriege käme, die parlamentarischen Helden sofort ihren Einfluß zu verlieren fürchten. Ja der größte Theil dieser Partei sympathisirt ohne Rückhalt mit Sardinien, und macht sein Urtheil über die italienische Frage davon abhängig, je nachdem die eine oder die andere Wendung das constitutionelle Princip in Ober- und Mittelitalien zu begünstigen scheint. Wie wenig ist aber für Deutschland daran gelegen, ob es in Mailand oder Florenz Kammern giebt oder nicht, während unter allen Umständen sehr viel daran gelegen ist, ob dort Franzosen stehen oder nicht.

Die liberale Partei denkt anders darüber, und manche ihrer Wortführer haben sogar unumwunden erklärt, daß es jenseits der Alpen überhaupt keine deutschen Interessen gäbe, sondern wo der letzte deutsche Wegweiser steht, da sollen auch die deutschen Interessen aufhören. Es ist grade dasselbe, was der Moniteur sagte. Die Deutschen haben sich nicht in die italienische Frage einzumischen, aber Frankreich desto mehr, denn Frankreich ist die große Nation, deren Interessen folglich so weit reichen, als die Civilisation reicht, für Deutschland hingegen ist die Welt mit Brettern vernagelt, und soll auch nach der Ansicht der liberalen Partei immer so vernagelt bleiben.

Ganz in demselben Sinne haben denn auch die englischen Liberalen geurtheilt und gehandelt, da für einen Bright oder Cobden nichts über die strikte Neutralität geht, außer etwa die Baumwolle, welche freilich am Po ganz außer Frage blieb. Die eine und selbe Kurzsichtigkeit kennzeichnet also die ganze liberale Partei. Und wie kann es auch anders sein? Denn welche Geistesbeschränktheit muß nicht in einem Kopfe ent-

stehen, dessen Denken sich in einem Zirkel von staatsrechtlichen oder staatsökonomischen Grundsätzen bewegt, und für welchen die Weltgeschichte in den Begriff der Verfassungsmäßigkeit oder des Freihandels zusammen schrumpft!

Wird man nun also erwarten dürfen, daß grade diese Partei die deutsche Nation zur Größe erheben werde? Oder was ist grade in dieser Hinsicht von einer Partei zu erwarten, für welche Deutschland schon jetzt viel zu groß ist, und die ihre Aufgabe nicht darin sucht es größer zu machen, sondern es kleiner zu machen, so daß es in Zukunft schon am Erzgebirge aufhören, und was es dadurch an Länge oder Breite verliert, dann durch um so längere oder breitere Parlamentsreden ersetzen soll.

7.

Das ist die falsche Richtung, in welche man die deutsche Nation hineingedrängt hat, oder hineindrängen will, daß sie ihre Größe durch constitutionelle Experimente begründen soll, in welchem Artikel sie doch niemals viel leisten wird, wie eben schon die Thatsache beweist, daß man diese Richtung selbst mit nichts Anderem als mit einer geistlosen Nachahmung zu eröffnen vermochte. Und daraus sollte die Erhebung der deutschen Nation entspringen?

Es muß damit wohl ganz ähnlich geschehen, wie es einst mit der deutschen Poesie geschah, die man auch lange genug durch Nachahmung auf die Beine bringen wollte. Es wurde aber doch nichts daraus, bis die deutschen Dichter das Nachahmen endlich ganz aufgaben, und dafür lieber in den deutschen Wald gingen, oder in das deutsche Gemüth griffen, wo sie die deutsche Poesie ganz in der Nähe fanden. Denn sie hatte eben nur wie eine verzauberte Jungfrau geschlafen, bis der rechte Ritter kam um den Zauber zu lösen. Und was für eine Prinzessin würden sie erst gefunden haben, wenn sie in die deutsche Geschichte hinabgestiegen wären, wovon sie aber nur einige Nebenhallen zu eröffnen vermochten, indessen die eigentlichen Kaisersäle noch bis heute verschlossen geblieben sind.

Nie wird eine Nation groß werden, die nicht zur Größe berufen

ist, und wird sie dann groß, so wird sie es eben dadurch, daß sie ihrem Beruf entspricht. Wer also an eine deutsche Größe denkt, muß sich vor Allem darüber klar sein, welches wohl der Beruf eines sich wieder erhebenden Deutschlands sein kann, und sein soll? Denn um nichts und wieder nichts läßt die Vorsehung keine Nation groß werden, sondern sie will dadurch einen Zweck erreichen, der anderweitig nicht erreicht wird. Nun kann aber für die Welt doch wahrlich nur wenig daran liegen, daß etwa in Zukunft zu Frankfurt am Main dasselbe parlamentarische Schauspiel aufgeführt wird, welches durch die zweihundertjährigen Vorstellungen an der Themse bereits hinlänglich bekannt, und allgemach schon so ausgenutzt ist, daß es selbst an der Themse keine großen Acteurs mehr hervorrufen kann, und für welches sich überhaupt nur schaale Köpfe noch zu begeistern vermögen. Soll also Deutschland wieder einmal groß werden, so kann es gewiß nicht dadurch geschehen, daß es Frankreich, oder England, oder Nordamerika nachahmt, sondern grade dadurch, daß es etwas thut, was alle diese drei Reiche nicht thun, und nicht zu thun vermögen, kurz nur dadurch, daß es einen eigenthümlichen Beruf hat, und diesem Beruf auch mit allen seinen Kräften nachlebt.

Welches aber der eigentliche Beruf Deutschlands sei, ist in dem Vorstehenden gesagt worden, nemlich die sociale und die internationale Entwickelung. Von jener konnten wir nur andeutungsweise sprechen, weil sie ein Thema für sich bildet, über diese aber, welche recht eigentlich zu unserem Thema gehört, haben wir noch ein Mehreres zu sagen.

XII. Internationale Bedeutung des alten deutſchen Kaiſerthums.

1. Deutſchlands Fall und Wiedererhebung. — 2. Die ehemals mit dem deutſchen Reiche verbundenen Länder haben durch die Trennung von demſelben verloren. — 3. Das heilige römiſche Reich. — 4. Wie es zu beurtheilen iſt. — 5. Es iſt urſprünglich keine bloße Fiction geweſen. — 6. Wurde aber ſpäter zu einem bloßen Symbol. — 7. Das deutſche Reich verwandelt ſich in den deutſchen Bund.

1.

Die Probleme des europäiſchen Gleichgewichts haben uns zu einer Unterſuchung des deutſchen Staatenſyſtems veranlaßt, und nachdem wir die Elemente deſſelben analyſirten, ſind wir ſo eben zu der Idee des deutſchen Berufes gelangt. Je tiefer wir nun dieſen Beruf auffaſſen, um ſo mehr werden wir dadurch zu den europäiſchen Fragen zurückgeführt.

Wir werden demnach jetzt zeigen, wie Deutſchland ſeinen Beruf nur dadurch erfüllen kann, daß es ſich ſelbſt zum Regulator des europäiſchen Gleichgewichts macht, was aber nur dann möglich iſt, wenn es ſich zur vorherrſchenden Macht des Continents erhebt. Dieſe Stellung zu erringen, und zu dieſem Ende keine Anſtrengungen noch Opfer zu ſcheuen, iſt ſeine heiligſte Pflicht, nicht bloß um ſeiner ſelbſt

willen, sondern noch vielmehr um Europa's willen, weil es das einzige Mittel ist, um das europäische Staatensystem vor dem völligen Umsturz zu retten, und die europäische Menschheit der rohen Gewalt wie der Corruption zu entreißen, welche von zwei Seiten hereinbrechen. Deutschland wird dadurch die Schuld sühnen, die es durch seine lange Zwietracht wie durch seine lange Unthätigkeit auf sich geladen. Denn nur dadurch ist Europa an den Abgrund gerathen, in welchen es seit der Revolution hinabgestürzt, und aus welchem es sich vergeblich heraus zu arbeiten gesucht. Noch immer steht es seitdem auf dem Abhang, und der zweite Fall kann ärger werden als der erste.

Schon vor funfzig Jahren sagte Gentz in seinen Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts: „Europa ist durch Deutschland gefallen, durch Deutschland muß es wieder emporsteigen." Es ist ganz derselbe Gedanke, der in den bald darauf gehaltenen Reden Fichte's wiederholt hervortritt. Wer sollte meinen, daß diese beiden, nach Geist und Charakter so sehr verschiedenen Männer irgend etwas gemein haben könnten! Und eine wie tiefe Wahrheit muß also ein Satz enthalten, in welchem der ganz realistische Gentz und der ganz idealistische Fichte, auf ganz verschiedenen Wegen doch in der vollkommensten Uebereinstimmung zusammentreffen!

Ja, Europa ist durch Deutschlands Schuld gefallen, und das eben ist Deutschlands Schuld, daß es sich das Uebergewicht, welches ihm im Mittelalter unbestritten zukam, nicht zu erhalten gewußt, denn mit dem Sinken Deutschlands verschwand das Gleichgewicht, d. h. die Sicherheit des europäischen Staaatensystems. Darum hat man im Mittelalter nicht von einem europäischen Gleichgewicht gesprochen, weil es damals so gesichert war, daß es gar nicht in Frage kam, seitdem aber hat man fortwährend davon gesprochen, weil es fortwährend in Frage stand, da mit dem Zurücktreten Deutschlands auch sofort der erste Versuch zu einer europäischen Zwingherrschaft begann, nemlich durch die spanische Monarchie. Hätte Deutschland, anstatt damals in seiner quietistischen Trägheit den spanischen Karl auf den Thron zu setzen, sich selbst ermannt, und aus sich selbst heraus eine Reichsgewalt erhoben, so wäre nie eine spanische Uebermacht entstanden. Zur Strafe dafür wurde es

dann im dreißigjährigen Kriege zertreten. Hätte es sich nun wenigstens jetzt ermannt, so wäre Ludwig XIV. zurückgedrängt, da es aber statt dessen die alte Zwietracht fortsetzte, und in seinen inneren Kämpfen selbst den russischen Beistand herbeirief, so wurde es dafür unter Napoleon abermals zertreten, und bleibt seitdem wie in der Klemme zwischen Frankreich und Rußland, die beide durch seine eigene Schuld so übermächtig geworden sind. „Deutschland schlummerst Du noch?" sang Herder schon vor zwei Menschenaltern. Und doch scheint es noch heute zu schlummern, und seine Bewegungen sind nur das gähnende Recken seiner Glieder.

Darum steht es jetzt fast ähnlich wie vor neunhundert Jahren, als Heinrich I. das Reich herstellte: im Süden der italienischen Herrschaft verlustig, im Norden von den Dänen verhöhnt, im Westen des Elsaß und Lothringens beraubt, und von der Schweiz und den Niederlanden abgetrennt, endlich im Osten von einer noch sehr viel gefährlicheren Macht bedroht, als es damals die Wenden und Magyaren waren. Nichts hat es außer Gottes Beistand als seine gute Sache. Denn Deutschlands Sache ist die gute, so gewiß als das Sinken Deutschlands dem ganzen Continent zum Unglück gereicht, und alle die Länder, welche während der Kaiserzeit zu Deutschland gehörten, oder mit dem Reich in Verbindung standen, durch Aufhebung dieser Verbindung in der That heruntergekommen sind und gelitten haben.

Halten wir nur Umschau nach allen vier Himmelsgegenden, und überall treffen wir auf dasselbe Resultat.

2.

Wir beginnen mit dem Süden, denn von daher kam das Kaiserthum.

Was ist aus Italien geworden, seitdem mit der Herrschaft der deutschen Kaiser das einzige Einheitsband dieser Halbinsel zerfiel? Hatten etwa die deutschen Kaiser dieses Land mit Gewalt verdeutschen wollen? Ganz im Gegentheil. Es wurde schon daran erinnert, welche Verdienste Kaiser Friedrich II. um die italienische Sprache hat, sein Name ist noch heute diesseits wie jenseits des Faro in gutem Andenken. Aber was ist aus dem Königreiche beider Sicilien geworden seit dem

Sturz der Hohenstaufen? Schon damals hat sogar der Pabst, der grimmigste Feind dieses Hauses, selbst erklärt, daß das von ihm herbeigerufene Haus Anjou sich gegen ihn selbst viel schlimmer betrage, als es je die großen Hohenstaufen gethan. Und was ist aus der Lombardei und Toskana geworden, wo unter dem Schatten des deutschen Reiches die Freiheit der italienischen Bürgerschaften erwuchs? Sie haben die Deutschen für Barbaren gescholten, und selbst Deutsche sprechen ihnen dies gutmüthig nach, und erhitzen sich über die Barbarei des Barbarossa, der die Mauern Mailands schleifte. Nun wohlan, kaum vergingen zwei Jahrhunderte, und fast alle diese ehemals freien Reichsstädte waren einer ganz nationalen Tyrannenherrschaft verfallen, und wie diese nationalen Tyrannen es trieben, davon mag man den schaudervollen Bericht in Leo's italienischer Geschichte lesen. Wo war denn also die Barbarei? Und würden nicht alle diese italienischen Freistaaten sich aller Wahrscheinlichkeit nach erhalten haben, wenn sie mit dem deutschen Reiche verbunden blieben, so gewiß als ja auch die deutschen Freistädte erst durch die französische Revolution untergingen, durch dieselbe Revolution, welche auch das Grab für Venedig und Genua wurde?

Was hat es ferner Ungarn genutzt, daß es aus der Verbindung mit Deutschland heraustrat, in der es zeitweilig gewesen war? Hätte sich diese Verbindung erhalten und befestigt, so würde dies Land aller Wahrscheinlichkeit nach nicht den Türken erlegen sein, und sich heute in einem besseren Zustande befinden, als es sich befindet. Denn eben darauf, daß es den Türken erlag, beruht sein heutiger Zustand.

Was hat es desgleichen Polen genutzt, die deutsche Lehnsherrschaft abgeschüttelt zu haben? Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es noch heute bestehen, und niemals getheilt sein, wäre es ein Lehen des Reiches geblieben. Denn das deutsche Reich hat doch bei der polnischen Theilung nicht im Geringsten mitgewirkt, vielmehr würde dieses beklagenswerthe Ereigniß wohl überhaupt nicht erfolgt sein, wenn das deutsche Reich selbst damals noch in Kraft bestanden hätte. Das deutsche Reich hat ja immer conservativ gewirkt, aber nur allzu oft vor lauter Conservatismus die nöthige Activität vergessen.

Was hat es desgleichen Dänemark genutzt, ſich vom Reiche abgelöſt zu haben? Iſt der heutige däniſche Geſammtſtaat, deſſen Erhaltung lediglich auf den Beiſtand der großen Mächte beruht, wirklich ein ſo glorreicher Zuſtand? Und würde nicht Dänemarks Schifffahrt ſich verzehnfacht haben, wenn es der deutſche Admiralſtaat geworden wäre? Die halbe Erde wäre jetzt vielleicht mit deutſchen Colonieen bedeckt, und es würden zum großen Theil däniſche Schiffe ſein, welche die Verbindung derſelben mit dem Mutterlande unterhielten. Denn nur durch Dänemark hätte Deutſchland zu einer großen maritimen Entwickelung gelangen können, weil es eben Dänemark iſt, welches, wie ſchon bemerkt, die deutſche Küſtenentwickelung durchbricht.

Und was hat es nun gar den Niederlanden genützt, dem deutſchen Reiche den Rücken gewandt zu haben? Belgien wie Holland haben ſeitdem die franzöſiſche Gewaltherrſchaft fühlen müſſen, Holland hat ſeine meiſten Colonieen verloren, und ſeufzt unter einer erdrückenden Schuldenlaſt. Sein Handel, welcher ſein Lebensprincip iſt, würde ſich verdreifachen, wenn es zu Deutſchland gehörte.

Und was hat denn daſſelbe der Schweiz genützt? Sie hat ſeitdem auch die Franzoſenherrſchaft erfahren, wenngleich dieſelbe nur den Namen der Mediation annahm, aber für dieſes Verdienſt die Kaſſen mit fortführte. Seitdem befindet ſich das Land in einer faſt fortwährenden inneren Unruhe, und ſeine altväterlichen Sitten, woraus einſt die Kraft wie der Ruhm des Schweizervolkes entſprang, gehen der Verwälſchung entgegen.

Wir ſchweigen von dem Elſaß und Lothringen, welche beide ſich nicht von dem Reiche trennten, ſondern dem Reiche geraubt wurden. Wohl aber müſſen wir endlich noch der ſchönen Burgundiſchen Länder gedenken, die auch durch ihre Ablöſung vom Reiche lediglich verloren haben. Als einſt die deutſchen Kaiſer die burgundiſche Krone in Arles empfingen, da war es, wo in den Thälern der Rhone die Troubadours ſangen, aber ſeitdem ſind ihre Lieder längſt verklungen, und man ſingt in der Provence und der Dauphiné nicht mehr, außer etwa ein fades Couplet aus dem neuſten Pariſer Vaudeville. Denn ſeitdem dieſe Länder ſtückweiſe an Frankreich gefallen, iſt ihr Geiſt in einer öden Centra-

lisation erloschen. Es waren die Uebergangsländer zwischen dem deutschen und französischen Wesen, und von da an, daß dieselben von Frankreich absorbirt wurden, datirt auch zugleich der Rückgang der deutschen Herrlichkeit.

Wenn aber alle wahre Bildung nur aus der freien Entfaltung jeder lebendigen Eigenthümlichkeit entspringen kann, so wird man dies gewiß als ein Unglück ansehen müssen. Und wenn die europäische Menschheit noch zu etwas Besserem bestimmt ist, als wie ein Lehmbrei durch die Pariser Schablone gedrückt, um hinterher in den Glühofen der Revolution gebrannt, und mit dem Firniß einer sogenannten Civilisation überstrichen, schließlich aber, wenn auch dieser Firniß verblichen, als ganz ordinärer Ziegelstein zu einer russischen Kaserne vermauert zu werden, — wo kann diese höhere Bestimmung der europäischen Menschheit noch eine Stütze finden, als lediglich in Deutschland, welches, so lange es in Europa vorherrschend war, weit entfernt, die anderen Nationalitäten zu beeinträchtigen, vielmehr für alle die wirksamste Garantie der Erhaltung ihrer inneren Eigenthümlichkeit bildete?

3.

Die Deutschen haben damals nicht mit Nationalitätstheorien um sich geworfen, denn sie besaßen zu viel Einsicht, als daß sie das doch immer beschränkte Wesen einer Nationalität für die höchste Erscheinung des menschlichen Geistes, oder gar für etwas Göttliches gehalten hätten, sondern sie glaubten an die Gemeinschaft der ganzen abendländischen Christenheit. Und eben deswegen, weil sie ein höheres Band anerkannten, ließen sie jeder nationalen Eigenthümlichkeit gern gewähren, und haben nirgends gewaltsam germanisirt, außer in den wendischen und lettischen Ländern, wo der Kampf die Natur eines Religionskrieges annahm, und mit der fremden Volksart das Heidenthum ausgerottet werden sollte. Darum ist das deutsche Reich zu allen Zeiten ein vielsprachiges Reich gewesen, und dieser Zustand galt so sehr als etwas Natürliches und Nothwendiges, daß die goldene Bulle die ausdrückliche Verfügung enthält, daß die Kurprinzen von ihrem siebenten Jahre an drei fremde Sprachen zu erlernen hätten, nemlich außer dem Latei-

nischen auch Italienisch und Slawisch, weil in allen diesen drei Sprachen Reichsgeschäfte verhandelt wurden. So wenig haben die Deutschen ihrer eigenen Nationalität jemals einen exclusiven Werth beigelegt.

Dem deutschen Reiche angehören, hieß folglich auch nicht etwa eine Provinz von Deutschland, oder ein Zweig der deutschen Nation sein, sondern es hieß nichts anderes, als zu dem großen Völkerbunde zu gehören, der unter dem Schatten der deutschen Eiche seinen Frieden fand. Was aber Verfassung und Recht, wie Sprache und Sitte anbetrifft, so mochte jedes Element nach seiner Weise leben. Das war von jeher die Ansicht der germanischen Völker gewesen, daß jedes Volk sich seines eigenen Rechtes zu erfreuen habe, und nach seinem eigenen Rechte gerichtet werden müsse.

Es lag darum auch für die anderen Völker durchaus nichts Verletzendes, oder Herabwürdigendes, in ihrer Verbindung mit dem deutschen Reiche. Wenn es also immer thöricht ist, geschichtliche Thatsachen ableugnen zu wollen, so ist es in diesem Falle um so thörichter, wenn die Schriftsteller derjenigen Länder, die zeitweilig vom Reiche abhingen, es wie eine Ehrensache ansehen, diese Thatsache zu bestreiten. So sagt Holberg (Dänische Reichshistorie): die zeitweilige Abhängigkeit Dänemarks vom deutschen Reiche sei eine bloße Prätension gewesen, während sie doch so gewiß eine Thatsache war, als die spätere Abhängigkeit Holsteins von Dänemark eine Thatsache war und ist. Daß die deutschen Kaiser niemals irgend welche Regierungsrechte über Dänemark besessen haben, sondern nur eine Oberlehnshoheit, ist freilich gewiß, aber mehr haben sie auch niemals beansprucht; und wenn selbst der große Waldemar dem Barbarossa huldigen mußte, so ist diese Oberlehnshoheit wohl keine bloße Prätension, sondern eine Thatsache gewesen. Noch grundloser ist es, wenn die polnischen Schriftsteller die noch viel weniger bezweifelbare Abhängigkeit der ersten Piasten vom Kaiser bestreiten wollen. Ein Danziger Professor hat sogar einen besonderen Quartanten darüber geschrieben: „De Polonia nunquam tributaria.“ und ist für diese Lüge in den polnischen Adelsstand erhoben worden. (Vgl. Röpell, Geschichte Polens).

Man kann das deutsche Reich nicht mit anderen Reichen ver-

gleichen, sondern es war etwas ganz Eigenthümliches. Denn es sollte nicht sowohl die Herrschaft der deutschen Nation bedeuten, als vielmehr die Herrschaft der christlichen Idee, wie man sie damals begriff, und welcher die deutsche Herrschaft nur zum Werkzeug dienen sollte. Darum hieß das Reich heilig. Auch hieß es nicht sowohl das deutsche Reich, als vielmehr das römische Reich deutscher Nation.

Wie sonderbar kann es scheinen, daß die Deutschen ihr eigenes Reich das römische nannten, und doch tritt grade der Adel der deutschen Nation nirgends glänzender hervor als in dieser Thatsache. Alle anderen Nationen haben immer nur ihren eigenen Nutzen, ihre eigene Ehre und Herrschaft gesucht, und darum ihr Reich auch immer nach dem Namen ihres Volkes benannt. So ist in neuerer Zeit ein russisches Kaiserthum, und seit Napoleon ein französisches Kaiserthum entstanden, welche denn auch beide nie etwas anderes gewesen sind noch sein wollen, als ein potenzirtes Russenthum und ein potenzirtes Franzosenthum. Aber das Kaiserthum der Deutschen sollte kein potenzirtes Deutschthum sein, sondern es sollte ein Amt sein, und nicht sowohl ein nationales als vielmehr ein internationales Amt, für das ganze Völkersystem der abendländischen Christenheit. Nach dem christlichen Spruche „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden!" sollte es nicht die Verherrlichung der deutschen Nation, sondern vielmehr die Ehre Gottes bezwecken, auch nicht auf Eroberungen ausgehen sondern vielmehr Frieden stiften, und alle Länder in den Frieden des Reiches aufnehmen. (Dante, De monarchia).

Die Aufgabe des Kaiserthums war also die europäischen Völkerverhältnisse nach einer sittlichen Idee zu ordnen, und diese Aufgabe in Angriff genommen zu haben, ist der unverwelkliche Ruhm der deutschen Nation. Dahingegen haben die romanischen Völker den Ruhm, (wenn dies ein Ruhm ist), diejenige Staatskunst ausgebildet zu haben, welche Ludwig XI. in dem Wahlspruch zusammenfaßte: „Qui nescit dissimulare, nescit regnare," und welche ihre Theorie durch Machiavelli erhielt. Diese Staatskunst kennt keine anderen Zwecke, als durch List und Gewalt ein wohl arrondirtes Gebiet zu Stande zu bringen, und dasselbe dann mit einer möglichst uniformen Administration zu beglücken, um so

viel Steuern und Soldaten als möglich daraus zu ziehen, welche das Mittel gewähren ſollen, dieſes Gebiet noch immer weiter zu arrondiren, um dann um ſo mehr Steuern und Soldaten zu bekommen, und ſich mittelſt derſelben abermals noch weiter ausbreiten zu können, — und ſo fort ins Unendliche. Auch ſoll dies Alles wahrlich nicht zur Ehre Gottes dienen, ſondern zum Kitzel für die Eitelkeit der großen Nation; auch wahrlich nicht um Frieden auf Erden zu ſtiften, ſondern um nur immer größere Kriegsmittel zu gewinnen. Welche Zukunft ſteht den europäiſchen Völkern unter der Herrſchaft ſolcher Principien bevor?

Wenn es alſo eine unleugbare Thatſache iſt, daß es die Deutſchen waren, welche Jahrhunderte lang die ſittlichen Ideen des Mittelalters zur Geltung zu bringen ſuchten, und daß hingegen jene unſittlichen Principien ſich von dem Momente an zu entwickeln begannen, wo die deutſche Nation ihre vorherrſchende Bedeutung verlor, — ſollen wir nicht daraus ſchließen, daß auch nur von der Wiedererhebung der deutſchen Nation eine neue ſittliche Ordnung der europäiſchen Völkerverhältniſſe zu erwarten iſt? Und muß es nicht folglich eine Gewiſſenspflicht für dieſe Nation ſein, ſich das internationale Kaiſeramt wieder zu erobern, welches ſie durch ihre Schlaffheit und ihre Zwietracht verloren hat?

4.

War das deutſche Kaiſerthum etwas ſo Erhabenes, wie es in den erſten Jahrhunderten unleugbar geweſen, ſo war es natürlich, daß es den Neid der anderen Völker erregte. Wie es dann aber ſchwach wurde, und nachdem der Geiſt aus ihm gewichen, doch noch als ein Schatten fortbeſtand, da traf es noch obendrein der Spott. Und wohl nirgends hat dieſer Spott ſo geneigte Zuhörer gefunden wie grade in Deutſchland ſelbſt, wo noch heute der größte Theil des ſogenannten gebildeten Publikums es gläubig dem Auslande nachſpricht, daß dieſes Kaiſerthum immer nur ein abentheuerlicher Popanz geweſen, deſſen Herrſchaft nur auf Prätenſionen und Fictionen beruht habe. Denn keine Nation hat ſich ſeit Jahrhunderten in ihrem ganzen politiſchen Denken ſo ſehr vom Auslande beeinfluſſen laſſen wie die deutſche. Und eben darum iſt keine ſo tief geſunken, wie die deutſche, nachdem keine ſo herrlich geweſen wie eben die deutſche.

Will man aber über diese Dinge richtig urtheilen, so darf man nie vergessen, daß an allen Ideen, welche in der Welt hervortreten, immer Zweierlei zu unterscheiden ist: nemlich die ewige Wahrheit, welche sie enthalten, und das zeitliche Gewand, in welches sich diese Wahrheit kleidet.

Das Kaiserthum suchte also die Ehre Gottes im Geiste seiner Zeit, aber es *suchte* sie doch. Und wenn man die damalige Kaisergeschichte mit der gleichzeitigen Königsgeschichte anderer Länder vergleicht, so muß man trotz aller Zerrüttungen des Reiches doch eingestehen, daß es fast ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht ist. In Deutschland dreht sich die Entwickelung um große europäische Probleme, dort um lauter beschränkte Zwecke; und doch grade je beschränkter die Zwecke, desto rücksichtsloser war man in den Mitteln, und desto heillloser war die Zerrüttung. Was sind die Kämpfe der Gegenkaiser in Deutschland im Vergleich zu den Scheußlichkeiten, welche den Krieg der beiden Rosen in England charakterisiren? Und wie edel erscheint die deutsche Kaiserpolitik, selbst noch in ihren Verirrungen, im Vergleich mit den systematischen Despotisirungskünsten der französischen Könige, die schon von Clodwig herdatiren.

Es ist desgleichen auch kein Vorwurf, daß den deutschen Kaisern die beabsichtigte Vereinigung der ganzen abendländischen Christenheit niemals gelang, und daß die Herstellung des allgemeinen Friedens noch viel weniger gelang. Denn wie das Sprichwort sagt, es ist in großen Dingen schon genug gewollt zu haben. Und wer hat so Großes gewollt als die deutschen Kaiser?

Immer bleibt die Weltgeschichte nichts anderes als ein unendliches Streben, und nicht die Summe der erreichten Resultate, sondern die Fülle und Tüchtigkeit der strebenden Kräfte, bildet den wahren Maßstab der Beurtheilung. Denn was sind Resultate, wenn doch am Ende alle Nationen zu Staub werden, und das Ewige in ihrem Leben doch immer nur das ist, was niemals sinnlich existirte, sondern das, was geglaubt, was gehofft, und was erstrebt wurde. Nur durch das Leben selbst genießt sich das Leben, und eben die schwungvolle Thatkraft, welche die deutsche Nation damals entwickelte, ist ihre wirkliche

Größe gewesen, nicht die Herrschaften oder die Bauwerke, welche diese Thatkraft hinterlassen hat, so bedeutend sie auch sein mögen.

Fragt man nun aber, was es denn war, wodurch die deutsche Nation damals einen so hohen Aufschwung nahm, so ist unleugbar die angestrebte Wiederherstellung des römischen Kaiserthums der Haupthebel ihrer Erhebung gewesen. Und weit entfernt, daß dieses Streben nur für eine Geistesverirrung zu halten wäre, und die deutsche Nation zu Grunde gerichtet hätte, wie noch heute die landläufige Meinung ist, so ist es vielmehr die allerunbestreitbarste Thatsache, daß die Deutschen grade nur so lange groß waren, als sie eben dieses Streben hatten. Denn so lange sie dies Streben hatten, besaßen sie auch die Kraft halb Europa im Zaume zu halten. Sie glaubten sich von Gott dazu berufen, ein die ganze abendländische Christenheit vereinigendes Reich zu gründen, und weil sie dies glaubten, so waren sie auch berufen. Und wie der Dichter sagt:

„Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah!"

so waren die Deutschen damals von einer höheren Kraft erfüllt, und kühn schwang sich ihr Geist empor

„vom Duft
Zu dem Gefilde hoher Ahnen."

Das war das heilige römische Reich.

Wäre es eine bloße Verirrung gewesen, daß die Deutschen das römische Kaiserthum erneuern wollten, wie sonderbar müßte es erscheinen, daß es doch grade die sächsischen Kaiser, also die Norddeutschen waren, welche zuerst die römische Kaiserkrone gewannen. Man würde sich vielleicht vorstellen können, daß die Hohenstaufen von Schwaben aus, wie etwa auf einer großen Jagdpartie, sich über die Alpen verirrt, aber wie kamen die Sachsen dazu? Wären sie aber nicht über die Alpen gezogen, so wären sie später auch wahrscheinlich nicht bis an den Peipussee gekommen, und vielleicht nicht einmal bis zur Oder; und ohne das alte Kaiserthum würde es heute keinen preußischen Staat geben, so gewiß als es eben die Kaiseridee war, welche dem deutschen Ausbreitungstrieb, der den preußischen Staat gegründet hat, den mächtigsten Impuls gab.

Und wodurch anders kann sich denn überhaupt eine Nation erheben, als dadurch, daß sie sich hohe Ziele setzt? Das höchste Ziel aber, welches sich die deutsche Nation damals setzen konnte, war die Erneuerung des römischen Kaiserthums, worin sich alle Ideen der damaligen Zeit wie in einem Brennpunkt concentrirten. (Vgl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit). So erfaßten sie die Sachsen. Und auf ihren Waldbergen am Abhange des Harzes, da ist die Idee des römischen Kaiserthums deutscher Nation entsprungen.

5.

Auch ist diese Erneuerung des römischen Kaiserthums nicht eine bloße Fiction gewesen, wie man gemeinhin sagt, sondern es ist allerdings etwas Wirkliches gewesen, wenn anders das Allerwirklichste in der Geschichte doch nicht sowohl die materiellen Existenzen sind, als vielmehr die wirkende Kraft. Und wie hat das Kaiserthum gewirkt! Seine Wirksamkeit entsprang aber eben daraus, daß es das Band war, welches das neue Europa mit dem alten verknüpfte, und insofern allerdings dem altrömischen Kaiserthum ein neues Leben gab. Eine bloße Wiederholung, oder Fortsetzung des alten römischen Kaiserthums wollte es ja nicht sein, sondern eine Metamorphose, und zwar eine Veredelung desselben im christlichen Geiste.

War dies nun eine leere Einbildung, was die edelsten Geister der damaligen Zeit erfüllte, und wofür ein Dante und Petrarca sich begeisterten? Sie waren ja Beide Italiener, und wie wären sie dazu gekommen, sich für das römische Kaiserthum des deutschen Königs zu begeistern, wenn dies nicht eben die tiefste Idee ihres Zeitalters gewesen wäre.

Wie mächtig diese Idee war, dafür spricht nichts so deutlich, als daß sie noch so lange in den Gemüthern fortlebte, selbst nachdem die kaiserliche Herrlichkeit doch in der That schon längst verschwunden war.

Die goldene Bulle ist noch voll davon. Der Kaiser ist ihr noch das zeitliche Haupt der ganzen Christenheit, das Oberhaupt der ganzen Welt, temporale caput mundi. So schrieben denn die Kurfürsten nach der Kaiserwahl Friedrichs III.: „Wir haben Ew. k. Gnaden zu

einem Haupt, Schützer und Voigt der ganzen Christenheit erwählt." Diese Idee beherrscht das ganze Werk des Petrus de Andlo (De imperio Romano), der doch erst in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts schrieb. Er wirft ganz ernsthaft die Frage auf, ob es nicht eine Sünde sei, daß die Könige von England, Frankreich und Spanien die Oberherrschaft des römischen Kaisers nicht mehr anerkennen wollten, wozu sie doch von Rechts wegen verpflichtet wären. Diese kaiserliche Oberherrschaft hält er aber für unverjährbar, und erklärt die Souveränität der anderen Könige für eine Usurpation. Das Kaiserthum ist ihm die Garantie alles Rechtes auf Erden, „denn wenn die Rechte des Kaisers nicht wären, — wer könnte noch sagen, dies Haus ist mein, oder dies Landgut ist mein?" Das Kaiserthum galt also als eine Universalmacht, und in dem deutschen Reiche sollte sich die Welt concentriren. Noch in dem Landfrieden von 1548 wird den Unruhen im Reiche eine allgemeine europäische Bedeutung beigelegt, „woraus der ganzen Christenheit schwere Widerung, Verwüstung und Verlust der Seelen, Ehren und Würden erwachsen möchten." Ja, selbst noch in den Wahlcapitulationen des achtzehnten Jahrhunderts wird die deutsche Kaiserwahl als eine allgemeine europäische Angelegenheit bezeichnet, und soll geschehen „Gott zu Lob, dem heiligen römischen Reiche zu Ehren, und um der Christenheit und deutscher Nation, auch gemeinen Nutzens willen." (Schmauß, Corpus juris publici S. R. J.). Man beachte wohl, die „Christenheit" geht voran, und dann folgt erst die „deutsche Nation."

So lange und so zähe hat man an dieser Idee eines allgemeinen christlichen Reiches festgehalten, und so sehr ist das Kaiserthum als ein internationales Amt angesehen worden.

6.

Gleichwohl ist es bekannt genug, wie es dem deutschen Kaiserthum nur in den ersten drei Jahrhunderten gelang die beanspruchte Oberlehnsherrschaft wirklich geltend zu machen, und wie es dann hinterher zu einem bloßen Symbol herabsank, welches zuletzt um so abenteuerlicher erscheinen mußte, je weniger die Wirklichkeit dem entsprach, was

das Symbol bedeuten sollte. Doch grade diese fast nur symbolische Existenz, welche das spätere Kaiserthum hatte, macht es am allerdeutlichsten, was es seiner Idee nach sein *sollte*, und auch in den ersten Jahrhunderten wirklich gewesen war, nemlich vor Allem ein internationales Institut. Nachdem daher fast alle Nebenländer des Reiches abhanden gekommen, und das Kaiserthum fast nur noch auf das eigentliche Deutschland beschränkt war, nahmen die deutschen Angelegenheiten selbst den Charakter internationaler Verhandlungen an. Der Kaiser verkehrte seitdem mit den deutschen Fürsten wie mit europäischen Potentaten. Denn das deutsche Kaiserthum sollte nicht etwa ein verstärktes Königthum, sondern es sollte etwas ganz anderes sein, es sollte eine Herrschaft über Könige sein.

In diesem Sinne wurden den deutschen Kurfürsten schon in der Goldenen Bulle königliche Ehren beigelegt, und schon seitdem haben sich dieselben den europäischen Königen gleich geachtet. Von der Eintracht der Kurfürsten, heißt es darin, hängt die Ruhe der ganzen Welt ab. Natürlich, denn das Reich sollte ja die Welt sein, — oder doch wenigstens bedeuten. Bedenkt man, was sich doch für kleine Herren unter den Kurfürsten befanden, wie namentlich im Zeitalter Karls IV. noch Sachsen-Wittenberg, so kann man dies sehr lächerlich finden, aber solche großartigen Vorstellungen hatte man eben in der früheren Kaiserzeit gefaßt, und sie bezeugen, wie großartig jene Zeit gewesen sein muß. Je mehr nun seitdem die wirkliche Macht des Reiches verschwand, um so mehr traten grade die internationalen Formen hervor, und am Ende wurde der ganz ohnmächtige Regensburger Reichstag ein Diplomatencongreß, d. h. eine ganz völkerrechtliche Versammlung.

Ist dies nur zufällig so geschehen, oder tritt es nicht grade darin am allerdeutlichsten hervor, worauf die ursprüngliche Anlage des Reiches hinauslief, d. h. wie gesagt auf ein völkerrechtliches Institut? Das Unglück war nur, daß die Völker abgefallen waren, und darum die völkerrechtlichen Formen zur Satyre wurden, wenn sie sich auf die deutschen Kleinstädtereien beschränken sollten. Darum kann man sagen, daß es nichts Großartigeres gegeben hat als das Kaiserthum der ersten Jahrhunderte, und nichts Kleinlicheres als das Kaiserthum

der letzten Jahrhunderte. Aber iſt es nicht überall ſo, daß grade das Schlechteſte immer aus der Zerrüttung des Beſten entſpringt?

Man hat es den großen Kaiſern oft vorgeworfen, über das römiſche Kaiſerthum das deutſche Königthum vernachläſſigt zu haben, welches doch den eigentlichen Grundſtock ihrer Macht gebildet hätte, und worauf das römiſche Kaiſerthum nur aufgepfropft geweſen ſei. Dem Anſchein nach iſt dies wahr, das römiſche Kaiſerthum beruhte auf dem deutſchen Königthum, aber dem Weſen nach war es doch grade das Kaiſerthum, woraus auch das deutſche Königthum ſeine beſten Kräfte zog. Denn nicht vor dieſem, ſondern nur vor jenem beugte ſich der deutſche Particularismus. Und darum beugte er ſich auch nur ſo lange, als eben dieſe Kaiſeridee noch eine vorherrſchende Macht über die Gemüther beſaß, und wie dieſe Macht verſchwand, brach er ſchlimmer hervor als er je geweſen.

Hängt an dieſem Particularismus die deutſche Schmach, ſo hängt auch der deutſche Adel daran, der nirgends deutlicher hervortritt als eben darin, daß ſich die deutſche Nation durch keinerlei Staatsform zur Einheit zuſammenzwingen ließ, ſondern ſich nur freiwillig einigen wollte, und daß das vereinigende Band nicht eine bloße Staatsform ſein konnte, ſondern etwas viel Höheres ſein ſollte, — eine univerſale Idee. Wer dieſe Idee ausſprach, und geltend zu machen verſtand, dem gehorchten ſie, und als dies Niemand mehr vermochte, da mochten ſie auch nicht mehr gehorchen. Und ſo ſind die Deutſchen noch heute. Es muß etwas ſehr Großes ſein, was ſie zu einer gemeinſamen Action beſtimmen ſoll, oder ſie bleiben lieber in ihrem Particularismus, und thun am liebſten wohl gar nichts.

7.

Als die germaniſchen Völker das römiſche Reich ſtürzten, hatten ſie ſich zu Völkerbünden vereinigt, und aus ſolchen Völkerbünden ſind die abendländiſchen Staaten entſtanden. Aus dem militairiſchen Oberbefehl in den eroberten Ländern ging das Königthum hervor. In Deutſchland hingegen blieb die urſprüngliche freie Gemeinſchaft in ihren Grundlagen erhalten, ſo daß das deutſche Reich ſelbſt urſprünglich nur

ein Bund der deutschen Volksstämme war. Erst das Kaiserthum gab diesem Bunde eine größere Consistenz, welche sich darum auch nur so lange erhielt, als alle deutschen Stämme das Gefühl durchdrang, durch das Kaiserthum den Kern einer Weltherrschaft zu bilden.

Gleichwohl ist die dem deutschen Reiche ursprünglich zu Grunde liegende Bundesform auch damals nie ganz verschwunden, wofür wohl die schon erwähnte Thatsache spricht, daß die großen Volksstämme gleichsam in der Herrschaft alternirten, indem auf die sächsischen Kaiser die fränkischen, und auf diese die schwäbischen folgten. Noch mehr spricht das damalige Militairwesen dafür, welches selbst unter den mächtigsten Kaisern doch nur aus Contingenten bestand, so daß es niemals eine allgemeine Reichsarmee gegeben hat. Das Princip des Bundes blieb also erhalten, aber es folgte natürlich dem allgemeinen Zuge der Zeit, und nahm das Gewand des Feudalismus an.

Das deutsche Kaiserreich war nichts anderes als ein feudaler Völkerbund, welcher seiner Idee nach die ganze abendländische Christenheit umfassen sollte, und von welchem die deutschen Volksstämme eben nur den Kern bildeten. Und darum hat dieser deutsche Kern um so mehr Consistenz gehabt, je stärker die Schaale von fremden Völkern war, welche sich darum lagerte. Wie aber diese Schaale verschwand, da wurde der Kern nicht etwa um so dichter, sondern nur um so lockerer, um endlich gänzlich zu zerfallen. Während dessen aber vollzog sich allmälig eine Metamorphose, durch welche der Feudalismus verschwand, und aus den Bruchstücken, in welche dieser Kern zerfiel, wurden Staaten.

Diese deutschen Staaten sind dann wieder zu dem deutschen Bunde zusammengetreten, dessen Aufgabe keine andere sein kann als die, selbst wieder den Kern zu einem großen Völkerbunde zu bilden. Er hat darum seine Entwickelung weit weniger von einem nationalen als von einem internationalen Proceß zu erwarten, und soll sich, will's Gott, mit einer recht dicken Schaale von nichtdeutschen Völkern umgeben, um auch wieder so stark und so groß zu werden, wie es das deutsche Reich unter den großen Kaisern war. Nicht also das Haus Habsburg, oder das Haus Hohenzollern, sind die wahren Erben der alten Kaiseridee, denn diesem ist die Kaiseridee überhaupt ganz fremd,

jenes aber hat nicht ſowohl die Idee als vielmehr den Titel geerbt, der dann mit der öſterreichiſchen Territorialherrſchaft verſchmolz, woraus das heutige öſterreichiſche Kaiſerthum entſtand, das etwas gänzlich Anderes iſt als das alte deutſche Kaiſerthum. Sondern es iſt vielmehr der deutſche Bund, in welchem die Idee des alten deutſchen Kaiſerthums fortlebt.

So gewiß nemlich das Kaiſerthum von Anfang an auf einem Bunde ruhte, ſo kann es wohl ſelbſt nichts Anderes geweſen ſein, als die mittelalterliche Form dieſes Bundes. Eben darum nahm ſeine Entwickelung einen gänzlich anderen Verlauf, als die der Territorialgewalten. Dieſe wurden erblich und ein fürſtliches Patrimonium, jenes aber blieb dem Principe nach immer ein auf Wahl beruhendes Amt. Indem aber das Kaiſerthum natürlicherweiſe den ganzen Ideenkreis des Mittelalters in ſich aufnahm, ging das föderative Princip in einen hierarchiſchen Feudalismus über, in welchem es gleichſam latent war. Jahrhunderte ſind dann verfloſſen, bis alle die Elemente, welche dieſer neuen Geſtaltung das Leben gegeben hatten, in ſich ſelbſt abſtarben, und das Kaiſerthum ſeitdem nur noch als eine todte Hülle fortbeſtand. Endlich brach dieſelbe zuſammen, und aus ihren Trümmern trat das föderative Princip in ſeiner modernen Form hervor.

Unter ſchweren Geburtswehen iſt dieſes Kind zur Welt gekommen, ſchwach und hülfsbedürftig liegt es vor unſeren Augen, ſo ohnmächtig, wie es in der That der deutſche Bund iſt. Ja, was kann er denn auch repräſentiren als die deutſche Ohnmacht, ſo lange Preußen und Oeſterreich die deutſche Großmacht repräſentiren wollen, und ihren Beruf darin finden, die Eine gegen die Andere Front zu machen, anſtatt gemeinſam das Ausland in der Fronte zu faſſen, um ſtatt deſſen nun ſelber vom Auslande in der Flanke gefaßt zu werden? Aber dieſe preußiſch-öſterreichiſche Großmachts-Politik wird abnehmen, und die Bundespolitik wird wachſen, wie es der natürliche Verlauf der Dinge iſt, daß ein Kind groß wird, und dann hinterher ſeine Eltern begräbt.

Man durchblättere doch die ganze Weltgeſchichte, ob man denn irgend etwas findet, was wirklich groß geworden, und was nicht klein angefangen hätte, und in ſeinen erſten Anfängen immer unſcheinbar, ja

oft selbst verachtet gewesen wäre, während Alles, was sich selbst von Anfang an als groß ankündigt, noch niemals groß geworden ist! Was ist aus jenem Kinde geworden, welches man in der Wiege den König von Rom nannte, und welchem die Könige Europa's huldigten? Dem deutschen Bunde hat noch kein König gehuldigt, und das deutsche Volk selbst hat ihn geschmäht. Und doch liegt es nur an dem deutschen Volke, daß die Könige diesem Bunde huldigen, und die Völker Europa's ihn verehren und segnen müssen. Denn wäre Deutschland nur mit sich selbst verbunden, was könnte dem deutschen Bunde noch fehlen?

XIII. Der deutſche Bund und das europäiſche Gleichgewicht.

1. Stand der Unterſuchung. — 2. Verſchiedene Arten des Gleichgewichts. — 3. Grundſätze des ſtabilen Gleichgewichts in der Politik. — 4. Nur auf dem deutſchen Bunde kann das europäiſche Gleichgewicht beruhen. — 5. Franzöſiſche Politik. — 6. Napoleon und die abendländiſche Völkergemeinſchaft. — 7. Univerſaler Beruf der deutſchen Nation. — 8. Die Grundlagen des deutſchen Bundes ſtehen damit in Uebereinſtimmung. — 9. Seine Schwäche entſpringt aus den öſterreichiſchen und preußiſchen Großmachts-Ideen. — 10. Es kommt nicht auf ein deutſches Parlament, ſondern auf eine deutſche Politik an. 11. Endziel derſelben.

1.

So haben uns denn die deutſchen Probleme wieder zu der europäiſchen Politik zurückgeführt, indem wir geſehen, wie das ehemalige deutſche Kaiſerthum von Anfang an eine vorwiegend internationale Aufgabe gehabt, die nach Auflöſung des deutſchen Reiches dem deutſchen Bunde zufällt, welcher allein der wahre Hort des europäiſchen Gleichgewichts ſein kann, und es ſein muß, wenn überhaupt wieder ein europäiſches Gleichgewicht hergeſtellt werden ſoll.

Jetzt wollen wir dieſen Satz, zu welchem wir durch eine hiſtoriſche Analyſe gelangten, noch weiter discutiren, aber in rationaler Weiſe, alſo von den Bedingungen des europäiſchen Gleichgewichts ausgehend. Führt dieſer Weg dann grade zu demſelben Reſultate wie der andere,

ſo wird ſolches Zuſammentreffen nur um ſo mehr die Richtigkeit dieſes Reſultates verbürgen.

2.

Wie lange hat man nicht ſchon vom europäiſchen Gleichgewicht geſprochen, und wieviel kluge Leute haben ſich in der Gleichgewichtspolitik verſucht, und doch, ſo paradox es klingen mag, ſcheinen grade die allererſten Grundlagen der politiſchen Gleichgewichtstheorie noch niemals unterſucht worden zu ſein. Oder richtiger geſagt, dieſe Theorie iſt immer nur eine überkommene Routine geweſen, wie es denn freilich mit dem größten Theil der Politik noch heute der Fall iſt.

Es iſt aber doch auffallend, wie man den mechaniſchen Begriff des Gleichgewichts anwenden, und demnächſt die geſammten Staatenverhältniſſe nach mechaniſchen Geſichtspunkten betrachten konnte, ohne nur im Geringſten daran zu denken, daß es ſehr verſchiedene Arten des Gleichgewichts giebt. Welche Art von Gleichgewicht ſoll oder kann es denn nun ſein, deſſen Principien man auf die Politik übertragen will?

Die Mechanik lehrt, daß es drei Arten des Gleichgewichts giebt.

1. Nemlich das ſogenannte *abſolute* Gleichgewicht, welches dann entſteht, wenn ein Körper in ſeinem Schwerpunkt unterſtützt wird, und folglich niemals fällt, wie man ihn auch drehen mag. In dieſer Lage befindet ſich z. B. ein Rad auf der Welle, welches man drehen kann, wie man will, es bleibt immer im Gleichgewicht.

2. Das *labile* Gleichgewicht, welches dann entſteht, wenn ein Körper nicht in ſeinem Schwerpunkt, ſondern an einer anderen Stelle unterſtützt wird, und zwar dergeſtalt, daß der Schwerpunkt ſo hoch liegt, daß er bei der geringſten Drehung des Körpers tiefer ſinkt. Da nun der Schwerpunkt immer zu ſinken ſtrebt, ſo wird er die angefangene Drehung um ſo mehr befördern, und daher ein vollſtändiger Umſturz daraus entſtehen. Ein ſolcher Körper hat alſo eine ſtete Neigung zum Fallen, und kann ſich nur durch Balanciren halten, wie z. B. eine Pyramide, welche man auf die Spitze ſtellt.

3. Das *ſtabile* Gleichgewicht, welches dann entſteht, wenn ein

Körper dergeſtalt unterſtützt wird, daß ſein Schwerpunkt ſo tief wie möglich liegt. Wollte man dieſen Körper ein wenig drehen, ſo würde der Schwerpunkt dadurch gehoben, folglich der Drehung widerſtreben, und den Körper in die alte Lage zurückzubringen ſuchen. Dieſer Körper hat dann alſo keine Neigung zum Fallen, ſondern zum Stehen, und leiſtet Widerſtand, wenn man ihn zum Fallen bringen will. In ſolcher Lage befindet ſich jeder Körper, welcher ſenkrecht über ſeinem Schwerpunkt unterſtützt wird, wie z. B. ein hängendes Pendel. Aber die Unterſtützung kann auch von Unten geſchehen, wie z. B. eine Pyramide, welche man auf ihre Baſis ſtellt, in dem allerſtabilſten Gleichgewicht ſteht, weil ſich die ganze Maſſe widerſetzt, wenn man ſie umſtürzen wollte.

Nach den Geſetzen dieſes ſtabilen Gleichgewichts werden die Häuſer gebaut. Auch werden die Schiffe danach befrachtet, dergeſtalt daß, wenn ſie von einer Welle auf eine Seite gedrückt ſind, ſie durch ſich ſelbſt das Streben haben, ſich wieder auf die andere Seite zu neigen. Und ſo zwar ſchaukelnd, aber ohne umzuſchlagen, gelangen ſie durch Sturm und Wogen zu dem erwünſchten Port. Könnte man doch daſſelbe von der Politik ſagen, die wir hingegen tagtäglich umſchlagen ſehen!

Giebt es alſo dieſe drei Arten des Gleichgewichts, — welche derſelben hat man denn im Sinn, wenn man von dem europäiſchen Gleichgewicht ſpricht? Das abſolute Gleichgewicht kann man wohl nicht meinen, denn ſo kann es mit den Staaten nie beſtellt ſein, daß ſie bei allen Veränderungen ihrer Lage doch immer im Gleichgewicht blieben. Ohne Frage kann die wahre Aufgabe der Politik nur auf die dritte Art, d. h. auf das *ſtabile* Gleichgewicht gerichtet ſein. Weil man aber nach einer unkritiſchen Routine mit unklaren Begriffen operirte, ſo war die Folge, daß man in der Wirklichkeit immer nur die zweite Art erreichte, d. h. das *labile* Gleichgewicht.

So iſt mit dem europäiſchen Gleichgewichte ganz daſſelbe geſchehen, wie mit dem Gleichgewicht der Staatsgewalten innerhalb des Conſtitutionalismus. Man iſt in beider Hinſicht nur zu einem Balancirſyſtem gelangt, und wenn das Ding nur ein wenig aus der Balance kommt, ſo wird es nicht etwa durch den natürlichen Zug der Dinge wieder

ins Gleichgewicht geſtellt, ſondern es ſchlägt gänzlich um. Wie viele Conſtitutionen haben nicht in wenigen Jahren vor unſeren Augen dieſen Purzelbaum gemacht, welche doch alle auf dem Gleichgewicht der Staatsgewalten beruhen ſollten! Welche Art von Gleichgewicht wird es alſo geweſen ſein, wenn nicht eben das labile? Und welcher Art muß wohl das große europäiſche Gleichgewicht ſein, welches durch eine Neujahrsrede Louis Napoleons aus der Balance kommt? Es muß wohl eine ſehr ſtarke Neigung zum Fallen haben, und iſt überhaupt nur ein leeres Wort, oder allerhöchſtens nur ein labiles Gleichgewicht.

3.

Auch Staatenverhältniſſe haben ihre Mechanik. Die Anwendung mechaniſcher Begriffe auf dieſelben iſt daher keineswegs ſo unpaſſend, wie manche Leute meinen, welche weder Politik noch Mechanik verſtehen. Aber will man dieſe Begriffe einmal anwenden, ſo ſoll man ſie auch recht anwenden. Wie müſſen ſie alſo angewandt werden, um ein ſtabiles politiſches Gleichgewicht zu erzeugen?

Die Grundbedingung iſt wie geſagt, daß der Schwerpunkt ſo tief wie möglich liegt, die nächſte Frage iſt alſo: was iſt der Schwerpunkt in den Staatskörpern? Nun ſind es wohl vor Allem die natürlichen Intereſſen und Bedürfniſſe der Menſchen, welche inſofern der Schwerkraft gleichen, als ſie immer nach Unten ziehen, und in Folge deren das Leben der Staaten ein fortwährendes Fallen ſein müßte, wenn ſie nicht durch eine andere Kraft gehalten würden. Liegt nun der Stützpunkt, durch welchen ſie gehalten werden, über dem Schwerpunkt, ſo beſteht ein ſtabiles Gleichgewicht. Und dieſes wird der Fall ſein, wenn es eine ſittliche Idee iſt, welche den Stützpunkt bildet, und welche folglich über jener Region der natürlichen Bedürfniſſe und Intereſſen der Menſchen liegt.

Die erſte Nutzanwendung iſt demnach, daß das Gleichgewicht der Staatsgewalten, wie der europäiſchen Staaten, niemals auf bloßen Intereſſen beruhen kann, ſondern daß ſittliche Ideen dazu gehören, und eine bloße Intereſſenpolitik, ſie mag ſo klug ſein wie ſie will, doch immer noch nicht klug genug iſt, um ihre eigene Bornirtheit zu erkennen.

Das Zweite iſt, daß die Unterlage, worauf die Stütze ſelbſt ruht, ſo ſtark und feſt wie möglich ſein muß. Die allerſchlechteſte Unterlage iſt daher jedenfalls die ſogenannte öffentliche Meinung, die ſich nach dem Zeitungswind bewegt, und verloren iſt jedes politiſche Syſtem, welches keinen anderen Halt hat, als dieſe öffentliche Meinung. Oder es müßte zugleich ein ſo wirkſames Bureau des öffentlichen Geiſtes beſitzen, daß es ſich die öffentliche Meinung ſebſt machen kann; in welchem Falle dann aber die Sache die wäre, daß es eigentlich doch nicht auf der öffentlichen Meinung, ſondern auf ſich ſelbſt beruhte.

Eine dritte und ſehr weſentliche Bedingung iſt endlich, daß die ſtärkſten Kräfte, welche unter Umſtänden das Syſtem mit dem Umſturz bedrohen könnten, ſo nahe als möglich um den Stützpunkt verſammelt werden, weil ſie nach dem Geſetz des Hebels um ſo gefährlicher ſind, je weiter ſie nach der Peripherie rücken.

Erwägt man dieſe drei Bedingungen, ſo muß man mit Staunen ſehen, mit welchem ſicheren Inſtinkt das finſtere Mittelalter operirte, deſſen Inſtitutionen ohne Frage alle im ſtabilen Gleichgewicht ſtanden, da ſie trotz aller Erſchütterungen doch niemals ganz umfielen, und darum auch erſt gefallen ſind, nachdem ſie innerlich abgeſtorben waren. Sie waren aber grade um deswillen ſo ſtabil, weil ſie genau dieſen drei Bedingungen entſprachen.

An die Spitze ſtellte man eine religiöſe, oder richtiger geſagt, eine kirchliche Idee, welche den Stützpunkt bildete; zur Unterlage nahm man den Grundbeſitz, d. h. das Feſteſte, was es giebt; endlich ſtellte man die großen Kirchenfürſten und Barone, welche damals am meiſten gefährlich werden konnten, dicht um den Thron herum, — und das ſtabile Gleichgewicht war fertig. Ohne alſo vom Gleichgewicht zu ſprechen, hat das Mittelalter die Bedingungen deſſelben ſehr genau befolgt; woraus man denn erſehen mag, wie dieſe Lehre keineswegs eine bloße Chimäre iſt.

Die modernen Inſtitutionen haben hingegen nur ein labiles Gleichgewicht erreicht, ſo daß ſie der Sache nach nur eine Pauſe in der Revolution ſind, welche daher auch nicht eher beendigt ſein wird, bis man wieder zu einem ſtabilen Gleichgewicht kommt. Freilich iſt die Aufgabe

auch sehr viel schwieriger geworden, weil an die Stelle der aristokratischen Gesellschaft des Mittelalters eine vorwiegend demokratische Gesellschaft getreten ist, die ein viel künstlicheres Arrangement erfordert. Aber die Grundbedingungen bleiben immer dieselben, und man kann auch mit einem demokratischen Material etwas Stabiles herstellen, wenn man es nur gehörig untersucht, um es zweckmäßig zu verwenden. Doch gehört dies selbstredend in die Verfassungslehre, und nicht zu dem Thema dieser Schrift.

4.

Fassen wir jetzt das europäische Gleichgewicht ins Auge, und zwar zunächst nach der so eben bezeichneten dritten Bedingung, so muß sofort auffallen, daß es niemals stabil sein kann, so lange Rußland und Frankreich die beiden Hauptmächte des Continents sind, da beide fast auf die Endpunkte des Hebels wirken, so daß jede derselben ganz Europa erschüttern kann. Zieht man außerdem noch die traditionelle Eroberungspolitik dieser Mächte in Rechnung, so kann selbst nicht einmal ein labiles Gleichgewicht bestehen, außer so lange England als der Balancier wirkt. Wie früher gezeigt, ist dies aber schon seit Jahren nicht mehr der Fall, so daß ein europäisches Gleichgewicht seitdem überhaupt nicht mehr existirt, selbst nicht einmal ein labiles.

Soll es wieder entstehen, und zwar ein stabiles Gleichgewicht, (denn das labile ist kaum der Mühe werth), so gehört dazu eine große Centralmacht, und zwar so groß, daß selbst Rußland und Frankreich zusammengenommen nichts dagegen vermögen. Ja sie kann überhaupt nie zu groß werden, vorausgesetzt nemlich, daß sie ihrer inneren Natur nach nicht zum Angriff disponirt. Es wird also ein föderativer Körper sein müssen, welcher erfahrungsmäßig keine aggressive Politik führt, und seine Centralisation wird im umgekehrten Verhältnisse zu seiner Ausdehnung stehen müssen. Wo können diese Bedingungen besser erfüllt sein als in dem deutschen Staatensystem, außer daß es in der That noch nicht groß genug ist, um dasjenige Aplomb zu haben, welches es haben müßte?

Was die zweite Bedingung anbetrifft, nemlich die Stärke und

Feſtigkeit der Unterlage, ſo kommt es dabei eben ſo ſehr auf eine active wie auf eine paſſive Wirkſamkeit an, und eben deswegen ſagen wir Stärke und Feſtigkeit. Denn ſie muß einerſeits eine große Kraftentwickelung ermöglichen, andererſeits aber zugleich dafür bürgen, daß dieſe Kraft nicht ein wildes Aufbrauſen iſt, welches nach allen Seiten zerſtörend wirken kann, ſondern in dieſem Falle vielmehr Widerſtand leiſten. Nun ſind Rußland und Frankreich allerdings einer ſehr großen Kraftentwickelung fähig, aber nichts bürgt dafür, daß dieſe Kraft ſich nicht grade auf die Zerſtörung des europäiſchen Staatenſyſtems richte, weil dieſe beiden Reiche grade am allerwenigſten mit dem hiſtoriſchen Gefüge dieſes Syſtems verwachſen ſind. Frankreich hat ja ſeine eigene geſchichtliche Entwickelung grundſätzlich beſeitigt, und auf den Trümmern derſelben eine grundſätzlich revolutionäre Macht gegründet, welche den natürlichen Trieb hat, auch das ganze übrige Europa ſich ſelbſt gleich zu machen, und deren Präponderanz daher nur zu einer allgemeinen Zerſtörung führen kann. Was aber Rußland anbetrifft, ſo hat daſſelbe überhaupt nie einen inneren Zuſammenhang mit der abendländiſchen Geſchichte gehabt, und iſt ſeit Peter dem Großen nichts anderes als eine ſyſtematiſirte Maſſengewalt, welche keine andere Tendenz hat, als das ganze europäiſche Staatenſyſtem zu abſorbiren, und alſo die denkbar ſchlechteſte Stütze des europäiſchen Gleichgewichts ſein würde. Dahingegen iſt es grade Deutſchland, in welchem ſich die Continuität der europäiſchen Entwickelung noch am meiſten erhalten hat. Für England gilt dies nur in Beziehung auf die Staatsverfaſſung, denn es iſt eine Inſel, welche nur wenig mit dem Continent gemein hat, deſſen hiſtoriſche Entwickelung ſich vielmehr in Deutſchland concentrirt. Das deutſche Staatenſyſtem reicht mit ſeinen Wurzeln noch heute bis in die Zeiten der Völkerwanderung herab, und unterhält dadurch eine lebendige Verknüpfung der Gegenwart mit der Vergangenheit, worauf alle wahre Bildung beruht. Aus dieſem Grunde hat daſſelbe eine weſentlich conſervative Wirkung, und wird nie die Baſis einer zerſtörenden Gewalt ſein. Andererſeits iſt es doch einer großen Kraftentwickelung fähig, obwohl es allerdings etwas ſehr Unförmliches und Schwerfälliges hat, wobei es aber grade in ſeinem hiſtoriſchen Bau

den allernachhaltigsten Fond von Kräften besitzt, aus welchem immer noch ein Strom entstehen kann, der ganz Europa befruchtet.

Endlich die allerwichtigste Bedingung des europäischen Gleichgewichts würde die Herrschaft einer sittlichen Idee sein. Wie wir nun früher gezeigt, wie es eben in der Idee des alten Kaiserthums lag, ein allgemeines Völkerrecht zur Geltung zu bringen, und einen allgemeinen Frieden herzustellen, während hingegen die rechtlose Arrondirungspolitik von den romanischen Völkern ausgebildet worden ist, so spricht gewiß eine sehr starke Vermuthung dafür, daß sich auch nur in Deutschland die sittliche Kraft finden wird, um dieses unsittliche System wieder zu überwinden, und ein besseres an seine Stelle zu setzen.

Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß anderen Völkern die Begeisterungsfähigkeit für sittliche Zwecke ganz fehle, aber sie scheint ihnen doch nur in geringerem Grade beizuwohnen, und ihre Politik ist immer viel selbstsüchtiger gewesen. Was aber die Hauptsache ist, Deutschland hat in seinem inneren Zustande selbst einen fortwährenden Antrieb, sich über die Verlockungen einer selbstsüchtigen Interessenpolitik zu erheben. Denn es ist ein Staatenbund, dessen Glieder durch keine Zwangsgewalt zusammengehalten werden, noch auch zusammengehalten werden können, sondern nur dadurch ein Ganzes zu werden vermögen, daß das Gefühl einer wechselseitigen sittlichen Verpflichtung in ihnen erstarkt. Dahingegen wird dieser Bund immer ein Bild der Zerrissenheit und Schwäche bleiben, so lange in seinen Gliedern noch eine Politik vorherrscht, welche darauf hinausläuft, sich auf Unkosten seines Nachbarn zu vergrößern, oder aus seinen Verlegenheiten Nutzen zu ziehen, und welche dadurch ein allgemeines Mißtrauen wach erhält, das ein kräftiges Zusammenwirken unmöglich macht. Freiwilliges Sichunterordnen unter einen gemeinsamen Zweck, muß also von allen deutschen Staaten als oberste Pflicht empfunden werden, wenn der deutsche Bund je eine Macht werden soll, der folglich nur eine Macht werden kann durch das Erstarken sittlicher Principien.

Erstarken sie aber, und wird dadurch der deutsche Bund stark, wie sollte er nicht auch nach Außen hin wirken? Und wie sollten nicht diese besseren Grundsätze allmälig auch die Nachbarländer durchdringen?

Wenn dies aber geschähe, — was anderes würde die Folge davon sein, als daß sich wieder eine Gemeinschaft der abendländischen Völker bildete, wie sie in den ersten Zeiten des deutschen Kaiserthums bestand, oder wenigstens erstrebt wurde? Und so würde es ja eben der deutsche Bund sein, welcher sich allmälig zu einem abendländischen Staatenbund erweiterte. Jahrhunderte mögen darüber vergehen, ehe ein solches Ziel erreicht wird. Aber gleichviel, wann und ob es jemals erreicht wird, — als Ziel muß es gelten, und es wäre ein trauriges Zeugniß für die Aufklärung, wenn ihr ein Gedanke zu hoch erschiene, den doch schon das finstere Mittelalter gefaßt und gepflegt hat.

5.

Sollen sich die abendländischen Völker nicht untereinander selbst aufreiben, um hinterher, nachdem sich ihre besten Kräfte verpuft haben, von Rußland absorbirt zu werden, so müssen höhere Ideen zur Geltung gelangen, als diejenigen waren, woraus die Politik der letzten Jahrhunderte entsprungen ist, und worin Frankreich eine so traurige Meisterschaft bewiesen hat.

Deutschland hat diese Meisterschaft am bittersten gefühlt, aber auch grade in dem Verhältniß zu Deutschland ist die Verwerflichkeit der französischen Politik am deutlichsten hervorgetreten. Denn von dem Momente an, wo Frankreich den ersten Fuß auf den Boden des Reiches gesetzt, bis es die Rheingrenze erreichte, — was ist seine Politik anders gewesen, als eine ununterbrochene Reihe von Acten der Hinterlist, des Betruges oder der rohen Gewalt? Und kein einziger Lichtstrahl fällt auf diese Geschichte, der den denkenden Geist durch die Ahnung eines höheren Zweckes zu versöhnen vermöchte. Oder was ist endlich das Resultat dieser Politik mit ihren jahrhundertlangen Kämpfen gewesen, als daß Frankreich um einen Grenzstreifen breiter geworden, um eine desto breitere Basis für den Sultanismus eines Louis XIV. zu bilden, woraus sich der Krater der Revolution erhob, und worauf sich dann schließlich der Napoleonismus gesetzt, um die Blüthe der französischen Civilisation zu repräsentiren?

Ob einige hundert Quadratmeilen Land zu Deutschland oder

Frankreich gehören, das kann allerdings für das eine oder das andere sehr wichtig sein, und so ist in der That der Verlust von Metz und Straßburg für Deutschland ganz unersetzlich gewesen, und hat eine bis diesen Tag noch blutende Wunde zurückgelassen; aber von welcher Wichtigkeit ist es denn für die höheren Zwecke der abendländischen Völkergemeinschaft gewesen? Frankreich war ja schon vordem eine starke Macht. Es hätte durchaus keiner Vergrößerung bedurft, um den Beruf zu erfüllen, den ihm Ludwig der Heilige gezeigt hatte, und wenn es diesen Fußtapfen folgend sich eine Herrschaft im Orient gegründet hätte, das wäre ein Gewinn für das ganze europäische Abendland geworden. Statt dessen ist es aber grade Frankreich gewesen, welches das erste Beispiel gab, das Gefühl der Gemeinschaft, wodurch einst die abendländischen Völker gegen den Islam verbunden waren, mit Füßen zu treten, indem schon der ritterliche Franz I. sich mit Soliman gegen Kaiser Karl V. verband. Dieser Bund, welcher damals die ganze Christenheit ärgerte, ist zwar hinterher als ein Zeichen einer besonders freisinnigen Politik beschönigt, welche sich zuerst über die Vorurtheile des Mittelalters zu erheben vermocht hätte, sollte aber richtiger als ein Zeichen von Gesinnungslosigkeit gelten, und beweist wenigstens, daß das Gefühl einer abendländischen Völkergemeinschaft grade bei den Franzosen am schwächsten sein mußte.

Nicht besser, oder vielmehr noch schlechter, verhält es sich mit der gepriesenen Politik, welche die französischen Könige seit Philipp dem Schönen gegen das Pabstthum beobachteten, wodurch sie angeblich die Aufklärung befördert haben sollen. Allerdings diejenige Aufklärung, welche sich späterhin in dem Hirschpark offenbarte, und schließlich eine Dirne zur Göttin der Vernunft erhob. Man vergleiche aber diese Politik mit derjenigen der deutschen Kaiser. Diese hatten sich wiederholt, und nicht ganz ohne Erfolg bemüht, das Pabstthum, in welchem sie eine für die Erhaltung der abendländischen Einheit sehr wichtige Institution erkannten, zu reinigen, jene aber richteten vielmehr ihr Bestreben darauf es zu corrumpiren, um es dann zu einem um so brauchbareren Werkzeug der französischen Politik zu machen. Auch ist ihnen dies nur zu wohl gelungen, aber eben dadurch das große Schisma

hervorgerufen worden, welches ſpäterhin die Reformation nöthig machte, wodurch die abendländiſche Kirchengemeinſchaft zerriß.

Es iſt alſo grade Frankreich geweſen, durch deſſen Politik die höheren ſittlichen Principien des Mittelalters ihre practiſche Geltung verloren haben.

6.

Auch iſt grade Frankreich am allerwenigſten befähigt, ſelbſt wenn es je den Willen dazu bekommen ſollte, die zerriſſene Gemeinſchaft der abendländiſchen Völker wieder herzuſtellen, weil grade der franzöſiſche Nationalgeiſt von Allen der bornirteſte und excluſiveſte iſt. Wie jede franzöſiſche Provinzialſtadt ein Miniaturbild von Paris vorſtellen ſoll, ſo will dieſer franzöſiſche Geiſt auch jedes Land, worüber er Einfluß gewinnt, ſofort zu einem Abbild von Frankreich machen, und kennt keinen höheren Gedanken, als alle Welt mit ſeinen Departements und Arrondiſſements, mit ſeinem Decimalſyſtem und ſeinem Code zu beglücken. Darüber hinaus kommt kein Franzoſe! Sich an Frankreich anſchließen, heißt daher für jedes Land nichts anderes, als im Franzoſenthum aufgehen, und die Franzoſen ſelbſt haben es niemals anders verſtanden.

Wie klar ſpricht in dieſer Hinſicht das Beiſpiel Napoleons I.! Käme es bloß auf materielle Machtmittel an, um das abendländiſche Europa zu vereinigen, — wer hätte ſie mehr beſeſſen als Napoleon? Und wie nahe hätte ihm der Gedanke gelegen, grade dadurch für Frankreich ſelbſt die allerehrenvollſte Stellung zu erringen! Auch hat er dieſen Gedanken allerdings gehabt. Aber wie hat er ihn aufgefaßt, und wie hat er ihn auszuführen verſucht? Wir werden es jetzt zeigen.

Setzt nemlich jedes große Streben ein großes Ziel voraus, ſo muß ein Napoleon freilich wohl ein großes Ziel verfolgt haben, und wer möchte glauben, daß ein ſo außerordentlicher Mann lediglich von Selbſtſucht getrieben geweſen wäre. Er hat alſo gewiß ſein Ideal gehabt, ſonſt wäre er nie der große Napoleon geworden. Und wenn ihm nichts über den Genuß des Herrſchens ging, ſo hat er doch wohl in der Herrſchaft noch etwas mehr geſucht als eben nur ſeine eigene Verherrlichung, ſondern er hat durch ſeine Herrſchaft ſein Ideal zu realiſiren

gesucht, und eben dies ist doch wohl sein höchster Genuß gewesen. Wir wollen also gern glauben, daß neben der Selbstsucht doch auch noch ein höherer Dämon in ihm steckte. Aber selbst wenn wir die ungeheuren Excesse dieser Selbstsucht mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur entschuldigen, und nur den idealen Kern, welcher in diesem unreinen Element verhüllt lag, für das eigentliche Ziel seines Strebens ansehen, — können wir denn dieses Ideal selbst nur für etwas Wahres halten?

Man weiß, wie Napoleon, der die Ideologie so verabscheute, doch auch seinen ideologischen Hang hatte, nemlich auf St. Helena, wo er sich selbst auf die bloße Gedankenwelt angewiesen sah, und nachdem er keine Thaten mehr verrichten konnte, nun um so mehr über sein thatenreiches Leben nachdachte, und von den großen Projecten redete, die er noch mit sich herumtrug, wie von den hohen Intentionen, welche angeblich seine früheren Unternehmungen geleitet hätten, und dabei seiner ganzen Politik einen Sinn unterlegte, den die geschichtliche Kritik kaum jemals darin finden wird. Aber lassen wir dies, und sehen nur als eine Selbsttäuschung an, was doch gar sehr wie eine beabsichtigte Täuschung aussieht. Also zugegeben, daß er alle die Intentionen, von denen er auf St. Helena geredet, auch wirklich gehabt, — worauf laufen sie denn hinaus?

Die ganze abendländische Welt wollte er vereinigen, daran ist kein Zweifel. Es sollte mit dem abendländischen Kaiserthum ein buchstäblicher Ernst werden, aber wahrlich nicht nach der christlichen Idee des heiligen römischen Reiches, wie dasselbe von den großen deutschen Kaisern angeschaut und angestrebt war, sondern nach der Idee des alten heidnischen Imperiums, welches nicht wie jenes sprach: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden" sondern „Ehre sei dem Imperator, Knechtschaft auf Erden," und in welchem alle Eigenthümlichkeit der Völker in einer eintönigen Centralisation erlöschen sollte. Er sagt es selbst: j'eus voulu pour toute l'Europe l'uniformité des monnaies, des poids, des mesures, l'uniformité de législation. Pourquoi mon code Napoléon n'eût-il pas servi de base à un code européen, et mon université impériale à une université européenne? De la sorte nous

n'eussions réellement composé, en Europe, qu'une seule et même famille. Chacun en voyageant n'eût pas cessé de se trouver chez lui. (Mémorial de St. Hélène).

Alſo die Uniformität, das war ſein Ideal. Und nicht bloß in den Maßen und Gewichten, auch nicht bloß in den Geſetzen, ſondern ſelbſt im Denken ſollte ſie beſtehen. Ganz Europa ſollte ſo denken wie die kaiſerliche Univerſität, dieſe aber, — das war ſein Hintergedanke, — ſollte wieder grade ebenſo denken wie der Kaiſer. Dann freilich ließe die Einheit wohl gar nichts zu wünſchen mehr übrig. Ja die Welt brauchte dann überhaupt nicht mehr zu denken, das ganze Geſchäft würde in den Tuilerien beſorgt. Das war ſein wirklicher Ernſt. Und damit dieſe vortreffliche Einheit nicht vielleicht noch durch die Kirche geſtört werden, und ſich dereinſt nicht etwa die Kämpfe zwiſchen Pabſtthum und Kaiſerthum wiederholen könnten, ſo ſollte bekanntlich auch jenes nach Paris verpflanzt werden, um unter den Augen des Kaiſers ſelbſt ein Inſtrument der kaiſerlichen Centraliſation zu werden.

Er hielt dies für einen beſonders fruchtbaren Gedanken, und welche Frucht er davon erwartete, werden wir ſogleich hören. „L'établissement de la cour de Rome dans Paris eût été fécond en grands résultats politiques; cette influence sur l'Espagne, l'Italie, la confédération du Rhin, la Pologne, aurait resserré les liens fédératifs du grand empire; et celle que le chef de la chrétienté avait sur les fidèles d'Angleterre, d'Irlande, de Russie, de Prusse, d'Autriche, de Hongrie, de Bohème, fût devenue l'héritage de la France.“ (Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, Mélanges historiques, dictés à Montholon). Die römiſch-katholiſche Kirche ſollte ſich in eine franzöſiſch-katholiſche verwandeln, deren ausdrückliche Beſtimmung es dann geweſen wäre: die kaiſerliche Herrſchaft zu befeſtigen, den Einfluß Frankreichs auszubreiten, und den Glanz von Paris zu erhöhen. Unter dieſem Geſichtspunkte betrachtete Napoleon die Kirche, und unter dieſem Geſichtspunkte ſchien ſie ihm ſeiner vollſten Aufmerkſamkeit, und ſogar ſeiner hohen Gunſt würdig zu ſein. Es iſt kein Zweifel daran. „C'est un fait constant,“ fährt die ſo eben angeführte Stelle fort, „qui deviendra démontré tous les jours

davantage, que Napoléon aimait sa religion, qu'il la voulait faire prospérer, l'honorer; mais en même temps s'en servir comme un moyen social pour réprimer l'anarchie, consolider sa domination en Europe, accroître la considération de la France et l'influence de Paris, objet de toutes ses pensées. A ce prix il eût tout fait pour la propagande, les missions étrangères, et pour étendre, accroître la puissance du clergé. Déjà il avait reconnu les cardinaux comme les premiers de l'état; ils avaient le pas dans le palais sur tout le monde: tous les agents de la cour papale eussent été dotés avec magnificence, et de manière à ce qu'ils n'eussent rien à regretter de leur existence passée. C'est par une suite de tout cela, que Napoléon était sans cesse occupé de l'amélioration, de l'embellissement de Paris. Il fallait que Paris fût la ville unique, sans comparaison avec toutes les autres capitales: les chefs-d'oeuvre des sciences et des arts, les musées, tout ce qui avait illustré les siècles passés s'y devait trouver reuni; les églises, les palais, les théatres devaient être au-dessus de tout ce qui existe. Napoléon regrettait de ne pouvoir y transporter l'église de Saint-Pierre de Rome; il était choqué de la mesquinerie de Notre-Dame.“ Alſo kurz geſagt, Alles ſollte zur Verherrlichung des großen Kaiſers, der großen Hauptſtadt, und der großen Nation dienen, ſelbſt die Religion. Und eben darin ſollte die Einheit der abendländiſchen Völker beſtehen, daß ſie alle den Abglanz dieſer Herrlichkeit zurückſpiegelten, — und nebenbei Recruten für die große Armee zu liefern hätten, welche doch wohl die allerunentbehrlichſte Stütze des ganzen Syſtems geweſen ſein dürfte.

Das war das napoleoniſche Ideal. Geſetzt aber, daß dieſes Ideal erreicht wäre, wohin würde es führen? Hundert Jahre würden genügen, um Alles, was dem abendländiſchen Europa eigenthümlich iſt, worauf ſeine geſchichtliche Bedeutung beruht, und woraus ſeine Kraft entſpringt, für immer zu ertödten, und ein neues China oder ein neues Byzanz daraus zu machen. Denn würde wirklich eine Familie daraus, wie es in der angeführten Stelle heißt, ſo lehrt ja die Erfahrung, wie alle Familien, welche ſich auf ihre verwandtſchaftlichen Kreiſe abſchließen,

gar bald verkümmern und degeneriren. Mit der beabsichtigten Völkerfamilie würde es wohl ganz eben so ergehen, da es doch grade das freie Nebeneinanderbestehen verschiedener Völkerfamilien, und die gegenseitige Einwirkung derselben ist, welche die Lebendigkeit der europäischen Entwickelung verbürgt, während hier grade die Eigenthümlichkeit der Völker in dem Franzosenthum erstickt werden, und dann die daraus entspringende Uniformität und Monotonie gar für das Ideal gelten soll.

Anders freilich war das Ideal des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, welches sich nicht in einer großen Weltstadt concentriren wollte, sondern nicht einmal für Deutschland selbst eine Hauptstadt gehabt hat; welches ferner die dazu gehörigen Nationalitäten nicht in das Deutschthum auflösen wollte, wie Napoleon in das Franzosenthum, sondern allen ihre Eigenthümlichkeit ließ; und welches endlich, weit davon entfernt, durch eine kaiserliche Universität eine Herrschaft über die Geister zu erstreben, oder gar den Pabst in einen Reichs-Hofcaplan verwandeln zu wollen, niemals eine Reichsuniversität zu errichten versuchte, und vielmehr in der Unabhängigkeit der Kirche ein Hauptbollwerk der geistigen Freiheit ehrte. Denn es ist die Schuld des Pabstthums, nicht aber des deutschen Kaiserthums, wenn dieses Bollwerk der geistigen Freiheit dann selbst zu einer Zwingburg der Geister wurde. Das Ideal des deutschen Kaiserthums lief auch nicht darauf hinaus, die abendländischen Völker zu einer Familie zu verbinden, sondern zu einer Gemeinde, und das Band der Gemeinschaft sollte nicht etwa das Decimalsystem und irgend ein Code-Barbarossa sein, sondern es sollten die zehn Gebote und das Evangelium sein, wonach sich das der Gemeinde selbst einwohnende Recht zu entwickeln hätte, dergestalt, daß dieses Recht nicht aus der kaiserlichen Majestät entspringen, sondern von derselben geschützt werden sollte. Und eben dieser Rechtsschutz galt als das kaiserliche Amt, zu dessen Ausübung die kaiserliche Majestät selbst von Rechtswegen verpflichtet wäre; wie sie denn auch selbst vor dem Pfalzgrafen zu Recht stehen, und wenn sie ihre Pflicht verletzte, nach Umständen von der Kirche gebannt, und von den Fürsten abgesetzt werden sollte. Gewiß, das sieht etwas anders aus, als das napoleonische Ideal.

Nun ist es freilich bekannt genug, daß dieses Ideal des heiligen

römischen Reiches selbst in den besten Zeiten des Kaiserthums bei weitem nicht erreicht wurde, wie überhaupt kein Ideal erreicht wird. Wenn es aber erreicht wäre, und selbst nur annäherungsweise, so würde doch ein vortrefflicher Zustand daraus hervorgegangen sein, und man wird bedauern müssen, daß es nicht erreicht wurde. Dahingegen wird man sich Glück zu wünschen haben, daß das napoleonische Ideal nicht erreicht wurde. Denn man wird wohl sagen müssen, daß dieses napoleonische Ideal, selbst als Ideal, doch nur eine gleißende Lüge ist, während das Ideal des deutschen Kaiserthums eine ewige Wahrheit enthält, welche nicht an die mittelalterliche Form gebunden ist, in welcher sie damals erschien, sondern in jedem Zeitalter eine neue Form annehmen kann.

Auch wird man desgleichen sagen müssen, daß grade Frankreich am allerwenigsten befähigt oder berufen ist, die abendländische Völkergemeinschaft wieder herzustellen, da es vielmehr einst die mächtigste Ursache ihrer Zerreißung war, wie es bis diesen Tag durch seine Eitelkeit und Herrschsucht das mächtigste Hinderniß ihrer Wiederherstellung ist, und dieselbe durch sein, alle geschichtlichen Zusammenhänge vernichtendes, Revolutionsprincip ganz unmöglich macht. Nie kann daher diese Gemeinschaft wiederhergestellt werden, ehe nicht Frankreich von seiner dermaligen Präponderanz dergestalt heruntergebracht wird, daß es in Zukunft wenigstens unschädlich ist. Und nur auf den Wällen von Paris kann ein dauernder Friede für das abendländische Europa gewonnen werden. Da wurde der Friede im Jahre 1814 erkämpft, der dann doch volle vierzig Jahre vorgehalten hat.

7.

Ist das ganze Staatensystem des abendländischen Europa's von den germanischen Völkern gegründet worden, Deutschland aber der Kern des Germanismus, welche andere Nation könnte zur Wiederherstellung der abendländischen Völkergemeinschaft berufen sein als eben die deutsche? Auch ist keine andere durch ihre geistigen Anlagen so zu einer universalen Stellung befähigt als eben die deutsche. Und endlich, welche andere Nation hätte zugleich um ihrer selbst willen einen so starken Antrieb dazu, als abermals die deutsche? Denn es giebt überhaupt

kein anderes Mittel um die deutſche Nation wieder zu heben, als daß ſie dieſen Weltberuf ergreift.

Es iſt keine Einbildung der Nationaleitelkeit, wenn wir den Deutſchen eine ſolche Beſtimmung zuſchreiben, ſondern die Univerſalität iſt ihr thatſächlicher Charakter, und ſogar ihr unverlierbarer Charakter, ſo gewiß als die Thatſachen ſelbſt beweiſen, wie alle entſcheidenden Wendepunkte der deutſchen Geſchichte immer Ereigniſſe waren, an welchen faſt ganz Europa Theil nahm. Und wenn man jetzt verſuchen will, den Geiſt der deutſchen Nation auf die Grenzen eines kleinen Deutſchlands einzuengen, ſo iſt es gut ſich dieſe Thatſachen zu vergegenwärtigen, welche für ſich ſelbſt ſchon die allerſchlagendſte Kritik ſolcher Verſuche bilden. So mögen denn hier einige dieſer Thatſachen folgen.

War das alte deutſche Kaiſerthum ſeiner Idee nach eine univerſale Inſtitution, ſo mußte auch grade in der Kataſtrophe dieſes Kaiſerthums die univerſale Bedeutung deſſelben am deutlichſten hervortreten. Und wie iſt ſie hervorgetreten bei dem Sturz der Hohenſtaufen, ſogar in ganz ſinnlicher und handgreiflicher Weiſe! „Nicht ohne Bedeutung iſt es", ſagt der nüchterne Pfiſter (Geſchichte der Teutſchen), „daß in der Schlacht bei Tagliacozzo (wo der letzte Hohenſtaufe erlag), Teutſche und Spanier gegen Provencalen und Franzoſen, auf beiden Seiten aber Italiener und Sicilianer gegen einander geſtanden ſind, während der Engländer Richard und der Caſtilianer Alphons zugleich den teutſchen Königstitel trugen, alſo daß zuletzt alle abendländiſchen Völker bei dem Schluſſe des großen Dramas zuſammentreffen." Dennoch erhob ſich das deutſche Kaiſerthum wieder aus ſeinen Trümmern, und die univerſale Tendenz der deutſchen Nation war nicht erloſchen, aber ſie wandte ſich nunmehr auf die innere Seite des Völkerlebens. So berief der Kaiſer Sigismund das Concilium von Coſtnitz, die größte und glänzendſte Verſammlung, die es je in Europa gegeben. Und daß ein ſolches Concil nur von dem deutſchen Kaiſer berufen werden könne, war damals noch ſo allgemein anerkannt, daß es ſelbſt der pariſer Kanzler Gerſon erklärte. Dieſes Concilium war die Einleitung zur Reformation, wodurch alle kirchlichen und politiſchen Fragen jener Zeit miteinander verflochten wurden, und der Knoten des

Ganzen lag in Deutschland. Ein Jahrhundert darauf entstand daraus der dreißigjährige Krieg, und Deutschland wurde nun das europäische Schlachtfeld. Der westphälische Friede aber wurde die Basis des ganzen neueren Völkerrechts; wie auch in der Friedensurkunde ausdrücklich fast alle europäischen Staaten eingeschlossen wurden, als namentlich Spanien, Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Rußland, Polen, Venedig und Savoyen. Von da an hat diese Urkunde als ein europäisches Grundgesetz gegolten, bis zur französischen Revolution. Abermals wurde dann Deutschland das europäische Schlachtfeld, und abermals wurde die wiener Congreß-Acte die neue Basis des europäischen Völkerrechts.

Immer ist Deutschland ein universales Land gewesen, der große Unterschied der Zeiten aber der, daß diese Universalität seit der Reformation nur in passiver Weise zur Erscheinung kam, weil die deutsche Nation zu schlaff geworden war, um ihren universalen Beruf in activer Weise geltend zu machen, wie sie vordem gethan. Gleichwohl hat sie ihn doch nie ganz aufgegeben, sondern sie hat seitdem studirt, sie hat sich eine universale Bildung erworben, und dann die großartigsten Gedankensysteme hervorgebracht, welche das neuere Europa kennt, und eine Literatur entwickelt, welche an Vielseitigkeit alle anderen sehr weit übertrifft. Was aber die Hauptsache ist, sie hat sich durch die aus der Reformation hervorgegangene Kirchenspaltung sogar selbst in die Nothwendigkeit versetzt eine universale Richtung zu nehmen, oder in Zukunft auf alle europäische Activität zu verzichten. Da liegt der Mittelpunkt der Frage!

Oder ist es nicht eben die Kirchenspaltung, wodurch die Bildung eines abgeschlossenen Nationalkörpers für Deutschland ganz unmöglich wird? Denn wie sollte ein solcher zu Stande kommen? Jedenfalls doch nur durch eine ungeheure Revolution, welche folglich die tiefsten Grundlagen unseres Volkslebens aufrütteln würde. Geschähe dies aber, wie unvermeidlich wäre es, daß auch die confessionellen Fragen mit in diesen Proceß einträten, und was würde dann aus der deutschen Einheit?

Nur Leute, welche den Geist der deutschen Nation nach ihrer

eigenen Flachheit abschätzen, mögen sich einbilden, diesen ungeheuren Riß mit der banalen Phrase der Trennung von Staat und Kirche zu verkleben, wer aber die deutsche Geschichte nicht gradezu für ein Puppenspiel ansieht, welches erst durch die Staatsmänner von Gotha einen wahren Inhalt bekäme, wird nicht umhin können, in dieser außerordentlichen Thatsache der Kirchenspaltung, welche grade aus dem Schooße der deutschen Nation hervorgegangen, und um derentwillen keine Nation soviel gekämpft und gelitten hat als grade die deutsche, etwas mehr zu sehen als nur ein unangenehmes Hinderniß der deutschen National-Einheit, worüber man wohl noch mit den Eisenbahnen hinwegkäme; sondern wenn irgend etwas für den Weltberuf der deutschen Nation von Bedeutung ist, so wird es wohl eben dieses Hinderniß sein, welches allerdings die Constituirung eines deutschen Nationalkörpers gradezu verunmöglicht, dafür aber auch grade die deutsche Nation allein dazu geeignet macht, die abendländische Völkergemeinschaft herzustellen, weil sie in sich selbst die beiden Kirchen umfaßt, welche noch bis diesen Tag das wichtigste Band der Gemeinschaft für die abendländischen Völker bilden. Denn durch den Protestantismus mit England und Scandinavien verbunden, durch den Katholicismus aber mit den romanischen Völkern und den westlichen Slawen, hat Deutschland dadurch die Fähigkeit den Kern einer großen Allianz zu bilden, die sich nach allen Seiten erweitern kann, und dadurch wohl bald ein solches Gewicht gewinnen müßte, daß Deutschland die entscheidende Macht Europa's würde, wie es das deutsche Reich unter den großen Kaisern war.

Ja, nicht nur die *Befähigung* hat die deutsche Nation dazu, sondern auch die *Pflicht*, und zwar ebenso sehr um Europa's willen als um ihrer selbst willen, so gewiß als grade seit der Reformation die abendländische Völkergemeinschaft zerrissen ist, und so gewiß als der dadurch in Deutschland selbst entstandene Riß nur dadurch zu heilen ist, daß die Nation ein Princip ergreift, welches über den Gegensatz der Confessionen hinausreicht. Was kann aber ein solches Princip sein? Doch gewiß nicht der Constitutionalismus, der nicht etwa *über* diesem Gegensatz steht, vielmehr *tief darunter*, sondern es kann

eben nur die abendländische Völkergemeinschaft sein, welche beide Confessionen umfaßt, und in welcher Katholicismus und Protestantismus nicht mehr als Gegensätze sondern als die integrirenden Momente der Totalität erscheinen. Diese große internationale Aufgabe ist der eigentliche Nationalberuf der Deutschen. Und eben darauf ist die deutsche Geschichte von vornherein angelegt, sogewiß als diese Geschichte eben damit beginnt, daß die deutschen Völker das römische Reich stürzten, und dadurch das ganze neuere Staatensystem des abendländischen Europa's gegründet, und von da an, wie vorstehend nachgewiesen worden, immer eine universale Bedeutung behalten haben, die ihnen selbst das Mißgeschick und der Verfall der letzten drei Jahrhunderte doch niemals zu rauben vermochten.

Und jetzt sollte dieses ungeheure Drama der deutschen Geschichte wie eine kleinstädtische Posse endigen, wo der Hans doch endlich seine Grete freiet, zur vollsten Befriedigung eines hohen kleinstädtischen Publicums, daß nun endlich doch ein kleines Deutschland zu Stande käme, und sogar mit einem kleinen deutschen Parlamente! Denn nun fehlte wohl nur noch eine kleine deutsche Colonie, mit einer kleinen deutschen Flotte, wie andererseits ein kleines Paris, mit einem kleinen Triumphbogen für die kleinen deutschen Triumphe, und einem kleinen Pantheon für die großen Kleindeutschen, — um die tiefste Sehnsucht aller liberalen deutschen Spießbürger für immer zu stillen! Das also wäre des Pudels Kern, um dessentwillen die Ottonen, und die Hohenstaufen, und die Reformatoren gekämpft, und um dessentwillen das deutsche Blut so oft und so lange in Strömen geflossen, daß sich endlich ein kleines Deutschland constituirte, welches beinahe ein Miniaturbild von Frankreich und England zusammen genannt werden könnte, und welches, statt die ihm so nothwendige Erweiterung nach allen Himmelsgegenden zu erstreben, vielmehr seine eigene Verengerung bezweckte, mit ausdrücklicher Verleugnung einer tausendjährigen Geschichte, ohne irgend welche hohe Ziele, sondern seine Herrlichkeit nur suchend in dem verfassungsmäßigen Regime nach einer kleindeutschen Charte, aus den ausländischen Constitutionen zusammengestoppelt, worin die nach Tacitus nur sich selbst vergleichbare Nation dann freilich wohl die ewige Ruhestätte finden

würde, seitdem sie auch den letzten Rest von Aehnlichkeit mit sich selbst verloren hätte, nach dem Thatendrang ihrer Ahnen zu einem doctrinairen Skelett vertrocknet, und die Magna Germania zu einem Groß-Gotha geworden!

8.

Wahrlich nicht aus einem solchen Zusammenschrumpfen des deutschen Geistes auf die Idee eines kleindeutschen Constitutionalismus kann die deutsche Größe hervorgehen, und weit entfernt daher unsere Anstrengungen auf die für die deutsche Nation ganz unmögliche Bildung eines abgeschlossenen Nationalkörpers zu richten, kommt es vielmehr auf eine internationale Wirksamkeit an. Und nicht darin liegt die Wichtigkeit Deutschlands für das europäische Gleichgewicht, daß sich doch möglicherweise ein kleindeutscher Staatskörper daraus machen ließe, der freilich beinahe ebenso groß, aber jedenfalls viel schwächer sein würde als Frankreich, und in höherer Beziehung sogar gänzlich werthlos wäre, weil er eigentlich gar nichts repräsentirte, außer etwa das Nachahmungstalent einer gelehrten Verkommenheit, — sondern darin liegt die Wichtigkeit Deutschlands, daß es etwas hervorzubringen vermag, was weder Frankreich, noch England, noch Rußland hervorbringen können, noch auch jemals wollen werden: nemlich einen großen Völkerbund, der nicht bloß dazu dient, um als ein Zusatzgewicht in die rechte oder linke Schale geworfen zu werden, je nachdem die eine oder die andere überzuschlagen droht, sondern für sich selbst so schwer ist, daß er diesem Balancirsystem ein Ende macht, und durch sich selbst ein stabiles Gleichgewicht begründet, welches Europa seit drei Jahrhunderten nicht gekannt hat.

Und eben deswegen besitzt der deutsche Bund die Fähigkeit dazu, weil er nach seinen wesentlichen Grundlagen selbst eine bloß völkerrechtliche Verbindung ist, welche zwar um deswillen keineswegs ausschließt, daß die Mitglieder derselben sich nach allen Richtungen des Nationallebens immer inniger mit einander vereinigen, dieses aber durch keine politische Form erzwingen will, noch erzwingen kann, auch andererseits gar nicht fordert, daß in allen dazu gehörigen Staaten ein deut-

sches Nationalleben bestehe, sondern gar keinen Anstoß daran nimmt, wenn irgendwo italienisch oder slawisch gesprochen wird, oder wie dem Volke der Schnabel gewachsen sein mag; zumal da auch die großen deutschen Kaiser sich durch solche nationalen Differenzen durchaus nicht genirt fühlten, sondern das große deutsche Reich, wie schon bemerkt, selbst immer mehrsprachig gewesen ist. Warum sollte denn nun dieser Bund nicht an die Stelle des ehemaligen Reiches treten können, welches ja auch kein eigentlicher Nationalkörper, und noch viel weniger jemals ein Staat gewesen ist, sondern der Hauptsache nach nur eine Landfriedens-Anstalt war, grade wie es der deutsche Bund ist? (Vgl. Zöpfl, Deutsches Staatsrecht). Und warum sollte dieser Bund nicht dieselbe Expansivkraft gewinnen können, welche einst das Reich besaß, während es ihm doch viel leichter sein muß neue Mitglieder zu gewinnen, da er die Souveränität der Einzelstaaten nur sehr wenig beschränkt, und insbesondere keine Oberhoheit über dieselben in Anspruch nimmt, wie es das ehemalige Kaiserthum allerdings that? Was hindert denn also, daß er mit der Zeit eine noch größere Macht wird, als es das deutsche Reich je gewesen ist?

Freilich wird er immer unwirksam bleiben, wenn er sein soll, was er weder ist noch sein kann, nemlich eine Central-Anstalt für die deutsche National-Entwickelung, aber warum sollte er denn nicht zu einer internationalen Wirksamkeit befähigt sein, die ja auch für das alte deutsche Kaiserthum als die Hauptsache galt, so lange es selbst etwas wirklich Großes war? Was gehört denn weiter dazu, als daß in der deutschen Nation wieder die Erkenntniß ihres großen internationalen Berufes erwacht, und noch mehr der lebendige Trieb, diesen Beruf auch thatkräftig zu erfüllen? Der alte furor teutonicus und eine neue deutsche Idee gehören dazu, und sonst nichts weiter.

Wird denn aber eine kleindeutsche Constitution das Wunder vollbringen, das Pygmäengeschlecht der Neutralitätspolitiker in altdeutsche Recken zu verwandeln, oder in dem vertrockneten Gehirn eines Schulpedanten einen großen weltbewegenden Gedanken zu erwecken? Wäre ein solches Wunder zu hoffen, so könnte es wohl der deutsche Bund noch viel eher bewirken, denn wenn doch zu diesem Bunde Staaten

gehören, deren Territorien weit über die Grenzen Deutschlands hinausreichen, so ist wohl kein Genieblitz erforderlich, um dadurch auf den Gedanken geführt zu werden, daß auch wohl die Interessen Deutschlands noch über seine Grenzen hinausreichen, und keineswegs in dem letzten deutschen Dorfe aufhören, wie der Moniteur und Fürst Gortschakoff uns lehren wollen. Wenn aber selbst in der Metropole der Intelligenz noch Stimmen erschallen, welche ganz dasselbe aussprechen, und unumwunden behaupten, daß es weder jenseits der Alpen noch an der unteren Donau deutsche Interessen gäbe (wo nur Frankreich, Rußland und Sardinien Interessen zu haben scheinen), sondern daß die eigentlich deutschen Interessen erst dann anfangen würden, wenn die Franzosen über den Rhein kämen, was sie doch so feierlich nicht zu thun versprochen hätten, — ist es denn etwa der deutsche Bund, welcher die Verantwortlichkeit für diese Intelligenz trägt?

Und doch ist die vornehmste Quelle des Unglücks grade diese Intelligenz, welche, anstatt die deutsche Nation auf ihren internationalen Beruf hinzuweisen, und zur Erfüllung desselben anzutreiben, ihr vielmehr tagtäglich vorredet, daß sie überhaupt keinen internationalen Beruf habe, sondern den Triumph ihres Geistes in der Neutralität und in einem kleindeutschen Constitutionalismus suchen müsse. Dann gehörte ja freilich nur ein geschickter Schneider dazu, um ihr aus englischen, belgischen, französischen und nordamerikanischen Lappen das constitutionelle Gewand zusammen zu nähen, und etwa noch einige Watte, um sie demnächst zum Helden auszustaffiren; und an Schneidern ist ja kein Mangel, so wenig als an Watte, welche bei so vielen Männern des Intelligenzstaates die Stelle des Gehirns zu vertreten scheint. Was ist aber von einem Geschlecht zu erwarten, für welches sich die Bühne der Geschichte zu einer constitutionellen Schneiderbude verwandelt? oder welches nur parlamentiren und diplomatisiren will, wo es vielmehr auf Hauen und Schießen ankommt? Ja, was kann überhaupt aus einer Nation werden, die grade das nicht thut, wozu sie berufen ist, statt dessen aber thun will, wozu sie nicht berufen ist? Denn was ist für jeden offenen Kopf so unbestreitbar als der internationale Beruf der deutschen Nation, wie andererseits ihr Nichtberuf für constitutionelle Experimente!

9.

Wer wird die Mängel der deutschen Bundesverfassung verkennen? Sie liegen vor Augen, und sind kaum jemals bestritten worden, nur daß es sehr schwierig ist sie zu verbessern. Aber so mangelhaft diese Verfassung auch sein mag, so ist doch jedenfalls die Handhabung derselben noch viel mangelhafter gewesen. Ja, wir behaupten unumwunden, daß es einer umsichtigen und kräftigen Praxis sehr wohl gelingen könnte, die principiellen Mängel derselben ganz unschädlich zu machen, und wenn eine solche Praxis einträte, durchaus kein dringendes Bedürfniß zu einer Veränderung mehr vorliegen würde.

Darauf nemlich kommt Alles an, ob der deutsche Bund das Centrum der deutschen Polizei oder der deutschen Politik sein soll? Hat er nun in ersterer Hinsicht die kühnsten Erwartungen übertroffen, ohne in letzterer Hinsicht auch nur die allermäßigsten zu befriedigen, so weiß doch jedermann, daß dies gleichwohl nicht die Schuld des Bundes ist, der für sich selbst gar nichts thut, sondern nur nach den Instructionen der betreffenden Regierungen handelt. Nicht minder bekannt ist, daß der deutsche Bund nichts durchzusetzen vermag, worin Preußen und Oesterreich nicht übereinstimmen, und daß er hingegen fast Alles durchzusetzen vermag, worin eine solche Uebereinstimmung stattfindet. Ist also der deutsche Bund bisher nicht sowohl eine Anstalt für die deutsche Politik als für die deutsche Polizei gewesen, so ist es eben deshalb so geschehen, weil Preußen und Oesterreich dieses wollten, jenes aber nicht wollten, und die Anklagen gegen den Bund sollten daher billigerweise nach Berlin oder Wien adressirt werden.

Dennoch würde auch dies nicht ganz billig sein, weil die Ursachen in der That noch tiefer liegen, und es ist von Wichtigkeit, daß man sich endlich klar darüber werde, wo die eigentliche Quelle des Uebels ist, weil alle Vorwürfe, wie alle Reformprojecte, inzwischen nur ins Blaue hineingehen. Die eigentliche Quelle des Uebels ist aber nichts Anderes, als das pentarchische System, von welchem wir bereits gezeigt haben, wie seine fundamentale Voraussetzung eben nichts anderes ist als die deutsche Zwietracht, und seine unvermeidliche Wirkung, diese Zwietracht wach zu erhalten, und dadurch Deutschland lahm zu legen.

Frage man sich doch nur: was sollen denn wohl Preußen und Oesterreich in dem deutschen Bunde thun, wenn sie an und für sich selbst schon europäische Großmächte sind? Und wenn sie grade in der Eigenschaft als europäische Großmächte ihre Politik treiben, — was kann dann für den Bund noch übrig bleiben, als die Polizei? Oder soll er sich gleichwohl auch ein wenig mit Politik beschäftigen, — worin könnte dieselbe bestehen als darin, daß er eine Hülfsanstalt für die österreichische oder für die preußische Politik würde? Soll er aber dies werden, so wird ja gleichzeitig auch der Streit entstehen, ob Oesterreich oder Preußen diese Hülfsanstalt benutzen soll? Und dann wird in der Regel gar nichts geschehen, weil, wenn etwas geschähe, dies fast immer entweder Oesterreich oder Preußen zu Gute käme, von welchen Keiner dem Anderen etwas gönnt.

Wie es also darauf ankam, die schleswig-holsteinsche Frage mit den Waffen zu entscheiden, fühlte Oesterreich, als europäische Großmacht, nicht den aller geringsten Beruf, dabei mitzuwirken, um so mehr Beruf aber, Preußen, welches sich in dieser Frage engagirt hatte, zu compromitiren, und folglich wurde diese Sache todtgeschlagen. Als dann einige Jahre darauf die orientalische Frage auf die Bahn kam, fühlte Preußen, als europäische Großmacht, ebenso wenig Beruf, die österreichische Donaupolitik zu unterstützen, und folglich geschah auch von Bundeswegen nichts, ganz ähnlich wie in dem jüngsten italienischen Kriege. Und so wird es immer ergehen. Was ist aber solchen Zuständen gegenüber mit einer Bundesreform auszurichten? Wäre es doch grade, wie wenn man einen Patienten, der am Kopf oder am Herzen leidet, an den Armen oder an den Beinen curiren wollte.

Es giebt kein anderes Heilmittel, als zuvörderst das pentarchische System und die darauf basirenden Großmachts-Ideen zu beseitigen. Darum haben wir uns seines Ortes zu zeigen bemüht, wie diese Großmachts-Ideen seit lange schon keinen reellen Sinn mehr haben, oder inwiefern sie noch einen reellen Sinn haben, insofern weder auf Preußen noch auf Oesterreich angewandt werden können, und daß jedenfalls eine deutsche Gesammtmacht ganz unmöglich ist, so lange Preußen und Oesterreich für sich selbst europäische Großmächte sein wollen. Auch

haben wir desgleichen zu zeigen gesucht, wie die reelle Bedeutung dieser beiden Staaten grade nur darin liegt, daß sie die großen deutschen Marken sind, und wenn sie gleichwohl noch etwas anderes gewesen sind, oder noch sein wollen, jenes nur durch besondere Zeitumstände bedingt war, dieses aber auf Illusionen beruht. Sind sie also in der That nur deutsche Marken, so ist ja wohl zu schließen, daß sie schon um ihrer selbst willen die Entwickelung einer deutschen Gesammtpolitik befördern müssen, und wenn dies gleichwohl nicht geschieht, dies nur für eine Folge der Unklarheit anzusehen ist, welche sich an die Großmachts-Idee anklammern will, ohne zu sehen, daß sie doch nur ein Phantom in den Händen hält. Oder wo ist denn seit 1815 irgend etwas Großes von Oesterreich oder Preußen ausgegangen, während es vielmehr unbestreitbar vor Augen liegt, wie sehr sie beide gegen Frankreich und Rußland in Nachtheil gekommen sind, so daß ihr relatives Gewicht in Europa heute viel geringer ist als im Jahre 1815? Und was ist es denn mit einer Großmacht, die nichts Großes auszuführen vermag? Was hingegen unsererseits von diesen sogenannten Großmächten gefordert wird, ist keineswegs das Aufgeben einer Machtstellung, die sie wirklich einnehmen, sondern das Aufgeben einer Chimäre, an welcher sie nicht nur nichts besitzen, sondern durch welche sie zu einer Politik verleitet werden, welche schließlich immer mit baarem Verlust endigt.

Auch scheint es wohl, daß eine leise Ahnung von dem Chimärischen ihrer Großmachtsstellung sich in Preußen wie in Oesterreich selbst fort und fort geregt hat, da sie wohl eben deswegen immer so sehr bemüht gewesen, und noch bemüht sind, ihre eigene Politik für die deutsche auszugeben. Denn warum will man zugleich deutsch sein, wenn man schon für sich selbst eine europäische Großmacht ist? Diese Großmacht muß also wohl im Stillen selbst an ihrer eigenen Größe zweifeln, und vielmehr das unabweisbare Bedürfniß nach einer Ergänzung fühlen. Allein dazu ist nun andererseits doch Deutschland selbst zu groß, und auch ohne Frage viel zu gut, um als eine bloße Ergänzung für Preußen oder Oesterreich zu dienen. Und was die Hauptsache ist, einer solchen Politik fehlen alle geistigen Hebel, und damit alle moralische Kraft, da man doch nie erwarten darf, daß sich die deutsche Nation für preu-

ßiſche oder öſterreichiſche Großmachtsideen begeiſtern werde, ſondern es wird doch irgend ein großes Princip dazu gehören, wenn ſich die deutſche Nation dafür begeiſtern ſoll. Nun würde gewiß eine ſehr große moraliſche Kraft daraus entſpringen, wenn in der deutſchen Nation wieder das Gefühl ihres internationalen Berufes erwachte, ſo gewiß als dieſer Beruf keine leere Einbildung, ſondern durch eine Geſchichte begründet iſt, mit der ſich keine andere in Europa vergleichen kann, aber mit welchen Thatſachen ließe ſich beweiſen, daß auch Oeſterreich oder Preußen für ſich ſelbſt einen großen internationalen Beruf hätten? Oder worin ſollte er wohl beſtehen? Sagt man etwa, daß Oeſterreich den Beruf habe, die deutſche Cultur bis an den Pontus zu tragen, Preußen aber das deutſche Princip am Niemen wie an der Moſel zu vertheidigen habe, — Beides läßt ſich hören, allein inſofern Oeſterreich und Preußen dieſen Beruf haben, ſo iſt ja damit ſelbſt geſagt, daß ſie eben nur deutſche Marken ſind, nicht aber für ſich ſelbſt beſtehende europäiſche Großmächte, weil es dann ja Deutſchland iſt, von welchem ſie dieſen Beruf zu Lehn tragen, und wo ſie die Motive wie die Ziele ihrer Politik zu ſuchen haben. Denn davon wird man doch wohl nicht reden wollen, daß es etwa der eigenthümliche Beruf Oeſterreichs ſei, einer jeſuitiſchen Reaction zu dienen, Preußens eigenthümlicher Beruf aber darin beſtehe, dem Zarenthum eine Brücke nach Deutſchland zu bauen, obgleich ſich allerdings für Beides ſehr traurige Thatſachen anführen ließen, und welche, nebenbei geſagt, nur abermals beſtätigen, wo die Hauptquelle alles Uebels liegt. Nemlich darin liegt ſie, daß Preußen wie Oeſterreich vergeſſen haben, daß ſie ihrer Natur wie ihrer Geſchichte nach nichts anderes als große deutſche Marken ſind, ſtatt deſſen ſie für ſich ſelbſt beſtehende europäiſche Großmächte ſein wollten, und weil ihre Kräfte dazu doch nicht ausreichten, ſich dann dem Zarenthum und dem Jeſuitismus in die Arme warfen.

11.

Es iſt hier nicht Fleiſch und Bein, womit man zu kämpfen hat, ſondern es ſind grade die Ideen, nemlich die Großmachtsideen des pentarchiſchen Syſtems. Auch kommt es für die deutſche Politik nicht

sowohl auf eine neue Bundesverfassung, als vielmehr auf eine neue Idee an.

Denn wie wäre eine Politik ohne eine leitende Idee möglich, und was kann die leitende Idee für eine deutsche Politik sein, wenn nicht eben die Idee eines deutschen Weltberufes? Hat man aber diese Idee nicht, — woher soll wohl eine deutsche Politik kommen? Oder soll sie etwa aus dem Gesumme eines deutschen Parlamentes hervorspringen? Was wäre wohl davon zu hoffen, wenn man anders nach der Probe von 1848 urtheilen darf, wo man den deutschen Beruf darin suchte, sich mit einer endlosen Erörterung der deutschen Grundrechte zu beschäftigen, d. h. mit einer Copie der französischen Revolution von 1789, um dann eine deutsche Reichsverfassung anzufertigen, die eben auch nur eine zusammengesetzte Copie nach französischem, englischem und amerikanischem Muster war, also kurz gesagt, in einem großartigen Affenthum, welches den mangelnden Reiz der Neuheit durch die deutsche Katheder-pedanterie ersetzen sollte*). Gewiß, das Schauspiel dieser Constituante gehörte nicht zu dem Berufe der deutschen Nation! Was aber den wahren Beruf dieser Nation bildet, davon ist in dieser Constituante nicht die geringste Spur hervorgetreten.

Anderer Mittel und Wege wird es also bedürfen, um die deutsche Nation zur Erkenntniß wie zum Gefühl ihrer Berufes zu bringen, und wenn die deutsche Bundesverfassung dazu allerdings nur wenig beiträgt, so hat sie doch jedenfalls den Vorzug es nicht zu hindern. Ein deutsches Parlament hingegen würde sogar ein Hinderniß sein, da Sinn und

*) „So weit ging die Nachahmung," sagt selbst ein dem Liberalismus geneigter Schriftsteller, „daß es während der Bewegung des Jahres 1848 Viele gab, welche sich einbildeten, dieselbe müsse grade so verlaufen, wie die erste französische Revolution, daß Manche von Tag zu Tag Vergleiche zwischen dem Entwickelungsgang dieser beiden Krisen anstellten, und ihre Haltung nach der französischen Chablone regulirten; und daß z. B. sogar ein Abgeordneter der deutschen Nationalversammlung, den wir nicht nennen wollen, sich für einen Girondisten hielt, und über seinen herannahenden Tod durch die vermeintliche Bergpartei sehr häufig in gelinde Verzweiflung gerieth. Der Mann ist heute noch frisch und gesund." (Wirth, die deutsche Nationaleinheit).

Verſtändniß für deutſche Fragen und deutſches Weſen, wenn es ja einmal auftauchen ſollte, doch unrettbar in dem conſtitutionellen Jargon untergehen müßte, wo man alles Mögliche ſein würde: rechts oder links, centriſch oder excentriſch, reactionair, conſervativ, liberal und radical, oder was ſonſt noch für Categorien aus dem parlamentariſchen Cliquenweſen hervorgehen möchten, Fraction X, Fraction Y u. ſ. w., nur würde jedenfalls keine Idee der deutſchen Politik daraus entſpringen.

Wie unklar aber die Vorſtellungen von einer deutſchen Politik noch ſein müſſen, und wie wenig es noch darüber zu einem allgemeinen Bewußtſein gekommen iſt, davon hat jüngſthin der italieniſche Krieg den deutlichſten Beweis geliefert. Denn wie verſchieden ſind die Urtheile über Deutſchlands Stellung zu dieſer Frage ausgefallen, und wie auffallend iſt insbeſondere der Unterſchied zwiſchen Süd und Nord hervorgetreten! Liegt denn die Urſache hiervon in der Bundesverfaſſung, ſondern iſt nicht eben der Mangel eines politiſchen Gemeinbewußtſeins die vornehmſte Urſache davon, wenn es bis jetzt noch keine deutſche Politik giebt? Oder liegt es insbeſondere an den deutſchen Regierungen? Sie ſollten allerdings wo möglich weiſer ſein als die Völker, aber kann man es ihnen hoch anrechnen, wenn ſie im Ganzen genommen doch nur die Unklarheit des öffentlichen Bewußtſeins zurückſpiegeln? Dazu giebt es ja in allen deutſchen Staaten, mit Ausnahme von Oeſterreich, Kammern oder Landſtände, die nirgends ohne Einfluß ſind, und auch in den Fragen der auswärtigen Politik zum mindeſten das Recht haben ihre Anſicht zu äußern, und alſo zur Aufklärung des öffentlichen Urtheils ſehr viel beitragen könnten, vorausgeſetzt nemlich, daß ſie ſelbſt ein rechtes Verſtändniß von der Sache hätten. Aber was haben ſie denn für die deutſche Politik geleiſtet?

Und was hat insbeſondere der preußiſche Landtag in dieſer Beziehung geleiſtet, der doch von allen repräſentativen Verſammlungen in Deutſchland bei weitem die wichtigſte iſt? Hat er etwa in demſelben Verhältniß, als er eine größere Bevölkerung vertritt, auch eine tiefere Einſicht, oder eine größere Klarheit, oder eine höhere Energie gezeigt? Ganz im Gegentheil, er iſt in der jüngſten Frage am allerwenigſten zu einer beſtimmten Erklärung gekommen, während die mittelſtaatlichen

Kammern sich viel bestimmter aussprachen. Auch ist das sehr erklärlich, weil sie aus viel einfacheren Elementen hervorgehen, und um deswillen auch viel leichter zu einer gemeinsamen Ansicht gelangen, während die preußische Repräsentation auf viel differenteren Elementen beruht, deren Differenzen sich folglich auch in dem Landtage abspiegeln, und die Vereinigung in einer gemeinsamen politischen Ansicht viel schwieriger machen. So hat man sich denn nur über ein Minimum vereinigt, und auch dieses noch mit so vieler Zurückhaltung ausgesprochen, daß kein Mensch weiß, was der hohe Landtag eigentlich gewollt hat, und es jedenfalls dem preußischen Gouvernement, selbst bei dem besten Willen, ganz unmöglich gewesen wäre, seine Politik nach den Rathschlägen dieses Landtags einzurichten, der überhaupt nichts Wesentliches zur Sache gesagt hat.

Was insbesondere die Hauptfrage anbetrifft, nemlich wie sich eine preußische Großmachtspolitik mit einer deutschen Bundespolitik vereinigen lasse? so hat der preußische Landtag gar kein Bewußtsein über diese Schwierigkeit gezeigt, vielmehr diese beiden Begriffe ganz unbefangen neben einander gestellt, wie wenn sie ganz vortrefflich zusammen paßten, und von Natur zusammen gehörten, etwa wie Mann und Frau. Was ist denn aber damit gesagt, wenn der Graf Schwerin zur allgemeinen Befriedigung erklärte, daß diese beiden Begriffe niemals getrennt gedacht werden dürften? Die Praxis lehrt ja vielmehr, daß diese beiden Begriffe *immer* getrennt sind, so gewiß als die practische Politik nicht den geringsten Schritt thun kann, bei welchem nicht die sehr große Differenz dieser beiden Begriffe hervorträte; wie desgleichen auch die jüngsten Ereignisse zeigen, daß die preußische Politik grade an diesem Punkte scheiterte, d. h. weil sie eine preußische Großmachtspolitik und doch zugleich eine deutsche Bundespolitik sein sollte, und darin ein Widerspruch liegt, der mit keiner dialektischen oder diplomatischen Kunst zu überwinden ist. Denn nach den Forderungen einer deutschen Bundespolitik ist es selbstverständlich, daß sich Preußen dem Bunde unterzuordnen hätte, während hingegen eine preußische Großmachtspolitik eine solche Unterordnung nicht gestattet, sondern in ihren Consequenzen vielmehr zu der entgegengesetzten Forderung führt. Dies erklärt sich ganz einfach aus dem pentarchischen System, wonach einerseits Preußen eine

europäische Großmacht sein soll, und andererseits vom deutschen Bunde keine Notiz genommen wird. Was ist also der deutsche Bund nach diesem System? Jedenfalls keine Großmacht, und was er auch sein mag, doch jedenfalls ein Wesen von geringerer Dignität als Preußen, und folglich hat sich nicht Preußen dem Bunde, sondern der Bund hat sich Preußen unterzuordnen, d. h. eine preußische Großmachtspolitik führt in der Praxis zu dem directen Gegentheil einer deutschen Bundespolitik! Hier liegt der eigentliche Haken, und der geneigte Leser wird uns darum nicht verübeln, wenn wir so oft auf diesen Punkt zurückkommen, von welchem für die Praxis einer deutschen Politik fast Alles abhängt, so daß wir es unsererseits für einen genügenden Erfolg unserer Untersuchungen halten würden, nur diesen einen Punkt aufgeklärt zu haben.

Der preußische Landtag hat, wie gesagt, zu dieser höchst nöthigen Aufklärung gar nichts beigetragen. Und was hat er denn sonst wohl in der auswärtigen Politik geleistet? Man weiß, wie er während des orientalischen Krieges selbst grade die Hauptstütze der Neutralitätspolitik gewesen ist. Wo sind denn also die Erfolge des Repräsentativsystems für die deutsche Politik? Zum wenigsten ist von dem preußischen Landtage in dieser Hinsicht nichts zu rühmen. Und doch ist er grade der allerwichtigste, er repräsentirt eine Bevölkerung von 18 Millionen, und wenn man von den kleineren deutschen Landtagen vielleicht sagen könnte, daß ihnen die materielle Unterlage fehle, um eine politische Wirkung zu üben, so kann dieser Einwand hier schon nicht mehr stattfinden. Welche Erleuchtung sollte denn nun wohl von einem deutschen Parlamente ausgehen, welches vielleicht 34 Millionen, oder 42 Millionen repräsentirte? Oder müßte man nicht a priori erwarten, daß wegen der noch viel größeren Differenz der Elemente, aus welcher eine solche Versammlung hervorginge, auch um so weniger eine gemeinsame Ansicht zu Stande käme? Statt dessen dürfte aber die Verwirrung nur um so größer werden, so daß jeder deutsche Politiker in seinem Herzen beten müßte: „Gott erlöse uns von dem deutschen Parlamente," als welches jedenfalls das denkbar schlechteste Organ zur Begründung einer deutschen Politik sein würde.

Und wie wäre es auch nur anders möglich? Denn um inter-

nationale Fragen zu behandeln, dazu gehören wohl ganz andere Fähigkeiten, als einen conservativen, oder liberalen, oder demokratischen Katechismus inne zu haben, und ob Jemand diese Fähigkeiten besitze, darüber dürfte eine Urwählerversammlung, oder meinetwegen eine Wahlmännerversammlung, an deren Spitze in der Regel ein Jurist steht, der auf dem Boden der respectiven Verfassungsurkunde herumreitet, welche selbstredend zum Verständniß der europäischen Staatsverhältnisse gar nichts beiträgt, immer der allerschlechteste Richter bleiben. Was kann wohl aus solchen Wahlen, wo man die Tüchtigkeit des Wahlcandidaten ausdrücklich nach seinem Verhältniß zur Verfassungsurkunde abschätzt, für eine Repräsentation hervorgehen, als eine solche, welche zur Discussion der internationalen Politik von vornherein als unbrauchbar zu erachten ist?

11.

Wird in der deutschen Nation das Bewußtsein ihres internationalen Berufes erwachen, so wird auch von da an eine deutsche Politik beginnen. Die deutschen Regierungen werden dies weder hindern wollen, noch hindern können, so gewiß als sie auch bisher selbst nichts anderes repräsentirt haben, als den in den deutschen Völkern selbst steckenden Particularismus, und die ebenfalls in den Völkern selbst steckende Schlaffheit. Und was insbesondere die deutschen Fürsten anbetrifft, so wird es wohl nur darauf ankommen, daß nur erst die deutschen Völker einen rechten Trieb zeigen, daß sie hauen und schießen wollen, als welches zu einer deutschen Politik ganz unerläßlich ist, dann werden die Fürsten diesen Trieb ihrer Völker wahrscheinlich nicht dämpfen, sondern wohl selbst mit dabei sein wollen, zumal sie doch alle einen Rock tragen, welcher auf jenes Handwerk hindeutet. So lange aber die deutschen Völker nichts weiter wollen als parlamentiren, oder sich von solchen Parteien leiten lassen, die eben nichts weiter wollen, können wir es den deutschen Fürsten durchaus nicht verargen, wenn sie der Meinung sind, daß aus diesem Parlamentiren jedenfalls für die deutsche Machtstellung gar nichts herauskomme, sondern nur Unfug damit gestiftet werde.

Was aber das Ziel einer deutschen Politik sei, um dessentwillen

alle dies Hauen und Schießen stattfinden soll, ist in dem Vorstehenden gesagt worden, nemlich die Wiederherstellung der abendländischen Völkergemeinschaft. Natürlich verstehen wir darunter nicht das Ziel für diese oder jene Maßregel, welche durch diese oder jene Frage hervorgerufen wird, sondern das Endziel, welches für die Politik dasselbe ist, als was man in der Kunst das Ideal nennt. Und wie es noch nie einen großen Künstler gab, der nicht sein Ideal gehabt, so wird es nie einen großen Politiker geben, dessen Geist nicht auf ein Endziel gerichtet wäre. Denn der Werth eines solchen Endzieles hängt nicht etwa davon ab, ob und wann es erreicht wird, sondern davon, daß es erstrebt wird, weil aus solchem Streben selbst eine moralische Kraft entspringt, die ohne das Streben schlafen und verkümmern würde. Sobald daher dieses Endziel einer deutschen Politik nur erstrebt wird, werden auch die Erfolge nicht ausbleiben, und sehr bald dahin führen, daß der deutsche Bund die Basis zur Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts wird.

Ein Menschenalter lang hat dasselbe auf der europäischen Pentarchie beruht, von welcher wir gezeigt haben, wie sie sich aufgelöst hat, und wie mit ihr auch das Gleichgewicht verschwunden ist. In Zukunft soll es auf dem deutschen Bund beruhen, wie es im Mittelalter auf dem deutschen Reiche beruhte. Nie aber kann der deutsche Bund zu dieser Stellung gelangen, so lange man noch an der Idee einer preußischen oder österreichischen Großmacht festhält. Wir haben gesehen, was diese Idee für Preußen und Österreich eingetragen hat, und noch einträgt, nemlich den leeren Schein der Macht, den sie mit dem Verlust ihrer reellen Macht erkaufen. Wird diese Idee hingegen verlassen, und dadurch eine deutsche Gesammtpolitik ermöglicht, so können diese sogenannten Großmächte durch das Medium des deutschen Bundes vielleicht ein Schiedsgericht über den ganzen Continent ausüben, und also, zwar nicht der Form doch der Sache nach, eine Macht gewinnen, welche sie noch niemals besessen haben. Der deutsche Bund aber wird dann zu einer Würde und Bedeutung kommen, wozu sich sein gegenwärtiger Zustand wie der Schatten zur Wirklichkeit verhält.

XIV. Die Miſſion des Napoleonismus.

1. Der Napoleonismus iſt fataliſtiſch, und doch zugleich ein Werkzeug der Vorſehung. — 2. Er vollzieht das Gericht über das heutige Europa. — 3. Bringt die Nichtigkeit der heutigen Diplomatie zur Erſcheinung. — 4. Nachweis derſelben an dem pariſer Congreß. — 5. Die Situation.

1.

Kommt der deutſchen Nation in der That der hohe Beruf zu, den wir ihr in dem Vorſtehenden zugeſchrieben, ſo ſteht ſie eben um deswillen in einem unauflösbaren Gegenſatz zu dem Napoleonismus, welcher von alle dem, was der deutſchen Nation eigenthümlich iſt, grade das Gegentheil repräſentirt, und von alle dem, was die deutſche Nation erſtrebt und erſtreben ſoll, grade das Gegentheil erſtrebt und erſtreben muß. Wir ſagen ausdrücklich „muß" nicht „ſoll," weil er nicht nach den Geſetzen einer ſittlichen Nothwendigkeit, ſondern nach dem Zwang eines unabwendbaren Verhängniſſes handelt; gleichwie er auch ſelbſt nicht an eine Vorſehung glaubt, ſondern an ein Fatum, welchem er verfallen iſt.

Aber gerathen wir dadurch nicht mit uns ſelbſt in Widerſpruch, wenn wir die Weltgeſchichte für ein Reich der Vorſehung erklären, und doch den Napoleonismus unter die Herrſchaft eines Fatums ſtellen? Keineswegs, denn es iſt eben die Vorſehung ſelbſt, welche für ihn

zum Fatum wird, weil er ſie verwirft. Es ſind die einen und ſelben ſittlichen Mächte, welche in der Welt walten, und über die Geſchicke der Völker entſcheiden, gleichviel ob dieſelben daran glauben oder nicht glauben, aber volentem ducunt, nolentem trahunt. Der Fataliſt hört darum nicht auf ein Werkzeug der Vorſehung zu ſein, nur daß er es nicht für ſich iſt, ſondern nur für Andere, weil die Vorſehung ihm ſelbſt nicht als Vorſehung ſondern als Fatum erſcheint. Und ſo glauben wir unſererſeits an eine providentielle Miſſion des Napoleonismus, glauben aber eben um deswillen auch, daß er ſich durch ſeine Siege nur ſeine Niederlage bereitet. Denn je mehr Triumphe er feiert, um ſo mehr erwachen auch die Kräfte, welche ihn bezwingen ſollen.

Den Napoleonismus bezwingen, heißt aber Frankreich bezwingen, mit deſſen Geſchicken ſeine eigenen untrennbar verbunden ſind. Wie thöricht war es daher, daß man im Jahre 1814 das Eine von dem Anderen trennen zu können glaubte! Jetzt ſteht das neue Empire da, um Europa ſeines Irrthums zu überführen, und man wird für dieſen Irrthum büßen müſſen. Mit Recht, denn man beging damals nicht bloß einen Irrthum, ſondern zugleich eine Schuld, weil man die Sache der Völker, die man damals zur Bezwingung des Napoleonismus aufgerufen hatte, hinterher für die Sache der Könige opferte, wie wenn es ſich nur darum handelte Napoleon in die Verbannung, und dafür die Bourbons wieder auf den Thron zu führen. Aber wer ſitzt heute auf dem Throne, und wer lebt in der Verbannung! Denn auch hier ſoll es ſich wieder beſtätigen, daß die Weltgeſchichte das Weltgericht iſt.

Der Napoleonismus iſt nichts anderes als die prägnanteſte Darſtellung des Franzoſenthums. Und wenn er grade um deswillen die innere Lüge der franzöſiſchen Entwickelung zur Erſcheinung bringen muß, ſo muß er inſofern auch um ſo mehr als der wahrhafte Repräſentant Frankreichs gelten, je mehr er ſelbſt die perſonificirte Lüge iſt. Denn zur Lüge drängt die ganze Geſchichte dieſes Landes, ſo daß alle Geſtaltungen, welche dieſelbe ſeit 1789 hervorgetrieben hat, ſich nur immer mehr in der Lügenhaftigkeit überbieten. Oder war nicht die Republik von 1848 mit ihrer Liberté, Egalité und Fraternité an

allen Straßenecken, und mit dem Belagerungszuſtande im ganzen Lande, noch ohne Frage viel lügenhafter als die Quaſilegitimität des juste milieu? Und war dieſes juste milieu nicht ebenſo viel lügenhafter als die Legitimität der Reſtauration? Gewiß, die Reſtauration hatte den Vorzug der geringeren Lüge, aber Lüge war ſie auch. Hätte ſie keine Lüge ſein ſollen, ſo hätte man Frankreich im Jahre 1814 überhaupt nicht reſtauriren, ſondern parzelliren, und über dieſe Parzellen nicht etwa verkommene Bourbons ſondern die großen napoleoniſchen Marſchälle ſetzen müſſen, die ſich auf ihren neuen Thronen wohl zu behaupten verſtanden hätten. Wie ganz anders würde es dann heute in Europa ſtehen!

Erſt dann wäre Frankreich wirklich reſtaurirt, und wirklich gerettet geweſen, ſo gewiß als die Reſtauration von 1814 doch nur eine Lüge, und die Rettung von 1851 eine noch größere Lüge war. Denn um wirklich gerettet zu werden, muß es vor Allem vor der Abſorbtion in Paris gerettet werden, wodurch es allein ſich ſelbſt wieder gegeben, und ſomit wirklich reſtaurirt werden kann, ſo gewiß als es eben Paris iſt, worin ſich die franzöſiſche Centraliſation verkörpert hat, mit ihrem Despotismus wie mit ihrer materialiſtiſchen Civiliſation. Der Napoleonismus hingegen, weit entfernt dieſe pariſer Tendenzen zu überwinden, iſt vielmehr der potenzirte Ausdruck derſelben, und wir haben bereits in dem vorhergehenden Abſchnitt angeführt, wie ſehr, und wie ausdrücklich es dem erſten Napoleon darauf ankam, grade dieſen dominirenden Einfluß von Paris noch mehr zu erhöhen. Bemerken wir jetzt noch, wie weſentlich dieſe Richtung aus dem napoleoniſchen Syſtem ſelbſt entſpringt.

Wie nemlich alle despotiſchen Regierungen, wenn ſie eine gewiſſe Civiliſationsſtufe erreichen, nothwendig eine dominirende Hauptſtadt hervorrufen, ſo wurde auch grade durch die ſyſtematiſche Vollendung des franzöſiſchen Despotismus unter Napoleon I. die definitive Herrſchaft von Paris gegründet. Erſt durch die Revolution iſt Paris ganz Frankreich geworden, und erſt durch das Empire hat dieſe Herrſchaft der Hauptſtadt eine officielle Geltung bekommen. Und ſo ſehen wir heute, wie es Napoleon III. für eine Hauptaufgabe ſeiner Regierung

hält, Paris noch immer mehr zu vergrößern und zu verſchönern, damit es um jeden Preis die Hauptſtadt des Continents, oder wie man lieber ſagt, der europäiſchen Civiliſation werde. Der Hintergedanke, welcher ihn dabei leitet, ſpringt in die Augen. Denn wenn Paris wirklich die Hauptſtadt des civiliſirten Europa's wird, ſo muß wohl Napoleon III. auch der Kaiſer deſſelben werden. Und wie natürlich paßt es zuſammen, wenn einerſeits die ganze Staatsgewalt in der Perſon des Imperators centraliſirt werden ſoll, daß andererſeits das geſammte Nationalleben Frankreichs in Paris centraliſirt wird! Und wie natürlich geht die Analogie dann weiter, daß in derſelben Weiſe, wie Paris Frankreich repräſentirt, andererſeits wiederum Frankreich ganz Europa repräſentirt! Grade wie, wenn man in der Mitte eines Waſſerbeckens eine Welle erregt, ſich dieſelbe dann von da aus in immer größeren concentriſchen Kreiſen bis an den Rand bewegt, ſo ſoll die ganze Lebensthätigkeit der europäiſchen Völker in Zukunft nichts anderes ſein als eine Wellenbewegung, welche von dem kaiſerlichen Willen ausgeht, dem alle anderen Mächte nur als untergeordnete Impulſatoren dienen ſollen. In derſelben Abhängigkeit, in welcher Paris von dem Kaiſer, und Frankreich von Paris ſteht, ſoll alſo Europa von Frankreich ſtehen, und nicht bloß in ſeinen Handlungen, ſondern ſelbſt in ſeinem Geiſtesleben. Es ſoll nicht anders denken wie Frankreich und wie Paris, d. h. wie der Kaiſer; ja es ſoll daſſelbe ſchön oder häßlich finden, was dem Kaiſer gefällt oder mißfällt, und es ſoll die Crinoline anlegen, weil ſie die Kaiſerin trägt. Kurz es ſoll ein Automat werden, deſſen Bewegungen im voraus von der kaiſerlichen Mechanik berechnet und geordnet ſind.

Was man aber ſonſt die *Vorſehung* im Völkerleben nennt, — das eben wird der Kaiſer ſelbſt. Der Napoleonismus ſetzt ſich dreiſt an ihre Stelle, und indem er dies thut, wird ſie für ihn ſelbſt zum *Fatum*. Denn er *muß* alle dieſe Ungeheuerlichkeiten erſtreben, weil er eben nur durch dieſes Streben ſelbſt etwas iſt, und alsbald in Nichts zerfiele, wenn er dieſes Streben aufgäbe. Hat er keine andere Baſis als die Gewalt, wie anders kann er ſich vor der Nation legitimiren, — ja wie anders kann er ſich vor ſich ſelbſt legitimiren, als

eben dadurch, daß er zeigt, wie dieſe Gewalt allmächtig, allwiſſend und allgegenwärtig iſt? Nichts fehlt ihr dann noch weiter um der offenbare Gott zu ſein, als daß ſie auch für heilig gelte. Und grade der Kaiſer ſelbſt muß an dieſe Ungeheuerlichkeiten glauben. Er muß ſich für den Sohn des Fatums halten, denn von dem Momente an, wo er ſelbſt dieſen Glauben verlöre, würde er ſchwach werden, und fallen.

Dieſes Verhängniß alſo beherrſcht den Napoleonismus, und es muß ihn antreiben, den ganzen geſchichtlichen Beſtand des europäiſchen Staatenſyſtems zu zerſtören, oder wenigſtens ſich dienſtbar zu machen. Was wäre es ſonſt mit ſeiner Allmacht, wenn es irgend noch eine Macht gäbe, die ihm zu widerſtehen vermöchte? Was wäre ſeine Allweisheit, wenn ſich irgend etwas ſogar vielleicht für beſſer halten dürfte als er ſelbſt? Was wäre ſeine Allgegenwart, wenn er nicht überall ſeine Departements und Arrondiſſements, ſeinen Code und ſein Decimalſyſtem wiederfände, welche dem ganzen Continent das Gepräge der franzöſiſchen Civiliſation aufdrücken ſollen? Und was endlich wäre ſeine Miſſion, wenn er ſich nicht eben als der Verbreiter dieſer franzöſiſchen Civiliſation ausweiſen könnte? Er muß ſie ausbreiten bis an die Grenzen der Erde.

Nur wer den Sohn des Fatums nach dem Maßſtab gemeiner Naturen mißt, wird nie begreifen können, wie der erſte Napoleon die Frucht ſo vieler Siege durch den verhängnißvollen Zug nach Moskau aufs Spiel ſetzen konnte. Er hätte ja wohl nun aufhören, und ſich zur Ruhe ſetzen ſollen, ohngefähr wie ein glücklicher Speculant, nachdem er zum Millionair geworden. Aber dann wäre er eben nicht der große Napoleon geweſen. Dieſer Napoleon mußte nach Rußland ziehen, und wäre ihm dieſer Zug gelungen, dann wäre er auch wohl nach dem Ganges gezogen, um endlich England, als ſeinen verhaßteſten Feind, auf dem Landwege zu erreichen.

Dies Alles ſind nicht nur die Traditionen, ſondern es ſind zugleich die Geſetze des Napoleonismus, welche Napoleon III. nie verleugnen wird noch kann, gleichviel ob er behutſamer oder langſamer zu Werke geht als der Onkel, und weniger nach einer unmittelbaren Herrſchaft

als nur nach einem vorherrſchenden Einfluß ſtrebt. Dem Weſen nach bleibt ſein Ziel daſſelbe, und kann nie ein anderes ſein.

So gewiß es alſo dieſe Richtung iſt, welche der Napoleonismus mit Nothwendigkeit verfolgt, ſo gewiß iſt er der geſchworene Feind aller derjenigen Lebensprincipien, worauf die eigenthümliche Entwickelung der germaniſchen Völker beruht, d. h. kurz geſagt aller eigenthümlichen Lebenstriebe, die er vielmehr in ſeine Reglements einſchnüren und dadurch erſticken möchte. Es iſt die alte Feindſchaft zwiſchen Romanismus und Germanismus. Wie daher einſt die germaniſchen Völker erſt nach der Zerſtörung der römiſchen Weltherrſchaft zur Geltung kommen konnten, ſo können ſie ihre ſeit dem Emporkommen der franzöſiſchen Civiliſation wieder verlorene Geltung nur durch die Bewältigung dieſer Civiliſation wieder gewinnen, d. h. durch die Bewältigung des Napoleonismus. Denn dieſer iſt eben nichts anderes als der bewaffnete Arm jener Civiliſation, deren Herrſchaft keineswegs bloß auf geiſtigen Siegen beruht, ſondern ſehr weſentlich durch das Selbſtgefühl bedingt iſt, welches ihr der franzöſiſche Waffenruhm verlieh. Und eben dieſe Seite iſt es, nach welcher der Napoleonismus die Herrſchaft der franzöſiſchen Civiliſation repräſentirt, und dieſelbe am meiſten zu befördern vermag, und zu befördern entſchloſſen iſt. Um dieſe Herrſchaft definitiv feſtzuſtellen, wird er daher den germaniſchen Völkern eine definitive Niederlage zu bereiten ſuchen, um eben dadurch ſeine eigene Herrſchaft zu befeſtigen, deren Hoheit auf keinem anderen Piedeſtal ruhen kann als auf dem unterworfenen Germanismus. Mit Flammenzügen iſt dieſe Wahrheit in den Tafeln der Geſchichte verzeichnet, und wie zum ausdrücklichen Zeugniß derſelben ſteht die Vendomeſäule da:

„Monumentum belli Germanici“

wie ihre Inſchrift lautet, und oben auf dieſer Säule ſteht die Statue des großen Kaiſers!

Wie unvermeidlich iſt darum der Zuſammenſtoß des Napoleonismus mit dem Germanismus! Am unvermeidlichſten mit Deutſchland, welches ohnehin ſeit Jahrhunderten in Frankreich ſeinen Erbfeind zu ſehen genöthigt iſt. Und wie Napoleon I. das deutſche Reich ſprengte, ſo wird Napoleon III. den deutſchen Bund zu ſprengen ſuchen. Die

Frage ist, ob ihm das gelingen soll? d. h. ob er auch sein Austerlitz und Jena feiern soll, um dann mit einem Waterloo zu endigen, oder ob der Proceß für diesmal mit dem Ende beginnen soll? Sein Marengo hat er schon gefeiert!

2.

Der Napoleonismus hat die Mission, seine Kraft an dem alten Europa zu versuchen, Deutschland hat die Mission, diese Kraft zu brechen und zu vernichten. Also ein Kampf auf Tod und Leben steht zwischen beiden in Aussicht. Und gleichwohl danken wir der Vorsehung für diese Aussicht, und möchten in Paris Niemand lieber herrschen sehen als Napoleon III.

Wie traurig war es doch bei uns bestellt, als noch das juste milieu den trüben Schimmer seiner veritablen Charte auf Deutschland warf, und Nachahmung französischer Staats- und Gesellschaftsformen der erste Glaubensartikel in dem Katechismus des liberalen deutschen Philisters war! Gewiß nicht zu unserer Ehre, sondern zum Zeichen unseres erschlafften Selbstbewußtseins, wurden wir dann wie eine willenlose Heerde in die Consequenzen der französischen Revolution hineingezogen. Aber Dank sei es dem Napoleonismus, daß seitdem auch eine Reaction begonnen hat, und wenn das deutsche Nationalgefühl allmälig aus dem Schlummer erwacht, so ist dies vor Allem ein Werk Louis Napoleons.

Und nicht bloß dem deutschen Vaterlande erweist er diesen Dienst, es aufzurütteln, sondern ganz Europa bringt er auf die Beine, so daß man auch auf ihn die Worte anwenden kann, welche der Dichter den Herrn der himmlischen Heerschaaren von Mephisto sagen läßt:

„Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen."

Dieses verzweifelte und verteufelte Princip ist der Napoleonismus. Eben darum ist er auch die personificirte Lüge, wie der Teufel ein Lügner war, von Anfang an. Grade so ist es mit dem Napo-

leonismus. Welcher Heros der Geſchichte iſt in ſeiner ganzen Laufbahn, in ſeinem Thun, wie in ſeinen Verheißungen und in ſeinen Bülletins, ſo durchaus lügenhaft geweſen als der große Napoleon? Und wie zähe ſieht man das neue Empire auch in dieſer Hinſicht an dem Vorbilde des erſten feſthalten! Qui nescit dissimulare, nescit regnare, ſcheint ſeine oberſte Regierungsmaxime zu ſein. Aber daſſelbe war ja, wie ſchon bemerkt, der Wahlſpruch Ludwigs XI., ſo daß man auch hier wiederum ſieht, wie der Napoleonismus gar nichts anderes iſt als die Blüthe der franzöſiſchen Entwickelung. Und eben darum iſt er die perſonificirte Lüge.

Aber dennoch hat dieſes dämoniſche Lügenſyſtem ſo viel Macht und Bedeutung in der Welt. Und zwar ganz mit Recht, denn das, worüber es ſeine Triumphe feiert, iſt eben ſelbſt die Lüge, welche ſich in allen Organen des europäiſchen Körpers abgelagert hat, und das Blut deſſelben faulen macht. Seine Miſſion iſt es daher, dieſen lügenhaften Liberalismus zu vernichten, welcher ſich über die halbe Welt verbreitet, indem er ihm vor Augen hält, wohin das Gaukelſpiel hinausläuft, welches er ſeit zwei Menſchenaltern mit den Phraſen von Freiheit und Gleichheit getrieben! Seine Miſſion iſt es, dieſen lügenhaften Conſervatismus zu vernichten, der ſtatt das Leben zu pflegen, welches aus dem Boden der Geſchichte entſpringen ſoll, vielmehr den Moder pflegt, welcher die Wurzeln dieſes Lebens umhüllt! Seine Miſſion iſt es, dieſe lügenhafte Civiliſation zu vernichten, welche ſich mit dem Oelblatt des Friedens ſchmückt, um darunter ihre Erſtorbenheit für alle höheren Fragen der Menſchheit zu verbergen! Und ſo darf er es durch ſeinen Moniteur dem ganzen Europa dreiſt ins Geſicht ſagen, daß Frankreich noch das einzige Land ſei, welches ſich für eine Idee ſchlage. Es iſt Wahrheit in der Lüge!

Oder wird man es nicht allerdings zugeſtehen müſſen, daß die Idee, wofür ſich das napoleoniſche Frankreich ſchlägt, ſo unwahr ſie auch ſein mag, doch immer noch etwas Beſſeres iſt als gar keine Idee? Und wer kann leugnen, daß es des Menſchen würdiger iſt, im Kampfe für dieſe Idee zum Krüppel zu werden, als in einer Baumwollenfabrik zu verkrüppeln! Wer kann leugnen, daß es des Menſchen

würdiger iſt, die Welt nach Ruhm zu durchjagen, als in einer Intelligenz zu verkümmern, welche ſelbſt ausdrücklich den letzten deutſchen Grenzpfahl für die Grenze erklärt, jenſeits deren ihre Intereſſen aufhören! Giebt es denn für den Blödſinn dieſer Intelligenz noch irgend ein anderes Heilmittel als die gezogene Kanone, um den Intelligenzſtaat in Breſche zu legen? Ja es iſt nicht nur des Menſchen würdiger, ſich für die Idee und für den Ruhm zu ſchlagen, als ſich um der Baumwollenſabriken willen, oder um der Intelligenz willen, *nicht* zu ſchlagen, ſondern es iſt zugleich um ſehr viel *geſcheuter*. Denn weder die Baumwollenſabriken, noch die Intelligenz, werden um deswillen dem Schlagen entgehen, ſondern nur um ſo mehr *geſchlagen werden*!

3.

Iſt das napoleoniſche Frankreich in der That das einzige Land Europa's, welches ſich noch für eine Idee ſchlägt, wie natürlich, daß es eben darum auch alle diejenigen Mächte ſchlagen wird, für welche ſo etwas wie eine Idee ſchon ſeit lange nicht mehr exiſtirt! Und wenn es ſolche Mächte auf den Schlachtfeldern ſchlägt, um wie viel mehr wird es ſie noch auf den Congreſſen und Conferenzen ſchlagen, wo es auf die gezogenen Kanonen weittragender und penetranter Gedanken ankommt! Denn wie kann eine Politik zu dieſen Geſchoſſen gelangen, welcher, trotz aller anderen Ausrüſtungen und Fertigkeiten, doch eben grade die Ideen fehlen? Eine wohl aufzuwerfende Frage! Was aber durchaus nicht fraglich iſt, das iſt, daß eben dieſe Ideenloſigkeit zur Zeit den eigentlichen Charakter der hohen europäiſchen Diplomatie ausmacht, welcher mit jedem Tage um ſo greller hervortritt, je mehr die Traditionen der heiligen Allianz verſchwinden, die doch jedenfalls ihre Ideen hatte, wenn auch großentheils falſche, und darum doch immer noch viel beſſer war als die dumpfe und ſtumpfe Geiſtloſigkeit der heutigen Diplomatie.

Zur Zeit dieſer heiligen Allianz wollte die hohe Diplomatie conſerviren oder reſtauriren, und zwar um jeden Preis. Heute ſoll die hohe Politik wo möglich gar nichts mehr koſten, was allerdings ſehr ſchön wäre, wenn man nur wüßte, was die hohe Diplomatie

überhaupt noch will? Weil ſie aber wohl gar nichts will, oder ſelbſt nicht weiß, was ſie will (geſchweige denn, was ſie ſoll!), ſo ſieht ſie ſich darauf reducirt, die vollendeten Thatſachen zu regiſtriren, und ein Diplomat ſein, heißt heut zu Tage nichts weiter mehr, als ein Mann ſein, der eine Note zu ſtyliſiren, und ſich in den Salons zu bewegen verſteht.

Es iſt die Miſſion des Napoleonismus, der inneren Hohlheit dieſes Weſens die Ehre anzuthun, die es verdient, d. h. es zu vernichten. Er hat ſein Syſtem, glaubt an dieſes Syſtem, und weiß es zu handhaben. Aber welches Syſtem haben denn die Anderen? Garkeins haben ſie. So bleibt ihnen nur das Rüſtzeug der kleinen Hinterliſtigkeiten und Pfiffigkeiten, womit zu allen Zeiten die kleinen Geiſter große Dinge auszurichten vermeinten, und wogegen es wahrlich keines Napoleons bedürfte, wenn dieſe Miſère nicht eben die Seſſel der hohen Politik einnähme, und eben deswegen doch ein hochſtehender Mann dazu gehörte, um ſie von dieſem Seſſel herunterzuſtoßen.

Wie leicht muß ihm das werden! Denn auch in dem Artikel der Hinterliſtigkeiten und Pfiffigkeiten muß er ja nothwendig allen Anderen überlegen ſein. Und zwar eben deswegen, weil er ein Syſtem hat, und weil er ſich für Ideen ſchlägt. Denn es ſind die Syſteme und die Ideen, welche ſcharfſinnig und weitſichtig machen, und es iſt die Syſtem- und Ideenloſigkeit, welche immer um ſo ſtumpfſinniger und kurzſichtiger iſt, für je pfiffiger und liſtiger ſie ſich ſelbſt hält!

Sehen wir endlich noch, wie leicht es ihm in der That geworden, und welche Erfolge er bereits erreicht hat. Der pariſer Congreß iſt da, um es zu zeigen.

4.

„Gouverner c'est prévoir," ſagt Herr La Guerronière, mit jener der franzöſiſchen Sprache ſo eigenthümlichen Prägnanz des Ausdruckes, welche zu ſo vielen glänzenden Paradoxen führt, zuweilen aber auch Gedanken hervorbringt, die wie die Sprüche der ewigen Weisheit klingen, und die wie ein Pfeil ihr Ziel treffen. Regieren heißt vorausſehen, ſo gewiß als Vorausſicht zu den erſten Eigenſchaften gehört,

deren eine Regierung bedarf: nicht als eine Prophetengabe, ſondern als die verſtändige Berechnung aller derjenigen Conſequenzen, welche aus der Natur der Dinge, wie aus der Logik der Principien entſpringen. Und wer kann leugnen, daß grade Louis Napoleon eine ſehr beträchtliche Doſis von dieſer gouvernementalen Tugend beſitzt. Denn wie wäre er ſonſt wohl in die Tuilerien gekommen, hätte er nicht den Verlauf der Dinge gar tief zu berechnen verſtanden?

Wo aber iſt dieſe gouvernementale Tugend nöthiger als grade auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, welche keinen Schritt thun kann, ohne in das Meer der Eventualitäten zu gerathen, wo der Compaß der Wahrſcheinlichkeitsrechnung ihr unentbehrlicher Führer wird! Und auch auf dieſem Gebiete wird man Louis Napoleon die Gerechtigkeit erzeigen müſſen, daß er keine gemeinen Fähigkeiten bewieſen hat. Denn wenn auch ſeine Berechnungen gewiß nicht ohne alle Fehler blieben, ſo wird man doch behaupten dürfen, daß er bis jetzt noch alle Anderen an Vorausſicht übertroffen hat.

Wie fein hat er auf dem Pariſer Congreß ein Netz von Fäden angeſponnen, welches Frankreich zum Schiedsrichter Europa's machen ſollte, und auch machen wird, — ſo lange dieſe Fäden halten. Und wie hat er dieſen Congreß zu hänſeln gewußt!

„Quoique réuni spécialement pour regler la question d'Orient," ſagte damals Graf Walewski, „le congrès pourrait se reprocher de ne pas avoir profité de la circonstance qui met en présence les réprésentants des principales puissances de l'Europe, pour élucider certaines questions, poser certains principes, exprimer des intentions, toujours et uniquement dans le but d'assurer pour l'avenir le repos du monde." Wahrlich, ein neues Mittel die Welt zu beruhigen, daß man Intentionen ausſpricht, d. h. Erwartungen erregt, und dadurch für alle erwartungsflüchtigen Elemente im Voraus eine Standarte errichtet, damit ſie wiſſen, wohin ſie ſich vorkommenden Falls zu wenden hätten, nemlich nach Paris! Die kaiſerliche Politik ſah dieſe Conſequenzen voraus, und hat ſich im Voraus ihren Einfluß für alle die Eventualitäten geſichert, welche dieſer Anfang involvirte.

Sie wußte desgleichen, was es zu bedeuten hatte, wenn ſich dieſer Congreß dazu verleiten ließ, die Grenzen ſeiner Competenz derart zu überſchreiten, daß er ſich ein Urtheil über fremde, nicht vertretene Staaten und Regierungen anmaaßte, und zwar lediglich aus Wohlwollen, und aus purer Fürſorge für die Ruhe Europa's. Es war die Einleitung zu ihren Triumphen, den Congreß in dieſe Richtung hineinzuziehen. Denn ſo wurde für Frankreich die Bahn eröffnet, welche es ſeitdem verfolgt. Und ſo wurde Sardinien auf die Arena geführt, wo es ſeine erſten Exercitien machte, um als Geſchäftsführer der italieniſchen Völker aufzutreten. Wahrlich, es würde Heiterkeit erregen, wenn es nicht ſo tief bedauerlich wäre, zu ſehen, mit welcher kindlichen Naivität damals der erſte Bevollmächtigte Englands in dieſe Manier einging, um auch ſeinerſeits ſein unmaaßgebliches Wohlwollen „für eines der intereſſanteſten Länder Europa's" an den Tag zu legen. Iſt das ein völkerrechtliches Motiv für diplomatiſche Verhandlungen?! Wie nun, wenn man z. B. auch Irland einmal für ein intereſſantes Land erklärte, — und es iſt ja intereſſant genug! — was könnte daraus folgen? Desipere in loco, ſagt das Sprüchwort, aber der Congreß war wohl nicht der geeignete locus dazu.

Doch mag es immerhin noch paſſiren, wenn man in einem diplomatiſchen Pourparler der Staatsraiſon über die Schnur haut, aber was ſoll man dazu ſagen, wenn ſelbſt in der Congreßacte, d. h. in einem wohl durchdachten und gefeilten europäiſchen Document, nach Art. 24 beliebt wird, in den Donaufürſtenthümern eine Repräſentation zu bilden, „derart zuſammengeſetzt, daß ſie die genauſte Vertretung der Intereſſen aller Klaſſen der Geſellſchaft in ſich faßt," — ein Problem, welches bekanntlich ſelbſt in der Theorie noch nie und nirgends gelöſt iſt. Und das ſoll nun in den Donaufürſtenthümern, und zwar ſofort gelöſt werden! Und dann ſoll dieſe unerreichte Muſterrepräſentation „die Wünſche der Bevölkerung betreffs der definitiven Organiſation der Fürſtenthümer ausdrücken." Dieſe Organiſation wird alſo von den Wünſchen der Rumänen abhängen, was immerhin ſehr liberal ſein mag, wenn ſich nur einſehen ließe, was in dieſem Falle die Congreßacte noch darüber

zu sagen hat! Oder ist es nicht eben der Zweck aller internationalen Verhandlungen, und insbesondere einer Congreßacte, über irgend welche streitige Rechte und Pflichten eine Entscheidung zu treffen, um dadurch aus der Unbestimmtheit zur Bestimmtheit zu gelangen? Hier aber geschieht grade das Gegentheil. Es wird vielmehr eine neue Unbestimmtheit geschaffen, indem das Resultat von den im voraus gar nicht zu übersehenden, und selbst hinterher nicht einmal zu controllirenden Volkswünschen abhängen soll? Was kann da nicht alles gewünscht werden, und welcher Wunsch ist der eigentliche Volkswunsch? Heißt das eine Gleichung lösen, wenn man eine neue unbekannte Größe hineinbringt, während doch die Aufgabe vielmehr darin besteht die unbekannten Größen herauszuschaffen? Wo hat man je gehört oder gesehen, daß sich die Diplomatie mit Volkswünschen beschäftigt, und wie hat sie sich die Finger daran verbrannt! Denn es bedurfte nur einer kurzen Zeit dazu, um die rumänischen Volkswünsche dergestalt ins Kraut wachsen zu lassen, daß daraus die rumänische Frage geworden ist.

Es war der pariser Congreß, auf welchem sich die italienische Frage angesponnen, und es war derselbe Congreß, welcher höchst eigenhändig die rumänische Frage angesponnen hat, und zwar, wie wir so eben gesehen, durch die Congreßacte selbst, welche nach Lord Clarendon's Ausspruch eine neue Aera eröffnet, und zwar „die Aera des Friedens!" Nun Gott segne es, und schenke uns nur noch einige solche Congresse, damit es bald in ganz Europa keinen Winkel mehr giebt, wo nicht der Saame zu einer ganz respectablen Frage emporkeimt!

Ja, es ist wahr, gouverner c'est prévoir. Und darum hat sich der Imperialismus zum Meister der Politik gemacht, und wagt jetzt halb Europa Schach zu bieten, weil er eine Voraussicht besaß, wovon die Anderen keine Spur besaßen. „Ach Du weißt nicht," sagte der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna zu seinem Sohn Johann, als dieser wegen seiner Jugend Bedenken trug, die Vertretung der Krone Schwedens auf dem westphälischen Congreß zu übernehmen, — „Du weißt nicht, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird!" Ein historisches Wort! Das war indessen vor zwei Jahrhunderten, und Oxenstierna hat sich wohl nicht gedacht, wohin der Fortschritt der

Zeit die Welt noch führen würde, und daß ſie auch mit gar keinem Verſtand regiert werden kann. Iſt es aber in der That ſo weit gekommen, ſo wird man es dem Napoleonismus wohl noch danken müſſen, daß er die Menſchenfreundlichkeit beſitzt, für dieſes verſtandloſe Europa als Vorſehung zu dienen.

5.

Louis Napoleon wußte wohl was er that, als er den orientaliſchen Krieg unternahm, für welchen Frankreich ſo große Opfer gebracht, ohne irgend einen directen Vortheil davon zu haben. Sein Ziel war die heilige Allianz zu ſprengen, welche ein Menſchenalter lang der franzöſiſchen Politik eine unüberſteigliche Barriere entgegenſetzte. Er hat dieſe Barriere zerſtört, und ſagen wir es unverhohlen, daß dies ein europäiſches Verdienſt war. Denn er hat dadurch die während deſſen je mehr und mehr ſtagnirend gewordene Continentalpolitik wieder in Fluß gebracht. Und insbeſondere für Preußen und Oeſtereich erwuchs daraus der Vortheil, aus der für ſie ſo drückenden Verbindung mit Rußland heraustreten zu können, und ſich gewiſſermaßen erſt ſich ſelbſt wieder zurückgegeben zu ſehen. Dies iſt das Eine. Wenn aber auf dieſe unleugbare Verbeſſerung nicht eine viel größere Verſchlechterung folgen ſoll, ſo betrachten wir jetzt die Rückſeite der Medaille, die freilich etwas anders ausſieht.

Geſetzt nemlich, die heilige Allianz iſt verſchwunden, und es giebt außerdem auch keine andere Combination der Continentalſtaaten, ſondern jeder bleibt ſeitdem ſich ſelbſt überlaſſen, ſo iſt die unvermeidliche Folge, daß das ganze weſtliche Europa dem dominirenden Einfluß Frankreichs erliegt. Das erklärt ſich, wie früher gezeigt wurde, ſchon aus Frankreichs Lage, vermöge deren es nur Nachbarn hat, die jeder einzeln viel ſchwächer ſind als es ſelbſt, wie ferner aus der inneren Natur ſeiner centraliſirten, und weſentlich auf Wirkung nach außen berechneten Macht. Kommt dann zu den militairiſchen Hülfsmitteln Frankreichs endlich noch der revolutionaire Hebel der Nationalitätspolitik hinzu, ſo kann ſich gegen ſolche Kräfte, außer Rußland, kein anderer Continentalſtaat behaupten, ſondern es gehört eine Coalition dazu. Geſchieht es nun aber im Gegentheil, daß die franzöſiſche Politik noch durch das ſtille Einvernehmen mit Rußland unterſtützt wird, und gelänge es ihr dabei, ver-

möge der entente cordiale von Seiten Englands wenigstens keinen Widerstand zu fürchten zu haben, so wäre sie vollständig Herr des Feldes. Und wohin wird diese französische Präponderanz dann lasten? Wohin anders als auf Oesterreich und Preußen, auf den deutschen Bund, und auf das ganze germanische Staatensystem!

Es hätte keiner Prophetengabe bedurft, um alle diese Folgen vorauszusehen, und sobald die heilige Allianz zerfiel, hätte man sofort die nöthigen Gegenmaßregeln einleiten müssen. Das Allererste und Nothwendigste wäre dann ein festes Zusammenhalten der deutschen Staaten gewesen. Allein man weiß, wie vielmehr die orientalische Frage selbst eine reichliche Quelle des Zerwürfnisses für die beiden deutschen Hauptmächte wurde, wovon natürlich nur Frankreich und Rußland Nutzen zogen. Das Zweite wäre gewesen, ein möglichst inniges Einvernehmen zwischen den deutschen Mächten und England zu erstreben, um an die Stelle der heiligen Allianz eine germanische Allianz zu errichten, welche sich zwar selbst nicht heilig nennt, (denn man soll den Namen Gottes nicht unnützlich führen!) in der That aber wohl heiliger sein würde als jene sogenannte heilige Allianz, wenn sie anders ihre Aufgabe begriffe und zu erfüllen strebte. Anstatt aber solche germanische Allianz vorzubereiten, sollte sich vielmehr die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich, wie die Entfremdung zwischen Deutschland und England steigern, indem die deutsche Politik mit der Rastadter Besatzungsfrage bereichert, und dem erstaunten Europa das erbauliche Schauspiel geliefert wurde, die Königin Englands bei der Einweihung des Kriegshafens von Cherbourg assistiren zu sehen!

Das ist nun einmal das Loos der Sterblichen immer nur durch Verirrungen zum Ziele zu gelangen, und es ergeht den Völkern wie den Individuen. Darum ist die Bahn der Politik noch niemals die grade Linie gewesen. Denn niemals genügt ein reiner Gedanke, so klar und überzeugend er auch sein mag, um die Staaten aus einer Richtung heraus, und in eine andere hinein zu bringen, sondern es gehört fast immer ein materieller Anstoß dazu. Und nur selten ist Weisheit einer anderen Quelle entsprungen als der Noth, die um so größer sein muß, je größer die Thorheit ist, welche sie überwältigen soll.

Die Noth ſteht bereits vor der Thür, und der Anſtoß iſt be erfolgt. Es iſt die italieniſche Frage, d. h. der Verſuch Frankre ohne irgend einen Rechtsgrund, ja vielmehr unter der ausdrückli Geltendmachung des revolutionairen Nationalitätsprincips, ſich Herrn Italiens zu machen. Von dieſem Momente an iſt die Erhalt des ganzen mitteleuropäiſchen Staatenſyſtems in Frage geſtellt, Allem des deutſchen Bundes. Und was wird dann aus England, allen anderen germaniſchen Staaten, wenn es keine andere Continen mächte mehr giebt als Frankreich und Rußland? Soll alſo die N nicht zur Thür hereintreten, oder hereinbrechen, ſo wird man dan zu handeln haben.

Ueberlaſſen wir es aber der Diplomatie, die unvermeidlichen Be mittelungs- und Verzögerungsmaßregeln zu verſuchen, welche jede großen Conflicte vorhergehen, und in ihrer beliebten Schneckenlinie de eigentlichen Punkt der Schwierigkeit zu umkreiſen, bis ſich die Geſchic erfüllen, und der vermeintliche Anfang des Endes zum Ende des An fangs wird, wenn eine höhere Macht in die ſchleppenden Verhandlunge hineingreift, und den Völkern das Schwerdt in die Hand drückt, un den Knoten zu zerhauen, den die Politik ſchürzte, während ſie ihn z löſen vermeinte. Wir fühlen uns nicht gemüßigt, die diplomatiſche Wendungen zu erörtern, welche bis dahin verſucht werden könnten oder ſollten. Auch würde es überhaupt ein undankbares Geſchäft ſein, da ſich alle dies nach dem jeweiligen Stand der Verhandlungen richtet, die wir nicht kennen, und die immer nur Wenige kennen, und die ſich außerdem tagtäglich verändern, und durch tauſend Rückſichten bedingt werden, welche aus der eigenthümlichen und zeitweiligen Lage eines jeden Staates hervorgehen. Es iſt kein Gegenſtand theoretiſcher Erörterungen. Unſere Aufgabe war es vielmehr die großen Fragen des europäiſchen Gleichgewichts zu discutiren, und insbeſondere zu zeigen, wie ſehr die- ſelben mit den deutſchen Fragen zuſammenhängen. Der geneigte Leſer mag beurtheilen, wie weit uns dies gelungen iſt, und dabei mit derje- nigen Billigkeit verfahren, für welche die Schwierigkeit der Sache ſpricht. Wir ſind hiermit am Ziele.

XV. Recapitulation.

Als Resultat der vorstehenden Untersuchungen können wir nunmehr folgende Sätze hervorheben.

1. Die Idee eines Gleichgewichts der Mächte beruht auf einer inneren Wahrheit, welche sich durch das Nebeneinanderbestehen unabhängiger Staaten ganz von selbst aufdrängt.

2. Sie hat ihre letzte Realisirung in der europäischen Pentarchie gefunden, worauf das europäische Gleichgewicht beruhte, so lange diese Pentarchie selbst etwas Wirkliches war.

3. Die Pentarchie hat keine Wirklichkeit mehr, sondern ist bereits als aufgelöst anzusehen, und mit ihr ist das europäische Gleichgewicht verschwunden.

4. Gleichzeitig entwickelt sich allmälig die Idee einer Weltpolitik, durch welche aber die europäischen Verhältnisse nur um so schwankender werden.

5. Unter solchen Umständen ist ein allgemeiner Umsturz des europäischen Staatensystems um so mehr zu befürchten, als insbesondere der Napoleonismus denselben anstrebt, und durch eine ununterbrochene Propaganda vorbereitet.

6. Nur durch eine große Coalition kann diesen Gefahren vorgebeugt, und die Wiederherstellung eines europäischen Gleichgewichts ermöglicht werden.

7. Sollte das europäische Staatensystem zusammenbrechen, so

würden die Trümmer deſſelben zu einer Vergrößerung Frankreichs und Rußlands führen, und folglich die dazwiſchen liegenden germaniſchen Staaten immer mehr eingeengt werden, ihre Unabhängigkeit verlieren, oder ganz zu Grunde gehen.

8. Insbeſondere iſt die Nationalitätspolitik als eine Revolutions-Maſchinerie anzuſehen, welche am meiſten von Frankreich aus in Bewegung geſetzt wird, deren Wirkungen aber am meiſten Rußland zu Gute kommen.

9. Dieſer revolutionairen Nationalitätspolitik gegenüber iſt die Machtſtellung des Germanismus in Europa vielmehr durch die Erhaltung, und reſp. Verjüngung des hiſtoriſchen Staatenſyſtems bedingt.

10. Es ſind daher die großen germaniſchen Staaten, welche die geforderte Gleichgewichts-Coalition bilden müſſen.

11. Der Kern einer ſolchen Coalition iſt ſchon durch den deutſchen Bund gegeben, welcher in Zukunft die Baſis des europäiſchen Gleichgewichts werden muß.

12. Um aber über dieſen Bund richtig zu urtheilen, muß man ſich zuvor überzeugt haben, daß das Zerfallen des ehemaligen deutſchen Reiches in ein Syſtem von ſouveränen Staaten weder etwas Zufälliges noch Willkürliches war, ſondern auf dem langſamen Proceß der Jahrhunderte beruht, welcher aus der Eigenthümlichkeit der deutſchen Nation ſelbſt entſprungen iſt.

13. Eine Analyſe dieſes Proceſſes zeigt, wie alle größeren Staaten, welche daraus hervorgegangen ſind, ein eigenthümliches Element der deutſchen National-Entwickelung repräſentiren, ſo daß ſie als die Glieder eines deutſchen Geſammtkörpers anzuſehen, und daher auch auf eine deutſche Geſammtpolitik angewieſen ſind.

14. Zu einer deutſchen Geſammtpolitik gehört aber vor Allem ein gemeinſames Ziel, und um dieſes erfaſſen zu können, muß man ſich zuvor über den Weltberuf der deutſchen Nation klar geworden ſein.

15. Derſelbe beſteht vor Allem in der Entwickelung eines neuen internationalen Syſtems.

16. Ein ſolches hatte das ehemalige deutſche Kaiſerthum von Anfang an erſtrebt, nemlich eine abendländiſche Völkergemeinſchaft.

17. Die Herstellung dieser seit Jahrhunderten zerrissenen Gemeinschaft ist als die wahre Garantie des europäischen Gleichgewichts anzusehen, aber nur durch die Geltendmachung sittlicher Ideen in der Politik zu erreichen.

18. Eben dies ist die Aufgabe des deutschen Bundes, der eben darum allein die wahre Basis des europäischen Gleichgewichts bilden kann.

19. Was den deutschen Bund bisher verhindert hat, und noch verhindert, sich in diesem Sinne zu bethätigen, ist vor Allem das pentarchische System, mit den daraus fließenden österreichischen und preußischen Großmachts-Ideen, welche eine deutsche Gesammtpolitik unmöglich machen.

20. Die Großmachts-Categorie hat aber durch die Auflösung der Pentarchie ihre frühere Bedeutung verloren, und insofern sie überhaupt noch einen reellen Sinn hat, ist sie weder auf Preußen noch auf Oesterreich anwendbar.

21. Auch zeigt die Erfahrung, wie die bisherige Großmachtspolitik weder Preußen noch Oesterreich einen wirklichen Gewinn, sondern unleugbaren Schaden gebracht hat.

22. Diese beiden deutschen Großmächte sind in der That nichts anderes als große deutsche Marken, welche daher ihren wahren Vortheil nur in einer deutschen Gesammtpolitik finden können, und also die Basis ihrer Politik nicht in der europäischen Pentarchie, sondern in dem deutschen Bunde zu suchen haben.

23. So steht denn folglich der Begründung einer deutschen Politik nichts weiter mehr im Wege, als einerseits die herrschende Schlaffheit, deren Beseitigung die Mission des Napoleonismus ist, wie andererseits die herrschende Unklarheit, deren Beseitigung der Zweck der vorliegenden Arbeit ist.

24. Das Schlußresultat derselben concentrirt sich in den Worten von Gentz: „Europa ist durch Deutschland gefallen, durch Deutschland muß es wieder emporsteigen."

Berlin, Druck von J. G. Brüschcke.

HARVARD LAW LIBRARY

FROM THE LIBRARY

OF

RAMON DE DALMAU Y DE OLIVART

MARQUÉS DE OLIVART

RECEIVED DECEMBER 31, 1911